This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Graf Loeben

Nach einer Zeichnung von Wilhelm Hensel

Otto Heinrich Graf von Loeben

(Isidorus Orientalis)

Sein Leben und

seine Werke

von

Raimund Pissin

mit einem Bildnis des Dichters von Wilhelm Hensel

Prof. Dr. [illegible]

Berlin W. 35

B. Behr's Verlag

1905

A. 17 739

Vorbemerkung.

Nicht dem Gegenstand dieser Untersuchung (der für sich selbst sprechen möge), nur einem Punkt seiner äußeren Behandlung auf den folgenden Bogen gilt diese Vorbemerkung: dem zunächst auffallenden Unterschied in der Würdigung der ersten dreißig Lebensjahre des frühe Verstorbenen von jener, die seinen letzten neun — obenein den produktivsten — zuteil wird. Ausschlaggebend für mein Vorgehen ist der innere Grund, daß ungefähr zur angegebenen Zeit (um 1815) sich dokumentiert, daß das Schaffen des Dichters (soweit Neuproduktion in Betracht kommt) einmündet in die — vom künstlerischen Standpunkt aus — sumpfige Niederung der Belletristik. Die literarische Verflachung begleitet — dies der zufällige äußere Grund — ein Mangel an biographischem, namentlich ein fast völliges Versiegen des handschriftlichen Materials. Auch wenn mir jetzt, da ich nach allzulanger Pause die durch gänzlich veränderte Lebensverhältnisse zurückgeschobene Arbeit wieder aufnahm, mehr als Wochen zu Gebote gestanden hätten, — ich würde dennoch den Schluß dieses Dichterlebens in skizzenhafter Form zu geben mich entschlossen haben.

Während ich also auf die unbekannten biographischen Einzelheiten, namentlich der Zeit nach dem Schlaganfall, ausführlicher einging, schien es mir übrig, all den erzählenden Werken des Dichters aus seinem letzten Dezennium mehr als einige Worte zu widmen: für die Erkenntnis der spezifisch romantischen Bestandteile im Wesen, Leben und Schaffen dieses Dichters tragen sie insgesamt weniger bei als etwa nur sein ‚Reisebüchlein'. Ihre formalen, vor allem inhaltlichen Tendenzen aber können nutzbringend betrachtet werden doch nur innerhalb eines größeren Zusammenhanges, der z. B. die ganze romantische Novellistik

überblickt; oder den Einfluß der romantischen Meister-Erzähler, Tiecks, Hoffmanns; oder die stoffliche Einwirkung der romanischen Literaturen auf die romantische Epik u. ä. — So vor die Wahl zwischen zwei Übeln gestellt, — eine Monographie mit Gleichgiltigem überstark anzuschwellen; eine (an sich gleichgiltige) Epoche unverhältnismäßig oberflächlich zu behandeln — entschied ich mich für das zweite, kleinere Übel. Übrigens wird die im Anhang gegebene ausführliche Bibliographie diesen Mangel einigermaßen wettmachen. Von ihr wie von dem Briefe-Verzeichnis hoffe ich, daß sie beitragen werden, Loebens Persönlichkeit, bibliographischer Unnahbarkeit entrückt, einem größerem Kreise von Fachgenossen greifbarer, vielleicht vertraut zu machen.

Diesem Ziel nahe zu kommen begünstigte mich der erfreuliche Umstand, daß ich außer den Tagebüchern den gesamten (ungeheuer umfangreichen) handschriftlichen Nachlaß des Dichters auffand, auf dessen Ausnutzung, falls andere Quellen im Text nicht angegeben sind, alle Angaben beruhen, auch wo dies nicht ausdrücklich hervorgehoben ward.

Herr Alfred Graf zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld in München hatte die Güte, mir den Nachlaß zur freien Verfügung zu überlassen. Indem ich ihm für sein Vertrauen und seine Liebenswürdigkeit meinen verbindlichen Dank an dieser Stelle wiederhole, erfülle ich freudig die Pflicht, Dank auch allen denen auszusprechen, die meine Bemühungen durch Rat und durch Tat so freundlich entgegenkommend unterstützten: den Herren Verlagsbuchhändler Brockhaus in Leipzig, Stiftsforstmeister Großer auf Joachimstein, Prof. Dr. Max Herrmann und Dr. Leopold Hirschberg in Berlin, Prof. Dr. Knothe in Dresden, Geheimrat Prof. Dr. Leo in Göttingen, Exzellenz von Malsburg auf Escheberg, Dr. Meißner in Berlin, Dr. A. Moschkau in Oybin, Hofrat Dr. Peschel in Dresden, Prof. Dr. Roethe in Berlin, Referendar Karl Schacht in Berlin, Leutnant Strauß z. Z. in Berlin.

Strausberg 2, im Februar 1905. R. P.

Kapitel 1.

Dresden und Wittenberg.

1. Erste Jugend.

Otto Heinrich Graf von Loeben entstammte einem alten begüterten Lausitzer Geschlecht. ‚Es hat sich durch unterschiedliche tapfere Nachkommen im Hussitenkriege und auch nach der Zeit bei folgenden Kriegs-Troublen sehr signalisiert', wie Samuel Großer in seinen Lausitzischen Merkwürdigkeiten, 1714, Tom. III. S. 48 sagt. Sein Vater war Otto Ferdinand Freiherr von Loeben, geboren am 18. Juni 1741, kursächsischer Wirkl. Geh. Rat und Konferenz-Minister, der am 10. Juli 1790 die gräfliche Würde erwarb; seine Mutter Maria Caroline geb. von Greiffenheim, Tochter des schwedischen Ministers auf dem Reichstage zu Regensburg, geboren am 22. Juli 1760. Ihrer am 27. April 1778 geschlossenen Ehe entsproß am 18. August 1786 Otto Heinrich, der als drittes Kind in Dresden geboren wurde.

Hier verlebte er seine Jugend; nur im Sommer begab sich die Familie für einige Zeit auf ihre Güter in der Umgegend von Görlitz: Nieder-Rudelsdorf und Ober-Gerlachsheim. 1800 ließ der Minister ein Landhaus vier Kilometer östlich von Dresden in Tolkwitz an der Elbe erbauen; in der ländlichen Stille dieses lieblichen Plätzchens hat der junge Loeben gern mit seiner Mutter geweilt und oft Anregung zu neuen dichterischen Versuchen empfangen.

Unterricht erhielt der Knabe im Hause, unter der Leitung eines Hauslehrers. Zuerst war es der später in Wendisheim

tätige Pastor Johann Gottlieb Leberecht Köhler, ein frommer, Natur und Tugend mit gleicher Begeisterung umfassender edler Mensch, der seinem ‚zärtlich geliebten Seelensohne' treue Freundschaft hielt, dem Wahlspruch seines Siegels folgend: fidélité en absence. Den Magister Opitz, der danach vom Ende des Jahres 1797 an die Erziehung des Knaben geleitet hatte, ersetzte 1801 Christian Gotthelf Stolle, dem im Herbst 1805 die Pfarrstelle zu Scheibenberg im Erzgebirge auf die Fürsprache der Loebenschen Familie zuteil wurde. Er begleitete noch den jungen Studenten während seines ersten Semesters auf die Universität, zuletzt mehr ein älterer Freund als ein Mentor, wie mancher andere nach ihm durch das ernste Streben des Jünglings und seine schwärmerische, liebevolle Seele angezogen. Einige Briefe aus den Jahren 1805/06 erweisen ihn als einen rechtschaffenen, besonnenen, durch Erfahrung gereiften, charaktervollen und pflichttreuen Mann, der seinem Erziehungsamte mit Sorgfalt und Umsicht oblag und der gräflichen Familie aufopfernd ergeben war.

Erzieher und Eltern in Übereinstimmung scheinen in den Knaben den Keim innerlicher Frömmigkeit gelegt oder — war er da — ihn von früh an gepflegt zu haben. Seine Mutter — den Vater fesselten wohl Amt und Gesellschaft zu sehr — hat sich ihm viel widmen können, blieb er doch allein im Hause: fünf Geschwister starben im jugendlichen Alter, der sieben Jahre ältere Bruder Ferdinand war Offizier und trat sehr jung erst in kursächsische, 1804 in kaiserliche Dienste.[1]) Früh und gleichsam spielend werden Otto Heinrich auch die Grundlagen weltmännischer Bildung vertraut; schon die repräsentierende Stellung des Vaters brachte das mit sich. In den erhaltenen Resten eines französisch geführten Tagebuchs aus dem Jahre 1800 finden wir häufig die Teilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen, Bällen und Konzerten erwähnt. In den Häusern

[1]) Er wurde später Major und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl von Österreich.

des hohen Adels der Residenz war er kein seltener Gast; wir lesen die Namen der Grafen Bosen, Einsiedel, Hoyen, Werthern, Zinzendorf, der Carlowitz, Friesen, Nostitz, Senfft, Watzdorf und andere.

In diesem ‚journal' erscheinen oft Bemerkungen wie: ‚je suis content de ma journée'; ‚j'ai raison d'être assez content de moi, excepté que je me suis oublié deux ou trois fois'; also Selbstbeobachtung, Beurteilung der täglichen Führung, eine leicht pietistisch gefärbte Tendenz. Herrnhut lag in der Nachbarschaft der Familiengüter, und Beziehungen sind vorhanden gewesen: so hielt sich zeitweise eine ältere Verwandte, Henriette von Burgsdorf auf Sohland, die mit Otto Heinrich in lebhaftem Briefwechsel stand, dort auf. Sein 1800 geborener Bruder Albrecht ist in Groß-Hennersdorf bei Herrnhut erzogen worden. Als ‚supplément' ist dem Tagebuch eine kurze Autobiographie beigegeben, bemerkenswert durch den Ton zärtlicher Liebe zu den Eltern wie durch den Stil, in dem über die gestorbene Schwester gesprochen wird. Sie lautet:

Histoire de Henry Comte Loeben.

Je suis né à Dresde le dix-huit Août 1786, le troisième enfant des meilleurs parents. J'étois né maladif et foible, mais le bon Dieu m'a tiré de tous les dangers, que je courus par les maladies de mon enfance. D'après la volonté divine, mes parents ont perdû cinq enfants chéris — dont je connûs quatre. Jamais le souvenir de ces bienaimés ne s'effacera jamais de mon coeur. J'en perdis une soeur qui avoit atteint sa vingt-deuxième année — un modêle des vertus les plus sublimes — une fille obéissante, une tendre soeur, une épouse incomparable — la patience — la douceur même — — mais elle fût mûre pour l'éternité. Elle mourût en couches et son dernier moment étoit l'image touchant de sa vie. Mais elle est heureuse, elle est dans le ciel, pour le quel elle étoit créée — et elle prie pour nous!

Mon enfance fut une suite d'années, où je ne connaissais rien que le bonheur.

En 1797 mes parents se rendirent a Rastatt, où mon père fut envoyé de la part de l'électeur, au congrès de paix. Mon frère les y suivit, et je restois avec ma soeur Caroline à Dresde. J'ai été séparé de mes parents pendant 16 mois. Que ce temps me parut long! à la fin je ne pouvais m'imaginer qu'il fût possible de jamais pouvoir les revoir! Ma pauvre petite soeur tomba dans une maladie grave et longue, qui nous la ravit à la fin, après de longues souffrances, agée de trois ans.

Mon frère Ferdinand revint avant mes parents. Enfin le moment heureux où je devois les embrasser, vint. Le 12 de mars fut le jour le plus heureux — je revis un père et une mère, aimés — avec une tendresse inexprimable.

Mes parents prirent la résolution de me faire inoculer: une résolution tout à fait conforme mes souhaits. Nous partîmes donc pour Torgau où le bon médecin D. Magnus m'inocula le 28 de Juin 1799. Graces a Dieu! tout se passa le plus heureusement, et l'inoculation contribua à me rendre aussi bien portant, que je le suis à cette heure.

Sehr früh, zu einer Zeit, da die erhaltenen Aufſätze den etwa Vierzehnjährigen noch in der raſchen Entwicklung von kindlicher Auffaſſung und unbeholfenem Ausdruck zu einiger Selbſtändigkeit zeigen, ſehr früh erfaßte den Knaben das Bedürfnis eigner ſchriftſtelleriſcher Betätigung. Loeben ſchildert einmal ſcherzhaft, wie er ſich damals die Zeit für ſeine kleinen Romane und Dramen von den Schularbeiten abſtahl, immer in Furcht dabei überraſcht zu werden. Die Hauptwurzel dieſes Bedürfniſſes war wohl ein nur zu lebhaft in Loeben ſich regender Nachahmungstrieb. Dann mußte der ausgebreitete geſellſchaftliche Verkehr ihn durch den Gegenſatz ſeiner mannigfach geſtalteten Umgebung früh zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt bringen: er befruchtete durch die Vermittelung neuer Eindrücke des Knaben

Phantasie und weckte den Wunsch, darstellend ihrer Herr zu werden. Lösend und reifend endlich wirkten auf sein empfindliches Herz die schweren Schickungen, die seine Familie trafen. Daß und wie er gerade diese Eindrücke verarbeitete, lehrt eine Skizze aus dem Jahre 1800: ‚Das Bild der Gerechten. Kein Ideal'. Sie schildert kurz den Lebensgang seiner 11 Jahre älteren im ersten Wochenbett gestorbenen Stiefschwester Sofie, die aus der ersten Ehe seines Vaters mit Sofie von Schmertzing stammte. Er war zwölf Jahre alt, als sie starb. Oft mag ihrer im Elternhaus in liebender Trauer gedacht worden sein: ‚Ihr, die Ihr diese Zeilen leset, weihet ihr eine Thräne der Liebe, des Andenkens; o strebet ihr dereinst ähnlich zu werden; denn sie lebte die Edle, die ich Euch mit viel zu schwachen Farben noch schilderte, schenkt auch mir dabei eine Thräne des Mitleids, denn die himmlische Sofie war meine Schwester.'

Loebens Unterricht in der französischen Sprache hat ebenfalls in früher Jugend begonnen; kaum ist er leidlich der Umgangssprache Herr, so verfaßt er eine ‚Tragédie en deux actes et en prose Balsore ou le sacrifice du devoir et de la vertu' Balsora,[1]) die vor ihrem rohen Gatten Soliman zum Sultan Osman geflüchtet ist, wird von diesem wie von dessen Sohn Abdallah leidenschaftlich geliebt, bringt aber, obwohl Osman entschlossen ist, zu Gunsten seines Sohnes verzichtend ‚das Opfer väterlicher Liebe' zu bringen, selbst das ‚Opfer tugendhafter Pflichterfüllung', indem sie zu ihrem Gemahl zurückkehrt, den Osman ins Gefängnis geworfen hat. Soliman tötet sie, dann, nach der Tat verzweifelnd, sich selbst; Osman und sein Sohn bleiben in tiefem Schmerz zurück.

---

[1]) Roethe hat mich auf die stoffliche Verwandtschaft mit Wielands Jugendgedicht ‚Balsora' [in den Moralischen Erzählungen 1752] aufmerksam gemacht, das seinerseits aus Addisons Spectator schöpft. Wenn auch die weitere Entwicklung verschieden ist, stimmt doch die als Ausgangspunkt genommene Situation überein: Balsora liebt Abdallah und wird von seinem Vater geliebt.

Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht.

Das Stück ist nicht mehr als eine Stilübung,[1]) aber bemerkenswert ist die Wahl des Themas. Pflicht und Tugend hier, Leidenschaft und Sinnlichkeit dort liegen in ewigem Kampf, oder mit den Worten der eben schon zitierten ‚Urania' Tiedges, die über ein Jahr jünger als Loebens Balsora ist:

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß;
Der Ruf der Tugend dort — sie fordert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
(V. Gesang: Tugend.)

Otto Heinrichs Hauslehrer, Verehrer der Maximen Tiedges,[2]) in denen sich die Lebensauffassung der Durchschnitts-Zeitgenossen getreulich spiegelte, werden ihm die Beschäftigung mit derartigen Themen nahegelegt haben, in Übereinstimmung mit seiner eigenen, dem sittlich Guten von je mit kindlicher Liebe zugetanen Anschauung. Das Tiedgesche Zitat: Natur führt unsern Geist zur Tugend, und Tugend führt ihn zur Natur, das einen Aufsatz: ‚Lob des Landlebens' vom Oktober 1799 schmückt, ist auch das Motto eines

---

[1]) Ebenso wie ein halbes Jahr darauf die: ‚Comédie en deux actes et en prose L'etourdie'.

[2]) Köhler etwa variiert in einem längeren dem Zehnjährigen gewidmeten Geburtstagsgedicht das Thema:

‚Nur die Tugend glänzt uns immer,
Jüngling, früh erwirb sie dir!' — —

Zum Beweis der Verbreitung solcher Anschauungen damals erinnere ich daran, daß z. B. ein Altersgenosse Loebens — Uhland — gleichermaßen mit Dichtungen im Sinne Tiedges begann. Man lese Gedichte aus seinem fünfzehnten Jahr wie ‚Zufriedenheit', in dem ein Greis erklärt:

Ach in zweiundachtzig langen Jahren
Hab ich wahrlich an mir selbst erfahren,
Daß nicht Reichtum Glanz und Pracht,
Daß nur Tugend glücklich macht,

und andere.

im folgenden Jahr entstandenen ländlichen Schauspiels: ‚Daphnis und Lysias', einer Verherrlichung kindlichen Gehorsams. Die Quintessenz einer Fabel Loebens vom Oktober 1801, ‚Rose und Veilchen', lautet:

Schönheit, Jugend
Alles stehet in des Schicksals Hand;
Glücklich wird man einzig nur durch Tugend,
Alles übrige ist Tand.

Fruchtbar machten diese gleichgerichteten Bestrebungen der Neigung und Erziehung dann die Erfahrungen, die Loeben reichlich im gesellschaftlichen Leben sammeln konnte. Auch die Form, in der solche Erfahrungen niedergelegt wurden, war ihm gegeben; vorbildlich waren etwa die ‚Gemälde häuslicher Scenen zur Veredlung junger Herzen', von Sophie Ludwig (Leipzig, Walther, 1789/91), die er Anfang 1801 in einem ‚journal de lecture' als ein ‚ganz vortreffliches Buch' erwähnt.

Etwas über ein Jahr, so scheint es, stehen derartige Versuche im Vordergrund der Bemühungen Loebens. Er gründet eine handschriftliche Zeitschrift: ‚Veilchenblätter, ein Journal belehrender Unterhaltung gewidmet von Otto Heinrich Graf Loeben.' Monatlich sollte ein Heft erscheinen. Des I. Bandes erstes Heft trägt das Datum Januar 1801. Einige Hefte haben sich erhalten. Wir finden die Erzählungen: Die Zwillinge, Novelle; Mariens Leiden. Ein Gemälde menschlicher Schicksale.

Es lohnt nicht, auf den Inhalt des genaueren einzugehen; die Erfahrungen und Erlebnisse in der eigenen Familie, Vorkommnisse in der Dresdner Gesellschaft sind die Grundlage. Die Feststellung genüge, daß Loeben hier im wesentlichen in den Bahnen zeitgenössischer Romanschriftsteller wandelt; die Geschichte der Eltern, dann der Kinder, wohl auch der Enkel noch wird kurz verfolgt. Wir erleben, um wieder mit der Urania zu reden, wie ‚still und rührend die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott', aber auch wie ‚triumphierend die Tugend

siegt'. — Eine kurze Probe aus ‚Mariens Leiden' macht weitere Bemerkungen überflüssig:

‚Wie soll ich lebhaft das stille, verzweiflungsvolle Trauern der tiefgebeugten Mutter, die grenzenlose Verzweiflung des unglücklichen Gatten, das Wehklagen der verwaisten Kinder, das Bedauern aller, die sie kannten, wie soll ich das beschreiben? Ihr die ihr ähnliche Verluste erlitten, die ihr vielleicht auch eine hoffnungsvolle Tochter, eine liebende Gattin verloren habt, ihr allein werdet alles fühlen was diese Unglücklichen erlitten! werdet vielleicht der verklärten, der nun glückseligen Auguste eine Thräne weihen! —

Hier sei es mir vergönnt zu schließen: denn was sollte ich noch hinzufügen? Marie blieb unglücklich — denn wo hätte sie eine solche Tochter wiederfinden sollen? nur ihre Tugend, nur die Religion vermochten sie aufzurichten — aber getröstet ward sie nie. Sie ersetzte Augustens Stelle bei ihren Enkeln, verlebte ihre noch übrigen Tage bei dem Gatten ihrer Auguste, und starb mit Freuden, denn sie betrachtete den Todt als den Ort der Wiedervereinigung mit allen, die ihr hier so theuer gewesen und in deren Besitz sie dort auf die seligste Zukunft hoffte. O warum müssen doch in dieser Welt die besten Menschen oft am meisten leiden? warum sind gerade sie den traurigsten Unfällen unterworfen, warum mißlingen ihnen ihre liebsten Pläne, indeß der Bösewicht im Glücke schwelgt, oft sein ganzes Leben hindurch sich in glänzenden Umständen befindet? Verehre auch hierin die Weisheit der Gottheit, kurzsichtiger Sterblicher! Jener Bösewicht, der in glänzendem Überflusse schwelgt, der in Sünden ungestraft dahin lebt, hat schon auf dieser Welt das seine genossen — in jener Welt wird sein Schicksal desto trauriger sein — ‚aber den leidenden Gerechten erwartet dort Wiedervergeltung, Belohnung, Glückseligkeit!'

Diese frühe Periode prosaischer Tätigkeit hat Loeben in einer ‚Chronologischen Zusammenstellung aller seiner Gedichte — als einer Ansicht seiner steigenden Ausbildung', die er 1804, vor

der Abreise nach der Universität, anfertigte, gar nicht erwähnt; die Hefte lagen in einem Paket seines Nachlasses mit der Aufschrift: ‚Kindereien'. Dennoch mußten sie berücksichtigt werden; ja ihre Kenntnis ist keineswegs unwichtig. Wir erhalten Aufschluß über Art und Einfluß der Umgebung in der Jugend. Jugendeindrücke graben sich tief ein und wirken nach bis in das Leben des Mannes; ihre Erinnerungen verlöschen nicht. Es kommt eine Zeit, da Loeben, 20 Jahre älter, wieder ‚Familiengeschichten' verfaßt — dann werden wir die jetzt gewonnenen Kenntnisse zu verwerten haben.

Im Laufe des Jahres 1800 zeitigt der eifrig betriebene Unterricht in den alten Sprachen die ersten Früchte: Briefe und einige Oden des Horaz, aus Ovids Metamorphosen, die 7. und 8. Idylle Virgils werden übersetzt. Auch die Beschäftigung mit Anakreon beginnt schon.

Nun wächst rasch vom Jahre 1802 an die Menge vor allem der lyrischen, dann der epischen und dramatischen Produkte. Der Sommer 1802 bringt zunächst eine ‚Romanze' in drei Gesängen, ‚Adeline', über 70 Strophen in der Reimstellung a a a b b b | c c d d mit wechselndem Rhythmus. Das junge Weib eines auf dem ersten Kreuzzuge gefangenen provenzalischen Edelmanns zieht in Ritterrüstung aus, ihn zu suchen, wird gefangen, Mitsklavin ihres Gatten und befreit ihn. Eingeholt, begnadigt sie der Sultan; sie fahren zu Schiff der Heimat entgegen, aber kurz vor der Landung verschlingt ein Sturm sie mitsamt dem Schiff. Die Reimgewandtheit ist nicht unbedeutend, aber die Banalität der Verse oft sehr groß; in Naturschilderungen gelingt einzelnes.[1]) Dann aber begeistert Johann Heinrich

[1]) Vielleicht hat Gleims ‚Schout by Nacht' angeregt, jedenfalls ist Bürger das stilistische Vorbild des volkstümelnden Ausdrucks gewesen, in Balladen wie der ‚Königin von Golkonde' oder den ‚Weibern von Weinsberg', auch fehlt nicht das ‚hop, hop, hop,' der gallopierenden Rosse. Der Name des Töchterchens Adelines, Blandine, dürfte Bürgers ‚Leonardo und Blandine' entlehnt sein. In dieselbe Zeit fällt ein Gedicht Loebens, das er ‚Gattentändeley' nennt, ein Seitenstück zu Bürgers ‚Muttertändeley'.

Voſſens ‚Luiſe‘ ſeinen durch Virgil ſchon für die idylliſche Dichtung gewonnenen Sinn zu einem ‚Häuslichen Gedicht in 7 Geſängen, Maria‘, in noch ſehr unbeholfenen Hexametern In drei Monaten vollendet er es, ungefähr 1500 Verſe. Große Leichtigkeit der Arbeit iſt charakteriſtiſch für Loeben. In Stunden und Tagen der Begeiſterung iſt er von ſtrömender Fruchtbarkeit. Dieſer Stoff hat ihn lange gefeſſelt. Eine dritte, zum Druck beſtimmte Umarbeitung ſtammt noch aus dem Sommer 1806.[1]) Am 3. Januar 1807 äußert er ſich in einer ‚Nachſchrift‘ zu dieſer letzten Geſtaltung: ‚Dieſem Gedicht iſt ein großer Theil meiner poetiſchen Kinder- und Knabenperiode geweiht geweſen. Ohne eine andere Theorie der idylliſchen Poeſie als mein Gefühl und einige Idyllen, die ich mehrere Jahre vorher geleſen hatte, zur Führerin zu nehmen, fing ich im Auguſt 1802 an, meine Maria zu ſchreiben, die ich vollendet meinen Eltern, im Dezember deſſelben Jahres zur Weihnachtsgabe überreichte. Die Stunden, die ich ihr damals widmete, gehören zu den glücklichſten meines früheren Lebens, und ich kann mich derſelben immer noch mit ſüßer Rührung erinnern . . . Im Winter 1804—5 legte ich aufs neue Hand ans Werk und zu Oſtern 1805 unterwarf ich das bisher Gethane der Kritik meines damaligen Freundes, des Hofrathes Böttiger. Kurz darauf blieb ſie abermals liegen, ward zwar im Herbſt wieder einmal vorgenommen, aber ſeitdem ganz vergeſſen. Endlich im Frühjahr 1806 kehrte ich mit neuen Ideen zu ihr zurück; ſtürzte das Gedicht in formeller Hinſicht ſo völlig um, daß faſt kein Vers unverändert und nicht der 50. Theil des alten ſtehen geblieben iſt, vollendete meine Arbeit nach einigen Intervallen am 16. Auguſt und hatte ſchon den Brief an die Ungerſche Buchhandlung fertig — als ich wegen der kriegeriſchen Aspecten mit der Abſendung Anſtand

---

Bürgers Einfluß geht bald vorüber, ohne ſtarke Befruchtung ſeiner Phantaſie. — Da vorhin ſchon eine Parallele zu Uhland gezogen war, ſei bemerkt, daß genau im gleichen Alter auch der junge Schwabe unter Bürgerſchem Einfluß ſtand — allerdings erheblich ſtärker noch als Loeben. Ich erinnere an die Ballade ‚Hermann und Utha‘ von 1803 u. a.

[1]) Bei der Darſtellung dieſer Zeit wird auch der „Maria“ eingehender gedacht werden.

nahm. — Seitdem ruht die Maria und wird nie zum Vorschein kommen.'

Doch ehe dieser Entschluß reift, macht der junge Dichter noch manche Wandlung durch. Er wendet sich jetzt der dramatischen Dichtung zu. Schon Ende 1801 begonnen, aber erst Ende 1802 fortgesetzt, ohne sie zu vollenden, hat er eine Tragödie ‚Codrus', noch in Alexandrinern. Loeben bemerkt selbst: ‚noch nicht dem Cothurn gewachsen'. 1806 nennt er das Fragment eine tragische Tollkühnheit und fügt hinzu ... ‚doch — als wir Kinder waren, sagt Paulus, hatten wir kindische Einfälle'. —

Seine dramatische Produktion erhält 1803 einen gewaltigen Antrieb. Schiller ist in seinen Gesichtskreis getreten. 1800 zählt Loeben bei Gelegenheit eines Aufsatzes ‚Betrachtungen beim Wechsel des Jahrhunderts' die seiner Meinung nach bedeutendsten Dichter auf und nennt: Haller, Hagedorn, Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Geßner, Matthison, Blumauer, Pfeffel. Schiller und Goethe fehlen noch in der Reihe! — Ende 1801 erscheint die ‚Jungfrau von Orleans', deren Aufführung er am 26. Januar 1802 — laut seinem Rechnungsbuch — beiwohnt; fünfviertel Jahre später die ‚Braut von Messina'. Diese Dramen, vielleicht die ersten von Schiller, die Otto Heinrich las oder sah, erzeugen bei ihm eine flammende Begeisterung.

Das Jahr 1803, dessen erstes Drittel nebeneinander einem ländlichen Gedicht in acht Gesängen, einer Fortsetzung der ‚Maria'; der Romanze, Brunhilde'; einem Lustspiel, der ‚Flucht im Koffer', den eben erschienenen ‚Deutschen Kleinstädtern' Kotzebues nachgebildet, gewidmet war, dieses Jahr steht weiterhin gänzlich unter Schillers Bann. Schon im Mai schreibt Loeben eine Parodie auf den Monolog der Jungfrau; einem Prolog: ‚Lisettens' — eines koketten Mädchens — ‚Abschied von Dresdens Fluren'. Der Juli bringt unter anderem ‚Robert und Elisa, eine romantische Tragödie'; ferner zwei Gedichte: ‚Raimund an Johanna D'Arc' und ‚Dunois' Klagen um den Tod der Johanna'. Dann aber verfaßt der Unermüdliche in der Zeit von Ende

August bis 1. November 1803 eine Tragödie: Die Geschwister von Neapolis,[1]) die typisch für Loebens Arbeitsweise, nicht nur dieser Zeit, genannt werden darf. Blindlings stürzt er sich in die Gedankenwelt des vergötterten Vorbilds, widerstandslos dem starken Strom hingegeben, und in dieser Hingabe entsteht ein Zerrbild des eigenen wie des fremden Wesens.

Daß Begeisterung fanatisch macht, für einige Zeit blendet, ist unzweifelhaft; aber diese Stufe noch überschreitend, gibt es Menschen, denen tatenloses Schwelgen in Bewunderung nicht genügt, deren Begeisterung sich in Paroxismen der Nachahmung ausleben muß, wobei dann andere Fähigkeiten — wie die sänftigende Tätigkeit des Verstandes, das kritische Vermögen, von der Selbstkritik zu schweigen — verkümmern oder aufgesogen werden von jenem schwellenden Organ, dem Nachahmungstrieb. Um seiner typischen Stellung willen also verdient das Werk eingehender analysiert zu werden.

Nicht nur der Einfluß der kurz vorher erschienenen ‚Braut von Messina' kommt für Loebens Drama in Betracht: es ist eine Kontamination mit Problemen des Don Carlos eingetreten; ferner haben in einzelnen Motiven und Zügen die ‚Räuber', die ‚Jungfrau von Orleans' und ‚Maria Stuart' vorbildlich gewirkt. Der Anfänger ist in jeder Zeile zu spüren. Zur Ausgestaltung und Vertiefung eines einzelnen Problems ist Loeben vor dem Schwelgen in Problemen und Motiven gar nicht gekommen. Ihn erfaßt zunächst die Gestalt der Isabella: nicht die stolze Selbstüberhebung und dann das trotzige Aufbäumen gegen das Schicksal, sondern die Angst und ewige Sorge und Sorgfalt der unerschöpflichen Mutterliebe. Davon wird er künstlerisch und menschlich gleich tief berührt, in der Erinnerung an die eigene über alles geliebte Mutter. So entsteht ihm die Gestalt der altersgebeugten frommen Donna Amalia.

---

[1]) Handschriftlich; im Besitz des Grafen Alfred zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, dessen Güte ich dies und anderes verdanke.

Dann ergreift ihn das Thema des Mädchens, um deren Liebe zwei Jünglinge werben, nur sind es bei ihm nicht zwei feindliche Brüder, sondern zwei, durch die innigste Zuneigung verbundene Freunde, Theodor, Amaliens Sohn, und Ricci — Carlos und Posa. Wieder schaltet also Loeben die Voraussetzung leidenschaftlich erregter Handlung aus. Der Verlauf ist: edelgesinnt verzichtet der ungeliebte Theodor, Ceciliens[1]) Onkel, allerdings nach schwerem Kampf, und segnet selbst ihren Bund mit Ricci.

Doch die Sorge Amaliens um Theodor ist noch kein ausreichender Vorwurf für Loebens Bedürfnis, wie er in den Widmungsstrophen sagt: Das sanfte liebe Bild der Elternliebe zu entwerfen. Theodor hat eine Schwester Seraphine; sie ist die Gemahlin des Herzogs Theodoro, Vizekönigs von Neapel, der sie grausam drei Jahre lang in einem ‚unterirdischen Gewölbe' schmachten läßt, weil sie den Namen ihres keusch Geliebten, dessen Briefe dem Herzog in die Hände gespielt worden, nicht verraten will. Ihr vom Herzog fingiertes Begräbnis eröffnet das Stück. An eben dem Tage wird ihre Tochter Cecilia zu ihr in den Kerker gestoßen. Sie beide entdeckt Theodor, der sie nachts hinter ihrem ‚Gitter' singen hört, sein Freund Ricci befreit sie und führt sie zur Mutter. (Eine deutliche Reminiszenz an die ‚Räuber' IV, 5; III, 2.)

Wie kam Theodor nachts in den herzoglichen Garten? Er hatte ein Stelldichein mit der Fürstin Visconti, der früheren Freundin der arglos vertrauenden Seraphine, deren Briefgeheimnis sie, die ehrgeizige Maitresse, dem Herzog verraten hat.[2]) Das Stelldichein mit der Visconti beruht, wie im

[1]) Im Kloster der heilige Cecilia hatte Schillers Beatrice Aufnahme gefunden.

[2]) Zu bemerken ist bei dieser Eboli-Kopie, daß die moralische Mangelhaftigkeit stärker als bei Schiller betont ist, daß ihr ferner die Triebe der Domingo-Partei aufgepfropft sind, so daß in ihr die Herrsch- und Machtgelüste mit den Gelüsten des buhlerischen Weibes sich vereinen. Um so härter

Don Carlos, auf einem (hier von beiden Seiten unbeabsichtigten) Mißverständnis. Auf die Aussage seines Dieners hin, der nur die Visconti, die Gesellschaftsdame Ceciliens, die Kapelle hatte verlassen sehen, hatte er der Prinzessin statt Cecilien schriftlich seine Liebe erklärt und erhielt ihre Aufforderung, nachts im Garten des Herzogs sie zu treffen.

Fügen wir noch hinzu, daß die Visconti vor ihrem reuevollen Selbstmord von Seraphinen Verzeihung erlangt, in einer Szene, die ganz an Don Carlos IV, 19 erinnert, daß endlich der Jugendgeliebte der geretteten Seraphine, der Malteserritter Marchese Palma, rechtzeitig erscheint, um noch einmal in einer großen Szene mit ihr die Erinnerung an ‚die Maientage ihrer Liebe' zu feiern, dann aber in der Stimmung Posas:[1]) O Gott, das Leben ist doch schön! zu resignieren, so haben wir die Elemente der Handlung dieses Dramas zusammen. Am Tage der fingierten Beisetzung Seraphinens erscheint Theodor, erblickt Cecilie in der Grabkapelle, schreibt an die Visconti, geht infolge ihres Briefes trotz Abmahnung der Mutter und des Freundes in den herzoglichen Garten, entdeckt hier, während die Prinzessin, um ihm folgen zu können, die Kleider wechselt, Schwester und Nichte, die sein Freund Ricci befreit, und führt

---

ist auch die vom Dichter ihr aufgelegte Buße, ihre tiefe Zerknirschung und ihr Selbstmord durch Gift.

Eine ähnliche Abstraktion der Unmoralität ist die ganz schemenhafte Figur des Herzogs, der König Philipp nachempfunden ist. Auch er entstanden aus dem starken Widerwillen des jungen Dichters gegen die sittlichen Mängel der Schillerschen Originalfigur. Ein skrupelloser Bösewicht, darin etwas Franz Moor, ein kalter — das Beiwort erhält er gleich in den ersten Szenen dreimal —, sinnlicher Egoist.

[1]) Posa der Freund ist ja Ricci in diesem merkwürdigem Kombinationsdrama; an den auf eigenes Glück Verzichtenden werden wir hier erinnert; auch die Beglückungspläne dieses Freundes der Menschheit werden berührt; so sagt einmal Theodor zum Herzog (also Philipp): . . .

— — meines Lebens Blüte
Ist mir, der Menschheit und den Schwächeren
Geweiht.'

die Prinzessin als Schwiegertochter seiner Mutter zu. Dann aber, angesichts der Befreiten, enthüllt sich die Treulosigkeit der Visconti, bemerkt Theodor seinen Irrtum, wird von Cecilia zurückgewiesen und resigniert nach schmerzlichem Kampf — im fünften Akt — zu Gunsten Riccis. In den beiden letzten Akten tötet sich die Visconti; Palma, der den Herzog zur Rede stellt, wird von diesem erstochen; ein gleiches wiederfährt Theodor, der den Schwager vor dem gesamten Hof entlarvt; Seraphine, die vermitteln will, rennt sich ihres Bruders Dolch in den Leib. Der Herzog wird sich selbst dem König stellen.

Freilich, geschehen ist viel, aber es fehlet die Tat.

Lose und ungeschickt geschürzte Knoten lösen sich allmählich auf. Tragisches enthält nur ein Motiv, der Konflikt Theodors zwischen Liebe und Freundschaftspflicht. Diesen Schatz zu heben, reichten die Kräfte des jungen Dichters nicht hin. Die Zeit der Personen, der Raum der Akte wird ausgefüllt durch endlose Reden; sie beanspruchen ein gutes Viertel des Dramas. Das grellste Beispiel dieser Weitschweifigkeit der Gefühlsergüsse, zugleich charakteristisch für den an einem Punkte mehrfach sich äußernden Einfluß Schillers, wie für die schon damals hervortretende Freude Loebens an mannigfachen Strophenformen, wechselnden Rhythmen und Reimkünsten, ist der Riesenmonolog der Visconti zu Beginn des vierten Aktes, der, von Seite 151—160 reichend, über 200 Verse lang ist. Seine Stimmung ist die Verzweiflung des Franz Moor (V, 1), gemischt mit der tiefen Reue der Jungfrau von Orleans (IV, 1); man hört, wie in der Jungfrau, während des ganzen Monologes aus dem Hintergrunde Musik, bald rauschend, bald sanft, bald in ‚schmelzenden Harmonien'. Wir finden, neben den freien Rhythmen in den Paroxismen des Schlusses, als Hauptstrophe des neunfach gegliederten Monologes eine sechszeilige, aus vierhebigen, abwechselnd klingenden und stumpfen Versen bestehend, mit der Reimordnung: **a b c b d b**. Mit ihr

wechselt, von andern Maßen aber wieder unterbrochen, die Strophe der Maria Stuart III, 1:

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit mir.

Derselbe Rhythmus, anders gegliedert, findet sich auch in der Braut von Messina: Begrüßung der Chorhälften untereinander, Begrüßung Isabellas durch den Chor, Monolog der Beatrice. Auch diese Variation bringt Loeben zweimal.

Wie Loeben hier in der Form Schillerschen Anregungen folgt, zeigt auch sein Stil durchaus den Epigonen Schillers. Er ist deklamatorisch;[1]) er schwelgt in Bildern und Vergleichen; er ahmt Schillers Pathos nach, sucht es noch zu steigern durch übermäßige Verwendung solcher Beiwörter, die — in der ‚Braut von Messina' sehr zahlreich, aber dem Gewebe dieser Sprache wohl anstehend — hier hohl klingen: fürchterlich, lieblich, entsetzlich, düster, süß, sanft usw. Die in der ‚Braut von Messina' außerordentlich beliebte Zusammensetzung eines Adjektivs mit einem Adverb wie: ein furchtbar gräßlich Ansehn; entsetzlich blutige Tat; ängstlich schwankende Verworrenheit usw. findet sich auch bei Loeben sehr häufig: entsetzlich wahrer Vorwurf; im sanft verklärten Glanze, ein ländlich fruchtbeladner Tisch usw. Auch den vorangesetzten Genitiv liebt er, wie Schiller. Schillersch ist die Wendung:

Groß ist's . . . doch größer noch . . .
. . . heilig ist; . . . noch heiliger.

Die Frageform, in welcher der Zustand des andern charakterisiert wird, — z. B. Don Carlos II, 8. V. 678: ‚Sie stutzen? Sie

[1]) Zu zeigen, wie weit die Übertreibung geht, ein, nicht das einzige Beispiel:

. . . Die feine Nase,
So reizend an der Stirne angeschmiegt,
Sanft schwankend zwischen Griechenlands und Roms
Gepriesenen Idealen . . .

werden plötzlich lauter Glück?' — oder die direkte Form der Selbstbeobachtung — dem Anfänger bequem — ist oft bei Loeben zu beobachten.

Du zitterst? schweigst ... errötheſt! Gott mir ahndet ...
oder
— — Gott
Mir schwindelt ... meines Geistes Kräfte fühl'
Ich abgespannt — — ach haltet mich — — ich sinke —

Nicht zu zählen sind die Anklänge an Schillersche Worte und Wortverbindungen; ein Beispiel:

S. 58: ‚in seines eignen Unwerts kränkendem Gefühl ...'
S. 108: ‚Du gehst, in deiner stillen Größe hohem Bewußtsein ...'
S. 170:

Verworfner,
Verachtet stehst du da in deiner Bosheit
Zerschmetterndem Bewußtsein.

Zum Teil nur äußerliche Nachahmung beleuchtet das immer erneute Anrufen der Natur doch auch die Lebensanschauung des Jünglings. Mehr als 15 solcher Stellen finden sich in Loebens Tragödie; in der etwa halb so langen ‚Braut von Messina' immerhin sechs. Wenn es bei Loeben heißt: ‚heilig ist die Stimme der Natur,' so genügt es, auf die wörtlichen Anklänge in V. 388 und 1663 der ‚Braut von Messina' zu verweisen. Solcher Parallelen sind mehrere vorhanden. Aber mehr als eine mechanische Kopie von Gefühlen, wie sie der Chor in der Braut von Messina in jenen Worten ausdrückt:

— — selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur

scheint sich doch auszusprechen, wenn Seraphine nach der begeisterten Schilderung eines Sonnenaufgangs ruft:

... Ja Deine Freuden sind die reinsten,
Deine Arme sind stets für Deine Kinder offen!

Wenn Cecilia sagt: ‚... und eine Mutter war mir die Natur;‘ und wenn Graf Ricci sein Schloß auf einem Berge hat,

fern von den Thoren,
Den Äther über mir, den städt'schen Rauch
Und Nebelwolken tief zu meinen Füßen,

so schreibt Loeben nicht nur nach, hier fühlt er:

Auf den Bergen ist Freiheit!

So echt wie seine Begeisterung für die Natur, ist auch sein Liebesbedürfnis und seine Liebesfähigkeit. Die Zuneigung der Eltern, Freunde, Geschwister, der ‚sympathetisch-mächt'ge Zug‘, der Jüngling und Jungfrau ‚mit himmlischer Gewalt‘ nähert, —

... stets bleibt sein Grundstoff Liebe,

wie Palma einmal sagt.[1]) Eine Saite seines Herzens schwingt mit, wenn Isabella sagt:

Und sittlich selbst blieb ihre Leidenschaft.

Das ist sein Ideal, aber auch hier entgeht er grotesker Übertreibung nicht. Theodor verspricht seinem Freunde Ricci, ihn, Carlos, mit starker Stimme zu rufen, wenn er während des Stelldicheins mit der Visconti ‚die Sinnlichkeit in sich erwachen‘ fühle! — Ein Zug, den Loeben Schiller nicht verdankt, ist eine kirchliche Frömmigkeit, der mehrfach Ausdruck geliehen wird.

Fraglich könnte sein, woher Loeben die antikisierende Ausdrucksweise hat. Der Gedanke an Schiller liegt nahe; es ist ganz der Stil der Gedichte seiner ersten Periode: hier wie dort Aurora, Bachus, Hymens Fackel, Phoebe, Elisium, Tempe; Seraphine ‚meidet Adrasteens Schwester‘. Unverkennbar ver-

[1]) Vgl. Schillers ‚Phantasie an Laura‘; ‚Triumph der Liebe‘ usw.

mittelt Schiller hier dem jüngern Zeitgenossen anakreontische Stilelemente, welche in die poetische Sprache der Zeit aufgearbeitet waren.[1]) Das Widmungsgedicht der ‚Geschwister von Neapolis' beginnt:

Die Hirtenflöte schweigt, die ländlich heitre Muse
Verstummt und flieht gescheucht von kriegerischen Tönen —
Die Wiesenblumen welken auf der kleinen Lyra,
Und ein Accord der Trauer bebt durch ihre Saiten.

Unaufhörlich kommen ‚Rosen' und Wortzusammensetzungen mit ihnen vor; ähnliche Bemerkungen lassen sich z. B. an Schillers ‚Kindesmörderin' knüpfen.

Der Erkenntnis des lyrischen Gehalts in der Sprache fügen sich die Beobachtungen über die Stimmung des Dramas gut ein. Der Grundton ist ausgeprägt lyrisch; ein ausführliches, ja beschauliches Verweilen bei gemütlichen Erregungen und Gefühlsausbrüchen. Im Grunde ist die ganze Tragödie nichts als ein Anklingen verschiedener Motive, deren Lösung, wesentlich durch Resignation bedingt, zu längeren lyrischen Ergüssen Veranlassung gibt: ein vorwiegend lyrisch begabter junger Dichter hat sich, von Schiller begeistert, in das Gewand des Tragikers gehüllt, um Mutter-, Freundschafts-, Mädchenliebe zu besingen. Da die Anstrengungen, das Riesenmaß der tragischen Form auszufüllen, seine Kräfte erschöpften, mußte der Versuch erfolglos bleiben. —

Was wir soeben im Drama beobachteten, die Abhängigkeit Loebens von Schiller auch im Stimmungsgehalt und in der Form der lyrisch gehaltenen Monologe, zeigt sich nun noch schärfer in einer Anzahl von Gedichten, die teilweise noch in demselben Jahre 1803 entstanden in Schillerschem Gewande meist Gedanken Schillers variieren. Die starke Erregung durch Schiller hält, wenn auch zeitweise zurückgedrängt, noch lange vor. So schreibt Loeben etwa 1804, da ihn schon ganz anders geartete

[1]) Über Anakreons und seiner Nachfolger direkten Einfluß vgl. S. 24. 30 ff.

Neigungen ergriffen haben, ein Gedicht: ‚Das Ideal', das seine wesentlichen Gedanken Schillers ‚Idealen' entnimmt.

Damals, im Hochsommer 1804, lebte und webte der junge Loeben im Anakreon; er übersetzte fast alle seine und seines Kreises Gedichte. Eine kurze Vorrede zu diesen Versuchen sei hier um ihres charakteristischen Tones willen wiedergegeben: ‚Man wird sogleich sehen, daß ich hier die reizendsten Dichtungen Anakreons, das Entzückendste unter dem Entzückenden, in einem Blüthenstrauße zusammen gefaßt habe. Diese Übersetzungen sind in einer wahren Begeisterung niedergeschrieben, und wen sollten nicht die leichten Phantasien des lieblichsten unter den Dichtern entzücken? — bei jeder erneuten Lesung seiner Oden wird man neue Reize an ihnen entdecken, und die schon bewunderten wird man immer inniger empfinden. Ich darf wohl sagen, daß die lieblichsten Stunden, die ich mit den Musen zubringe, diejenigen sind, die dem Anakreon (und meiner Maria) geweiht wurden. Wer eine Übersetzung *κατὰ πόδα* von mir hier erwartet, der irrt sich ganz. Die Ode will Feuer, sie muß ein Ganzes sein, dessen einzelne Theile harmonieren, wo die Dissonanzen unerwartet in Consonanzen aufgelöst werden — bei einer Ode an eine wörtliche Übersetzung denken kann nur der, der auch nicht den leisesten Vorschmack von den Geheimnissen der Musen hat.' Neben Anakreon fesselt ihn Horaz, den er übersetzt; er liebt die antiken Maße überhaupt, vor allem das sapphische. Möglich, daß Matthison ihn da anregte. —

In diese Zeit vielseitigen Strebens fällt die Entscheidung für ein Studium auf der Universität. Daß der Minister der Beamtenlaufbahn das Wort redete, ist sehr wahrscheinlich; daß die Mutter und verständige Freunde wie der Hofrat Carl August Böttiger[1]) ihm beistimmten, daß der Sohn sein Leben den schönen

[1]) Dieser „Freund, Berater und Beschützer", wie ihn Loeben einmal nennt, der wenige Monate zuvor aus Weimar nach Dresden gekommen war, hat ihn 1804 kurz vor seiner Abreise in den alten Sprachen geprüft und ihm über das sehr günstige Ergebnis am 26. Sept. ein schmeichelhaftes lateinisches Zeugnis ausgestellt, in dem es heißt: ‚**Gratulamur patriae talem talis parentis filium. Rara in illo eruditio, rarior modestia, quam ne cumulatiore laude offendamus, religio est. Unum igitur**

Künſten zu widmen größere Neigung bezeigte, iſt mancher Andeutung zu entnehmen. Einzelne Stimmen rieten wohl auch, den Dichter gewähren zu laſſen. In dem Sinne mag Herder mit Otto Heinrichs Vater geſprochen haben. Loeben erzählt 1806 in einer kurzen Bemerkung zur ‚Maria‘: ‚Als Herder im Jahre 1803 bei meinen Aeltern auf unſerm Landhauſe Tolkwitz bei Dresden ſeinen letzten Geburtstag feierte, oder vielmehr bei ſeinem nächſten Beſuche dann las ich dem teuren Manne im Kabinette meines Vaters die Anrede Marias an ihre verſtorbene Mutter vor, und in ſeinen Augen ſtanden Thränen; ſie ſind als unauslöſchliche Perlen in mein Herz geſunken. Er war es, der eben bei dieſer Anweſenheit in Dresden im Sommer 1803, wo er meinen Vater ſo ſehr ſchätzen lernte, das erſte Wort der Dichterweihe über mich ausſprach und unter anderem eines gewiſſen dichteriſchen Zuges um meine Lippen erwähnte.‘ Gab es noch ein Schwanken, ſo entſchied der plötzliche Tod des Vaters am 16. September 1804.[1])

Der junge Dichter begab ſich nach Wittenberg[2]) dem Rechtsſtudium obzuliegen, indem er wie ſein Held Friedrich in der ‚Maria‘ darauf verzichtete,

— — — ſich ſelbſt zu leben, die Feſſeln des Zwanges
Weit weg ſchleudernd, und nur die Prieſterbinde der Muſen
Um die Stirne zu winden und ſtillen Lorbeer und Myrthen.

Am 27. September dichtet er einen ‚Abſchied von Dresden‘, am 19. Oktober wird er immatrikuliert. Zunächſt betreibt er gewiſſenhaft ſein Fachſtudium, wie ein Verzeichnis der von

addamus e Cicerone nostro, quo iuvenem e gremio et complexu suorum abeuntem prosequi fas est: Est tibi gravis adversaria, constituta et parata incredibilis quaedam expectatio. Hanc superes!‘

[1]) Der Sohn widmete ihm am 30. September eine große Ode.

[2]) Damals etwa von 280 Studenten beſucht, deren ‚Eintracht, Ordnung und Dezenz‘ gerühmt wird. (Vgl. Ztg. f. die elegante Welt 1806 Nr. 31; Nr. 53 des Freimüthigen von 1808.)

ihm während der vier Wittenberger Semester gehörten juristischen Kollegien und auch einige sonst erhaltene Nachschriften beweisen. An dem geselligen Leben nimmt er regen Anteil, Tanz, Spiel[1]) und Lustfahrten wechseln ab; mit einigen wenigen Freunden unterhält er einen vertrauten Verkehr. — Nebenher verfolgt er die litterarische Produktion Deutschlands aufs Lebhafteste; er liest, exzerpiert und kommentiert den ‚Freimüthigen', die ‚Dresdner Abendzeitung', die damals Friedrich Laun (F. A. Schulze) herausgab; die ‚Zeitung für die elegante Welt'; des Medizinalrates K. J. Kilian in Leipzig erscheinende ‚Georgia oder der Mensch im Leben und im Staate'; den ‚Reichsanzeiger'; ‚Elisium und Tartarus', eine ‚Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte', die während der kurzen Zeit ihres Bestehens (Jan.—Sept. 1806) Joh. Dan. Falk in Weimar redigierte. Er fühlt sich als ein Genosse der litterarisch Tätigen Deutschlands. — Nach einer Periode der Ruhe und Sammlung während der beiden ersten Universitäts-Semester, erwachte im September 1805, als er die Ferien in Tolkwitz, ‚diesem lieben Wohnsitz der Grazien und Musen', verlebte, ‚seine Muse mit verdoppelter Energie'. Sein Schaffensdrang, im Oktober auf der Höhe, hielt, nur im Februar etwas nachlassend, den ganzen Winter hindurch an.

Jetzt beginnt auch die Veröffentlichung von Gedichten und kleinen Prosastücken, vor allem in der Dresdner Abendzeitung,[2])

[1]) Seine Leidenschaft für die Zerstreuung des Spiels scheint zeitweilig nicht gering gewesen zu sein, wenigstens warnt ihn sein Bruder Ferdinand auf Grund eigner schlechter Erfahrungen wiederholt dringend davor.

[2]) Das erste ‚Klage der Echo' am 19. Oktober 1805 im 84. Stück, dann folgen Beiträge im 91., 99., 102. Stück, 1806 im 4., 17., 21., 29., 32., 43., 50., 53., 65., 69., 79. Stück. — Unter Launs Redaktion, die vielfachen Spott auf sich zog, kam die Abendzeitung herunter; er räumte 1806 Hartmann den Platz. Loeben zog sich im Herbst 1806 ganz von ihr zurück. Mit den dann im ‚Schwan' (1816) veröffentlichen ‚Stanzen an die Leser der Abendzeitung' wollte er von ihrem Leserkreis Abschied nehmen; Hartmann verweigerte aber die Annahme des Gedichts.

ſpäter in der Georgia,[1]) gelegentlich auch im ‚Freimüthigen' Merkels (1806 Nr. 93); doch ſtellt das alles nur einen kleinen Teil der gleichzeitigen, handſchriftlich erhaltenen Produktion dar.[2])

Eine doppelte Tendenz kennzeichnet ſie, aber die nebeneinander laufenden Wege kreuzen ſich auch, und ſelten iſt ein eigener Ton aus dem Zuſammenklang der fremden — Schillers und Anakreon-Goethes — zu vernehmen.

Wie mächtig ihn Schillers Einfluß noch immer beſtimmt, deſſen iſt Loeben ſelbſt ſich gar nicht bewußt. Anfang 1806 ſchreibt er: ‚Unter den Deutſchen iſt, der Form nach, Goethe mehr mein Muſter als Schiller.' Davon iſt noch wenig zu ſpüren. Überall iſt die Wirkung jenes hinreißenden Vorbildes unverkennbar,[3]) man kann ſagen, die akute Beeinfluſſung, welche ‚die Geſchwiſter von Neapolis' hervorbrachte, iſt chroniſch geworden; ſie hat wohl an Unmittelbarkeit und Tiefe, doch immerhin weniger verloren, als ſie an Umfang gewonnen hat. Mit Schillerſcher Anſchauung iſt der verwandte Geiſt des jugendlichen Dichters geſättigt,[4]) in der Form des Ausdrucks

[1]) **1806**: Nr. 116, 119, 120, 127, 136/37, 144. **1807**: Nr. 8, 12, 21, 22, 25, 34, 35, 37, 38—40, 51, 53, 54, 57, 59, 61, 67, 68, 72, 82, 87, 88, 91, 92, 96, 102, 106.

[2]) Gedichte aus dieſer Zeit finden ſich auch im ‚Morgenblatt für gebildete Stände' von 1807, Nr. 164, 172; in W. G. Beckers Erholungen von 1807, III 8. Bändchen; in Beckers Taſchenbuch z. geſelligen Vergnügen, Leipzig (Riemann) 1808, S. 65, 132, 233; im Muſen-Almanach für 1808, den A. Kuhn und Fr. Treitſchke in Wien erſcheinen ließen, endlich im Neuen Teutſchen Merkur von 1810, im 5. u. 10. Stück.

[3]) Unmittelbar nach Schillers Tode entwirft Loeben eine Elegie auf ihn; eine Ode: ‚Schiller im Elyſium' und ‚Klagen um Schiller' in denen er ruft:

‚Weh — verhallt ſind ſeine Lieder,
Die mit orphiſcher Gewalt
Marmor rührten und die Hyder
Rohheit bändigten — verhallt!'

[4]) Die Ideale täuſchen nimmer,
Die Tugend iſt kein todtes Wort,
Die Schönheit iſt kein kurzer Schimmer,
Doch ſie enthüllen ſich erſt dort!

überhaupt ebenso wie in Stileinzelheiten besteht Übereinstimmung; ich verweise auf die Analyse der ‚Geschwister von Neapolis'. Die Anfänge mit ‚es' ... (es faßte mich, rief es nicht? u. s. w.), die Fortführungen mit ‚und', die Schiller liebt (vergl. z. B. den ‚Jüngling am Bache'), verwendet auch Loeben häufig; sehr oft kommt bei ihm das von Schiller gern angewandte ‚nimmer', in seiner ‚Flora' nicht weniger als siebenmal vor.

Ganz weniges reift, im Geiste Schillers, zu leidlicher Eigenart wie die Anfangs-Stanze des Gedichts, das Loeben ‚zur Feier des Tages, an welchem ... Herr Professor Schröckh seine akademische Laufbahn vor 50 Jahren antrat', im Namen seiner Schüler und Verehrer zum 6. März 1806 verfaßte. Ich entnehme sie dem im Nachlaß vorgefundenen Druckexemplare:

‚Die Zeiten lösen, was die Zeiten banden,
Und flüchtig braust die Lebensflut dahin,
Die vollen Segel brechen, Schiffe stranden,
Ein Meer umschließt des Steuernden Gewinn;
Und die auffteigend schon in Wolken schwanden,
Ergreift der Tod im Flug' und stürzt sie hin,
Wie weit ihr Ruf auch durch die Welt gedrungen,
Bald ist der Tuba stolzer Gruß verklungen!'

Zwar wird die Vertrautheit Loebens mit Goethe[1]) immer größer, gelegentlich spricht er auch die Hoffnung aus, ‚in den

Ich wähle diese Stelle aus Loebens ‚Unendlichkeit', um auf den schon in den ‚Geschw. v. Neapolis' angedeuteten Zug tiefer, innerlicher Gottgläubigkeit hinzuweisen, die mit Schiller den Glauben an ein ‚Droben überm Sternenzelt' gemeinsam hat und noch darüber hinaus in einem kindlichen Verhältnis zu dem geglaubten allmächtigen Wesen im Jenseits steht: ‚Mag die frevelnde beklagenswerte Jugend um mich her zweifeln und leben, als sei dieses Leben die ewige Schranke der Menschheit, ich hänge fest am Glauben, und bin im Augenblick bereit, für ihn zu sterben ... Denn wie sollt' ich mich fürchten vor denen, die den Leib tödten, doch die Seele nicht können tödten?' Diese Glaubensinbrunst prädestiniert zu dem zwanglosen Hinübergleiten in das Reich Jacob Böhmes.

[1]) ‚Goethe habe ich erst später als Schiller kennen lernen. Jetzt (Anfang 1806) besonders lebe ich ganz im Geist und in den Werken

leichten Liedern dereinst dem großen Meister, dem Unerreichbaren, am nächsten zu kommen', aber sein Einfluß, den die Romantiker fürs erste durchkreuzen sollten, offenbart sich erst nach langen drei Jahren, in der Gedichtsammlung von 1810.

Die schon Anfang 1805 entstandene ‚Frühlingssehnsucht', formal noch unbeholfen, zeigt wohl am früheſten Goetheſche Stimmung, etwa in der Strophe:

‚Du mit deinen Freuden, deinen Chören,
Holder Frühling, komm herab,
Scheuch ihn hin mit seinen Trauerflören,
Hin den Winter in sein Grab!'

Ich empfinde ein formales Anklingen etwa an ‚Wandrers Nachtlied'. Auch die Anapher ist Goethisch.

Bei einigen Dithyramben könnte man an Goethe denken, so bei der ‚Frühlingslust' aus dem November 1805, die beginnt:

‚Entfesselte Stimmen
Schwimmen
In silberner Luft;
Sie lauschen
Und rauschen
Geborgen in grünender Kluft.
Der Wasserfall stürzet hernieder
Und wälzt in die Höhe sich wieder,
Der Unendliche,
Seegnende,
Fliehend, und immer
Wiederkehrend —
Er singt die Hymne von Gott!'

Aber auch hier gibt es Anklänge an Schiller. Noch klarer ist die Mischung in einer späteren Dithyrambe:

Goethes, und schöpfe täglich neue Wonne, neue Nahrung aus diesem reinen kastalischen Quell.'

Wo bin ich? Wo bin ich?
Töne, woher?
Im Kreise der Götter
Schau ich mich um!

Sie weckt die Erinnerung an Schillers ‚Dithyrambe', den ‚Besuch' des Musenalmanachs von 1797; an Goethe gemahnen die Schlußverse, besonders die Epiphora:

Reicht mir den Becher noch einmal,
Daß ich tränke die Lippen,
Die heißen durstenden Lippen,
Daß ich stille das Herz —
Mir! Mir!
Mein Leben Euch!

Es ist charakteristisch, daß Loeben in seinen Kollektaneen Schiller ‚mehr Tiefe des Gefühls', Goethe ‚mehr Zartheit' zuerkennt. In diesem Zuge Goetheschen Wesens fühlt er, und nicht mit Unrecht, eine Verwandtschaft mit seinem Geist, dem ‚alles was stille, zärtlich-rührende Wehmut eingiebt, zu gelingen' scheint; innerhalb dieser Sphäre ist Goethes Einfluß auch jetzt schon nachzuweisen.

Über Anakreon und Theokrit führt ihn sein Weg zu Goethe. Es war vor einigen Jahren eine Wahlverwandtschaft, die ihn zu stets erneuter Beschäftigung mit Anakreon trieb, dessen Übersetzung, während der ersten Monate des Jahres 1806 wieder vorgenommen, er wohl auch herausgegeben hätte, wäre nicht Friedrich Christian Brosse (Berlin, Fröhlich 1806) mit seiner umfänglichen Arbeit ihm zuvorgekommen.[1]) Nun, da er früh die Fahrt auf das Lebensmeer gewagt hat, —

O wie streiten sich die Wogen,
Eine schwarze Wolkenwand

[1]) In dem Prosa-Aufsatz ‚Anacreons Laute', (in der Georgia 1807, Nr. 8), tadelt Loeben die modernisierte Sprache der Brosseschen Übersetzung.

Hält die graue Fern' umzogen,
Und der Ankergrund entschwand.[1]) — —

Seltsam hat sich's nun entfaltet,
Jenes ernste Lebensspiel,
Wo die Schäferwelt nicht waltet,
Nimmer waltet das Gefühl!

Sein zarter Sinn, der die Wirklichkeit oft mit schmerzlicher Enttäuschung empfindet, sehnt sich nach dem ‚süßen Traum der Kindlichkeit'.

Ja noch einmal kehre wieder,
Genius der goldnen Zeit —
Steig' in meinen Busen nieder,
Reine, zarte Kindlichkeit!

War es einst Wahlverwandtschaft, scheint es jetzt Lebensbedürfnis, sich in diese Welt des ‚Sängers von Tejos' (Georgia 1807 Nr. 25) zu versenken, der

Ein gar wunderschönes Körbchen
Angefüllt mit süßen Blumen,
Myrtenreis und Lotosblättern,

umgaukelt von lustigen Amoretten lächelnd vor uns hinstellt.[2]) So entsteht — in Anlehnung an Anakreon[3]) — ‚Eros in den

Nr. 22 u. 25 der Georgia bringen dann als Proben seiner eigenen Übersetzung vier anakreontische Gedichte.

[1]) Dieses und die beiden folgenden Zitate entstammen einem Gedichte ‚Kindlichkeit' vom 24. April 1806 und sind gute Beispiele des noch währenden Schillerschen Einflusses.

[2]) In der Georgia 1806 Nr. 119/20 preist Loeben die idyllische Poesie: ‚Sie nimmt keinen Antheil an den Kämpfen und Widersprüchen der Welt; in das Innere des Menschen zurückgezogen — — weiß sie das vergangene und das zukünftige goldene Alter in den Kreis der Gegenwart zu stellen.' Das Naive, schuldlos Kindliche, ein reiner, frommer, heitrer Sinn seien die Genien welche sie umschweben. — Nr. 144 enthält eine ‚Idylle: Die Wanderschaft'; des idyllischen Epos ‚Maria' werden wir sogleich zu gedenken haben. — Ein Distichon in Nr. 96 der Georgia 1807 feiert Geßner als den ‚Sänger der goldenen Zeit'.

[3]) In allen diesen Gedichten wirkt die Antike direkt; ein Zusammen-

Rosen' (Abd.-Ztg. 1806 Nr. 50); ‚Der Verwundete' (Neuer Teutscher Merkur, 1810, 5. Stück):

Einer Rose
Tief im Schooße
Saß ein kleiner Liebesgott;

ihn genau zu sehen hält der Dichter ihn tändelnd an den Füßen; der Gekränkte schmiegt schweigend sein Gefieder an ihn und

... in die Brust
Schlüpft er durch die Lippen nieder,

nun unaufhörliche Schmerzen verursachend. — Auch einige Romanzen gehören hierher, wenn sie gleich mit ihren phantastischen Zutaten dem antiken Geist ferner stehen. Über das Wesen der Romanze sagt Loeben Oktober 1805 in einem Distichon:

Einst entführt' ein Zauber die Musen; es trug sie der Zephyr
Leicht in sein Wundergebiet: da gebaren sie mich.

Nr. 25 der Georgia von 1807 enthält den ‚Räuber Amor', der dem friedlich im stillen Abendglanz vor seiner Hütte Sitzenden für einen frischen Kranz sein Herz stiehlt; das 10. Stück des Neuen Teutschen Mercurs von 1810 die ‚Zaubereien der Liebe', (hs. ‚Amors Irrgarten' genannt): dem Dichter, der sich in einen wunderbaren Liebesgarten verirrt hat, erscheint ein blonder Knabe mit schlankem Schäferstabe und legt ihn in Zauberketten. In die idyllische ‚Schäferwelt' führen, anklingend an geistesverwandte Erzeugnisse des ‚blumensingenden' Theokrit, Lieder wie ‚Die Versöhnung der Liebenden' (Abendzeitung Nr. 21), ‚Des Schäfers Hütte', ‚Das Lied von der schönen Schäferin'.[1])

---

hang mit den deutschen Anakreontikern, den Gleim, Uz, Götz usw. ist nicht vorhanden.

[1]) Als ein Beweis, daß während dieser ganzen Periode die Dichtung Schillerscher Observanz niemals ruht, als Symptom aber gleichzeitig der allmälichen inneren Wandlung sei die im Juni entstandene ‚Begeisterung'

So gelangt er allmählich zu jenen kleinen geselligen Liedern, die ihm ‚der liebe süße anakreontische Geist zu überschweben' scheint, zu den ‚leichten Scherzen schalkhafter, doch nicht unreiner Liebe', von denen man sagen kann, sie seien Wesensverwandte mancher kleinen Lieder Goethes in den ‚vermischten Gedichten' von 1789, nur daß ihm — ein tiefer Wesensunterschied der beiden — die freudige Selbstverständlichkeit Goethischer Sinnlichkeit fehlt.[1]) Wirklich scheint hier eine eigenartige Blüte seiner Jugenddichtung im Entstehen. Leider überdauert sie kaum ihren Frühling.[2]) Der junge Dichter selbst, der seine ‚subjektive Culturgeschichte' genau beobachtet, legt sich im März darüber Rechenschaft ab, ‚daß sein Charakter seit drei Monaten eine neue Nüance in seiner Richtung bekommen habe, nämlich zur Lieblichkeit, Zartheit und Sanftheit — das Naive'.

Unter diesem Gesichtspunkt wünschte Loeben offenbar auch von Böttiger beurteilt zu werden, dem er Ostern 1806 einige

angeführt (Georgia 1806 Nr. 116) und Loebens Bemerkung zu dem Gedicht: ‚Es klingt wie ein Echo auf Schiller, ohne daß es im geringsten eins ist; deswegen hab' ich's nicht gern'.

[1]) Schiller und Goethe vergleichend notiert er sich 1806: ‚Betrachten wir aber die moralische Seite der Dichtungen beider, so scheint mir, ich kann's nicht leugnen, Schiller weit achtungswerther und ehrwürdiger als Goethe.'

[2]) Das anmutigste dieser wenigen wirklich eigenen Liedchen ist:

Der Baum der Liebe.
(2. Mai 1806.)

Ich hab' ein Bäumchen wunderbar;
Viel süße Blüthen schimmern,
Und goldne Zauberäpfel flimmern
In seinem grünen Haar.

Will ein lieb Kind mein Herz ergreifen —
Gleich setzt's ein Knöpfchen an;
Bin ich vom Liebesnetz umfahn —
Läßt's eine Goldfrucht reifen.

Drum sieht man auch an meinem Baum
(Ich muß nur Stützen richten!)
Vor lauter Blüthen, lauter Früchten
Die grünen Blätter kaum. —

solcher ‚kleinen Lieder'[1]) sandte, die nebst sechs Briefen Loebens in dem riesigen Briefwechsel dieses Vielbeschäftigten auf der kgl. Bibliothek zu Dresden zu finden sind. — Ein Bemühen um Naivität beweist auch der bemerkenswerte, wenngleich unvollkommene Versuch, eine Romanze ‚Röschen' in süddeutscher Mundart, die er ‚ganz für die leichtere naive Poesie geschaffen' hält, zu dichten, wozu ihn Rezitationen niedersächsischer Gedichte durch eine befreundete Bremer Malerin, direkt aber die Bekanntschaft mit einigen Gedichten des Nürnberger Stadtflaschners Joh. Konr. Grübel[2]) veranlaßten.

Dieselben Stimmungen haben Loeben im Sommer 1806 zu erneuter eifriger Beschäftigung mit seiner ‚Maria' bewogen.

Denn, Freund, in unseren Zeiten
Scheint mir das beste Loos zu wählen, wer weit von dem Strome
Zieht in's einsame Thal, wo bei den kindlichen Menschen
Noch die ländlichen Nymphen wohnen und Götter und Eintracht![3])

[1]) Das kürzeste lautet:

Frühling ist's! Und alle Wesen
Schlürfen ihn in ihre Brust,
Und die Liebenden genesen
Denn das Leiden selbst wird Lust.

Aber mich will Schmerz erfassen,
Ach! ein sehnsuchtsvoller Schmerz!
Arm in Arm sitz ich verlassen
Die ich herze, hat kein Herz!

[2]) Die Nr. 17 des ‚Elysium und Tartarus' brachte einige Notizen über Grübel, die Loeben auf diesen Volksdichter aufmerksam gemacht haben werden; Goethes Würdigung hat er schwerlich gekannt. Ich erwähne dieser winzigen Episode seiner lyrischen Produktion hauptsächlich, weil sie beleuchtet, wie der junge Dichter schlechthin jeder Anregung nachgibt, mit einer liebenswürdig überschwänglichen Selbstverständlichkeit, die kennzeichnend für sein ganzes Leben ist.

[3]) Ein friedlich-stilles ländliches Liedchen, ‚Der Abend', den gelungensten Höltys zu vergleichen, wird in der ‚Maria' angestimmt. Es beginnt:

Der wackere Pflüger kehrt zurück,
Die Stiere zieh'n den Pflug,
Die Gattin grüßt mit stillem Blick
Und füllt den schmucken Krug.

sagt der Präsident in der ‚Maria‘, neben der Heldin der Liebling des Dichters.

Diese dritte und letzte Umarbeitung seines idyllischen Gedichtes,[1]) bedeutend umfangreicher, doch bündiger und im Stoff sich beschränkend, zieht die sieben Gesänge von 1802 in drei zusammen, wählt also die Einteilung Vossens, dessen Einwirkung im einzelnen — neben Goethes gelegentlicher Spur — jetzt noch mehr als früher hervortritt. — Der erste Gesang, der ‚Vorabend‘, schildert die Vorbereitungen zur Hochzeit Friedrichs, des Sohnes des Wohlauer Amtmanns mit der holdseligen, edlen Waise Maria; ihre Feier auf dem Weinberge — nahe dem gotischen Städtchen — bildet den Inhalt des zweiten Gesanges, des ‚Brauttages‘. Gäste sind der ehrwürdige Pfarrer von Wohlau mit seinen Kindern Louise und Adolph, dem ‚Hauslehrer . . . beim kleinen Sohn des Grafen‘; der Besitzer von Tanndorf mit seiner Gattin und seiner Tochter Amalia, der Dichterin; endlich ‚der herrliche‘ Präsident Walter, eine Gestalt, die dem ersten Entwurf fehlte und zu deren Einführung offenbar jener Besuch Herders[2]) in Tolkwitz den enthusiastischen Jüngling veranlaßt hat: Walters Verhältnis zu Friedrich mag Herders Wohlwollen für den jungen Otto Heinrich idealisieren. Jener beim Herzog einflußreichste Mann verspricht Adolph eine Pfarre zu verschaffen und ermöglicht so dem Beglückten, seine geliebte Sophia, Friedrichs Schwester, heimzuführen; in der Nacht, bei Mondenschein, fährt er ab. — Die übrigen Gäste vereinigt Tanndorf am nächsten Tage zu einem ‚Fest‘ (III. Gesang). Nach eingenommenem Mahle ergeht man sich in heiterer Unterhaltung und Sang auf der ‚Roseninsel‘.[3]) Ein Schreiben des Präsidenten, der Herzog

[1]) Goldne Paläste nimmer, nur Hütten mit rankendem Weinlaub
Wähl' ich; mit Sylphenhauch trag' ich Paläste hinein!
läßt Loeben das Idyll sagen.

[2]) Dieser zweite Gesang ist, ‚dem verklärten, schönen Geiste Herders geweiht‘.

[3]) Ein Einfluß Kosegartens, an den man denken könnte (‚Inselfahrt‘), ist weder hier noch sonst wahrzunehmen.

habe den Amtmann zum Hofrat, den Sohn zu seinem Nachfolger ernannt, erhöht die Freude. Dann, als der Nachtwind durch die Pappeln und Platanen rauscht, legt eine grüne Gondel an und trägt die Gäste flußabwärts zum Städtchen.

Düstereich kühlte die Nacht, im Wasser flimmerten zitternd
Sterne wie Silber und Gold, der Mond mit rosiger Fackel
Folgte dem gleitenden Kahn.

So undenkbar Maria ohne ihre Vorgängerin Luise ist, was Aufbau und Gestaltung angeht, so viel Wirklichkeit sie gemein haben, im ganzen sind die beiden Idyllen, wie Loeben wohl erkannte, ‚gänzlich verschiedene Wesen'; es lebt in ‚Maria' etwas, was man ganz allgemein vielleicht das Gefühl für den Zauber der Stimmung nennen könnte, aber es waltet — weniger in den oft schönen Natur- als in den Seelenschilderungen — das Übermaß, das fast immer die Erzeugnisse dieser überschwänglichen Seele charakterisiert, in der so oft Kraft und Klarheit der Anschauung in Rührung verschwimmen; ‚es ist mehr Innerlichkeit und Tiefe des Gefühls, ein reinerer, höherer Sinn darin [als in der Luise]; . . . deswegen werden mich gewiß auch viele zu sentimental schelten'. Nicht deswegen, sondern um der oft unnatürlichen Seelenweichlichkeit willen.

Während Loeben die letzte Hand an das Werk legt, bereitet sich schon eine entscheidende Wandlung vor. Wie wenn er das Kommende vorausahnte, hatte er mit Waldhornmusik die Gäste auf der ‚Roseninsel' erfreuen, die Heimkehrenden geleiten lassen. — Einige Monate hatte sein ‚elegisch italiänisch-anakreontischer Geist'[1]) in einem ‚kindlichen Frieden, in einer gewissen Selbstgenügsamkeit' verlebt; jetzt trat seinem sehnsuchtsvollen Wesen, das die Idylle auf die Dauer nicht ausfüllte, formprangend und den Empfänglichen bald berauschend die Romantik entgegen. ‚Mein poetisches Leben hat eine neue Periode begonnen . . . Im August bin ich

[1]) So charakterisiert er sich in einem Brief an Stolle.

mit zwei Sternen bekannt geworden, die ich Leitsterne und Vermittler meines Friedens nennen möchte,' — A. W. Schlegel und Adam Müller, auf den er durch Aufsätze von ihm in der Abendzeitung, Nr. 33 ff., über ihn im Freimüthigen (Nr. 140 fg.) und in der Georgia aufmerksam geworden war. ‚Durch beide bin ich in die Sphäre versetzt worden, für welche mich mein Genius im Laufe dieses Sommers schon vorbereitet hatte.'[1]) Kennzeichnend für die Stärke dessen, was man zusammenfassend wohl den Zeitgeist nennt, ist, daß dieser bald so glühende Jünger der Romantiker zwei Jahre früher noch ein Saulus war. Er, der 1804 auf Fr. Schlegels ‚Alarcos' das Epigramm verfertigte:

Funkensprühender Schöpfer der rasenden Dichtung! Du schreitest
Nicht auf dem hohen Kothurn, schreitest auf Stelzen einher!

der ‚wider die Schlegelsche Schule eingenommen war', findet jetzt ‚in Schlegels Poesien die Versöhnung der Plastik des Altertums und der Romantik des germanischen Zeitalters'; er, der das Sonett, bevor er ‚schöne Proben aus Petrarca näher kannte, gar nicht liebte', fühlt jetzt zu seiner ‚anmuthsvollen Wunderkraft einen entschiedenen Beruf, hat eine leidenschaftliche Neigung dafür'.

Den Umschwung vollendet Hardenberg. Am 8. September 1806 bemerkt Loeben: ‚heut habe ich angefangen, Novalis Schriften zu lesen. Auch sie werden sehr wichtig für mich seyn;' und sofort steigen Gedanken ‚zu einem deutsamen Roman mit Macht' in ihm auf.

In der Glut dieses ganz der Dichtkunst hingegebenen Fühlens schmilzt auch der letzte Rest der niemals großen Neigung für sein Studium und einen bürgerlichen Beruf. Ende Juli ruft

[1]) ‚Ich bin zur Erkenntnis gelangt,' fährt er in der erwähnten ‚Nachschrift' zur ‚Maria' fort, ‚daß sie ein für mich nützliches Studium war, aber keineswegs würdig ist, je von einem andren Auge als dem meinigen gesehen zu werden. Ich habe mich nothwendig mit ihr entzweien müssen, und kann sie nur als einen alten Fußtapfen auf einem überstandenen Wege betrachten.'

er aus: ‚Ich bin zum Dichter geboren! nur zum Dichter! bei jenem unendlichen Feuergeist, der mich ergreift, nur zum Dichter! Das beschwöre ich. Soll ich aber unterliegen in diesem Kampfe? Nein! Nein! nicht unterliegen! Wem seine Bestimmung so klar in die Brust geschrieben ist, der muß, muß ihr nachstreben und nicht scheuen den heftigsten der Kämpfe des Lebens!‘ Einige Zeit später — er hatte von Zacharias Werner gehört —: ‚Verborgen in dem Kerker eines dunkeln Amtsstübchens, an seinem Arbeitstisch angefesselt sitzen, oder über geist- und herzlosen Rechnungen zu brüten, um nur dann und wann ein Stündchen für seine Musen zu stehlen ... O! das ist entehrend für das Kunstgenie! Lieber arm und dürftig, doch glücklich in sich selbst leben als sich fesseln lassen!‘ In diesem Sinne schreibt er der Mutter. Und mit einem Vorwurf, der für jene so gut wie für unsere Zeit Geltung hat und leider auch in Zukunft Wahrheit bleiben wird, klagt er: ‚Es ist freilich traurig, daß die Welt, oder mehr Deutschland, den Künstler so wenig zu ehren weiß, daß er darben muß, wenn er die Fesseln des begeisterungslosen bürgerlichen Lebens, das er in andrer Hinsicht gewiß ehrt, aber nur nicht für seinen Beruf erkennt, verachtet. Doch es war von jeher das Schicksal der meisten Dichter und Künstler, das mag uns trösten! Und es ist schön, für seine höchste Liebe zu leiden!‘ So gestimmt verläßt Loeben im September 1806 Wittenberg. Acht Monate etwa verlebt er in der Heimat, eine Zeit der Umwandlung seiner Anschauungen, Maßstäbe und Dichtweise.

2. Neue Ziele.

Eine 1816 von Loeben selbst unter dem Titel ‚Der Schwan‘[1]) veröffentlichte Auswahl aus den Erzeugnissen dieser Übergangszeit gibt einen Überblick über das, was den jungen Dichter da-

[1]) ‚Poesien aus dichterischer Jugend mitgeteilt von Isidorus‘, Leipzig bei Göschen. — Das meiste auch handschriftlich erhalten. — Die Sammlung ist, wie aufbewahrte Schemata und Dispositionen zeigen, schon 1807 geplant worden.

mals bewegte, was an Anregungen noch und schon wirkte; einen Ausblick auf die neuen Ziele, denen er entgegeneilt, Novalis vor allem. —

Die 10 ‚Jugendlieder', von denen 9, gleich dem größten Teil der Sammlung, dem Herbst und Winter 1806/07 angehören, zeigen einesteils mit ihrer Vorliebe für Klangwirkungen in Wort und Reim,[1]) für zarte, sanfte Empfindungen, ‚gelöst in ahnungsvolle Melodie', den beginnenden Einfluß der romantischen Stimmung; ein Hauch Goetheschen Geistes, dessen Einfluß wächst in dem Maße wie Schillers abnimmt, schwebt über anderen Gedichten, —

Zwischen bangen Thränen
Und gestilltem Sehnen,
Inne wohnt das Herz.

An den ‚Balladen' und ‚Romanzen' aber ist zu erkennen, daß der vielgestaltigen Seele des jungen Romantikers Schillers Ethos noch nicht fremd geworden ist, nur ist das Medium der Wirkung jetzt A. W. Schlegel, aber beide Epigonen wurzeln hier durchaus in Schiller.[2]) Loeben, der sich ‚in dem herrlichen Zu-

---

[1]) Serenade.

Leise, leise
Laß ich erklingen
Die Laute wie Schwingen,
Leise! leise!

Leise, leise,
Glühen die Lüfte,
Athmen die Düfte,
Bebet die Weise!
— — — — — — —

[2]) A. W. Schlegel, Gedichte, 1800, Tübingen, Cotta. — In welchem Maße überhaupt dies für Schlegel gilt, wäre Aufgabe einer besonderen Untersuchung, die den Schillerschen Kern seiner Sprache nachzuweisen hätte ohne sich durch die im Grunde doch äußerlichen Modifikationen dieses Kerns — altertümelnde Wendungen, Künsteleien des Reims, vor allen das peinliche Bemühen um Wortspiele und das Suchen nach epigrammatischer Kürze des Ausdrucks (in den späteren Sonetten) — beirren zu lassen.

ſtande der Verehrung, des Anbetens' befand, lag ſicherlich, wenn er Schlegel als den Meiſter des Wohllauts rühmte, der Gedanke an Schiller fern. Den Standpunkt, von dem aus er Schlegels Dichtungen betrachtete, verdankt er dem feinſinnigen, aber oft geiſtreich willkürlichen Adam H. Müller, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er Ende November 1806 in Dresden machte,[1]) deſſen ‚Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur' ihm ſchon früher zugänglich wurden. In ihnen fand er den ‚plaſtiſchen Charakter der Kunſt des Altertums' geprieſen (S. 32), die Hoffnung auf eine ‚Verſöhnung der antiken Poeſie mit der modernen Ökonomie', auf ‚eine Vermählung des irdiſch-himmliſchen Geiſtes der germaniſchen und des himmliſch-irdiſchen Geiſtes der antiken Poeſie' ausgeſprochen (S. 76, 77); bei ihm fand auch Loebens bald alles andere überwuchernde Begeiſterung für Novalis einen günſtigen Nährboden. So ſieht er denn ‚im göttlichen Pygmalion Schlegels eine Vereinigung der Plaſtik und Romantik' und entwirft auf der Rückreiſe von Wittenberg ſeine ‚Thisbe',[2]) ein Thema, das er ſchon früher behandelt hatte. Die ‚Tendenz iſt plaſtiſch-romantiſche Darſtellung. — Hier kann die Vereinigung der antiken und modernen Poeſie in der Urpoeſie höchſt ſichtbar gemacht werden'. Er hält das Gedicht für ſein gelungenſtes, und in der Tat verträgt es einen Vergleich mit der ‚Ariadne' oder mit dem ‚Pygmalion' Schlegels, übertrifft ſie wohl in der Lebhaftigkeit der Anſchauung. Dem ‚Pygmalion' ſchließt es ſich in der Reimſtellung an und in der Verkürzung der letzten, ſtets ſtumpf endigenden Zeile um eine Hebung, doch iſt ſtatt der fünfhebigen Schlegels die vierhebige Zeile des ‚Siegesfeſtes', der ‚Klage der Ceres' verwendet.

[1]) Das damals entſtandene Sonett auf ihn, in den ‚Schwan' unter dem Titel ‚Magie' aufgenommen, ſchließt:

— — — ich aber muß ins Dunkel,
Da ſchimmert mir der ſehnende Karfunkel.

[2]) In Beckers Erholungen 1807 veröffentlicht; ‚Achilles auf Scyros' im ‚Schwan' iſt ein gleichartiges Beiſpiel.

Wie wenig Klarheit ihm die Schlagwörter Plastik und Romantik gegeben haben, erhellt aus der — an sich glücklichen — Behandlung des Stoffes, durch die er eine Verschmelzung der antiken und der modernen Poesie zu erzielen hofft, ohne die Äußerlichkeit des fruchtlosen Versuches zu erkennen. Er verknüpft nämlich eine Beschreibung der Adonien (zu der Theokrit angeregt haben mag), als typisch für die plastische Behandlung des Liebesproblems bei den Alten, mit der modernen, germanischen ‚romantischen' Auffassungsweise dieses Problems. Pyramus erblickt Thisbe am Fest der Adonien, da der Chor der Jungfrauen der Leichenfeier zuschaut. Er läßt im Vorüberschreiten einen Strauß aus Granatblüte, Myrte und Distel in ihren Schoß gleiten, der in der Blumensprache[1]) des Orients ein verschwiegenes Geständnis seiner heißen, doch gefährdeten Liebe bedeutet. Durch die nachbarliche Wand wird die Flucht verabredet und am folgenden Tage ins Werk gesetzt, während der aus der Unterwelt zurückkehrende Liebling der Venus vom frohen Babylon jubelnd empfangen wird. Thisbe erwartet Pyramus; der Löwe erscheint: auf der hastigen Flucht vor ihm verliert sie ihren Schleier, den Pyramus findet; verzweifelnd legt er Hand an sich und haucht sein Leben in den Armen Thisbes aus, die das Entsetzen tötet. — Etwas stärker in Einzelheiten weisen die ersten Sonette[2]) aus dem August 1806 auf Schlegel hin: das Altertümelnde im Ausdruck (z. B. Dein süß Verkehr; schau hier ein neu Gewächs zum Himmel schoßen), die Vorliebe für abhängigen und unabhängigen Konjunktiv, für Infinitiv-Konstruktionen hat er mit

[1]) Auch in der ‚Maria' ist ihm der Orient ‚das Land der sinnvollen Blumen'.

[2]) Da rief michs an von unbekannten Zungen:
‚Ich bin die Sprache für dein stummes Sehnen,
Versenke deine Wonnen, deine Thränen
In meines Stromes mildgeschloßnes Bette.'
Voll Freud' erkannt' ich, wer die Botschaft sandte;
Und wie ich nun in süßer Lieb' entbrannte,
Erwuchs die Frucht ambrosischer Sonette

Das Sonett. Schwan S. 28.

Schlegel gemeinsam; auch die Verwendung von Hülfsverben (mag, muß, willst du u. s. f.) und gelegentlichen Einschiebseln (o, doch, drum; aber viel seltener als bei Schlegel) — hier Kennzeichen des Anfängers, dort eines Mannes,

Des weiser Kopf Gefühle mißt und wägt.

Den Inhalt der Sonette bilden Betrachtungen über den Beruf und die Stellung des Dichters zur bürgerlichen Welt; über sich und sein Schicksal im besondern; bescheiden spricht er von seinem Werken:

Klein sind des Mühlbachs silberklare Wellen;
Doch jede hilft das Werk der Räder treiben.

Banausentum und Unverständnis, dem ‚Künstler eine Gauklerbande sind', geißelt er.

Sarkastische Kritik ist auch der Grundton der Epigramme, die der Sammlung beigefügt sind und entstanden, als er im Oktober aus der Oberlausitz nach dem ‚konventionellen, kalten verhaßten Dresden' übergesiedelt war.[1])

Übel ist's groß zu seyn an dem Ort, wo man Knabe gewesen;
Denn sie verkleinern dich gern, bist du nun größer als sie.

Vieles mißfällt seinem freiern, reinern Sinn: die Neugier und Klatschsucht der Dresdner, die ihm in Scharen nachliefen, als er einmal im braunen Mantel, die dunklen Locken flatternd, entblößten Hauptes durch die Straßen ging; ihre anmaßende Beschränktheit, ihre auf den ‚guten Ton' sich steifende Förmlichkeit:

‚Ich empfehle mich ganz gehorsamst. Ergebenster Diener!'
‚Dero beschämen mich ganz!' — Dero beim Zeus, sind ein Narr!
Hältst du dein Lügenmaul, verdammtes Echo, denn nimmer?
Wärst du ein Frosch, beim Styx! sieh dich zerquetschte mein Fuß.
— — — Ewig Besuch und Besuch, ewiges Schicken und Gehen.

[1]) Ein Teil der später in den ‚Schwan' aufgenommenen, aber auch andre, sonst nur noch hs., vorhandene Distichen stehen in der **Georgia**: 1806 Nr. 136, 137. 1807 Nr. 8, 21, 68, 72, 88, 102. ‚Ich arbeite mit Lust hinein, weil ich geachtet und aufgemuntert werde,' schreibt Loeben über die **Georgia** am 15. November 1806 in sein Tagebuch. —

So wird ihm nach wenigen Wochen der Aufenthalt unerträglich, und am 10. Januar 1807 ist Loeben von neuem in Wittenberg, wo die Aufregung und das Getümmel nach dem Tage von Jena und Auerstädt sich allmählich gelegt haben und das einige Zeit zurückgedämmte gesellige Treiben nun um so rascher dahinströmt. Besuche, Gesellschaften, Bälle, Konzerte drängen sich. Zehn Wochen, poetischer Arbeit, Freundschaft und Liebe gewidmet, vergehen rasch; am 20. März weilt Loeben wieder in Dresden und beginnt die Vorbereitungen zur längst geplanten Übersiedelung nach Heidelberg.

Schon im Sommer 1806 fühlt er ‚eine unnennbare Sehnsucht, in dieser reicheren Natur zu leben und zu sein', wie er zu einem enthusiastischen Aufsatz der Abendzeitung über den Charakter der Rheingegend sich notiert. Die Sehnsucht nach dem Rhein scheint typisch für die jugendlichen Dichter dieser Zeit; ich erinnere nur an Körner,[1]) Loebens Freund und Landsmann. Die Sehnsucht nach Freiheit erglüht unter der Bedrückung des Reiches noch heißer. Dazu kommt aber bei Loeben noch das besondere Gefühl der Beengtheit und Unbefriedigung

---

[1]) Sehnsucht nach dem Rhein.

Was zieht mich ein tiefes glühendes Treiben
In die blaue Ferne mächtig hinaus?
Es läßt mich nicht rasten, es läßt mich nicht bleiben,
Es drückt mich die Mauer, es engt mich das Haus.
— — — — — — — — — — — — — — —
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,
— — — — — — — — — — — — — — —
— — wo aus der Väter gold'nen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

Daß die beiden Dichter trotz des in diesen Jahren erheblichen Altersunterschiedes gut befreundet waren, beweisen das ‚Dem jungen Herrn Körner im Hause des Herrn Apell: R. R. Körner' gewidmete Sonett (s. Theodor Körner zum 23. September 1891 Leipzig, Brockhaus 1891 S. 77) und nach seinem Tode das Lied auf sein Grab, erhalten im ‚Geschwister-Grab zu Wöbbelin', Leipzig, K. Tauchnitz 1815 S. 40.

in Dresden, wo er weder Anregung noch Verständnis fand, wie er sich's wünschte, wo einzelne Verwandte, auch der gräfliche Vormund Minister Hohenthal, ihn als unpraktischen Phantasten ansahen; wo auch geistig Näherstehende wie Böttiger,[1]) scheint es, nur bürgerlich pedantischen Mahnungen Ausdruck gaben;

---

[1]) Loebens Brief an ihn aus Wittenberg vom 19. Februar 1807 (hs. Kgl. Bibl. in Dresden) ist eine schöne Antwort auf die besorgt warnenden und ermahnenden Stimmen aus Dresden. Er schreibt: ... ‚Ihre Aufrichtigkeit ist der meinigen vollkommen wert, und da es mein Grundsatz ist, über keinen meiner Schritte weder Nimbus noch Nacht zu verbreiten, so werd' ich mit der Offenheit einer teutschen Stirne antworten. Mag immer, was Sie mir schreiben, einzig aus Ihrem um mich besorgten Gemüthe kommen, oder mögen durch Sie viele mahnende Stimmen zu mir sprechen — ich sehe den Tadel, welchen man mir bei beobachtender Beurtheilung meiner Schritte nicht verschweigt, für Antheil, für Wohlwollen, und das an, wofür Sie selbst es gehalten wissen wollen: für ein Opfer der Erinnerung, dem Manne gebracht, in dem ich den Vater liebte und den Staatsmann ehrte. Daß ich in wenigen Monaten nach Heidelberg gehe ist wahr, und dieser Beschluß ruht auf zu festem Grunde, als daß er erschüttert werden könnte.' — Kennte B. seinen jetzt entfalteten Geist, er selbst würde es für das höchste Unrecht halten, seinem Drange zu widersprechen. ‚Wollt' ich nichts als Dichter im engeren gemeinen Sinn, das heißt Dichtkunst Treibender sein, — dann hätte man Recht; aber meine Liebe gehört dem Ganzen, ich fühle mich stark genug, die Welt zu umfassen, und so versichere ich Ihnen: Es trennt der Mensch nicht, was der Himmel bindet. — Ich verlasse nicht aus Feigheit den Posten, den ich zwei Jahre hatte, sondern ich verlasse ihn, weil Gott mir den höheren, meinen Wirkungskreis öffnet, weil er mich näher an sich ruft. Nur ihm bin ich Rechenschaft schuldig, ob ich diesen meinen Beruf erfülle oder nicht. Ruhm, Vermögen, Einfluß, Carriere, — das alles kann mir kein Ansporn sein, der ich Gut und Leben für das hinzugeben bereit bin, was meine Liebe, meine Bestimmung ist. Gott aber, — der sein Kind bisher so gut, so sicher und wunderbar geleitet hat, läßt auch fernerhin seine Hand über mir und wird mir die nähere Gemeinschaft mit ihm nicht entziehen, deren ich genieße.' — Ergreifend ist der Schluß, in dem der Jüngling mit Gefaßtheit die Ahnung seines frühen Todes ausspricht: ‚Ich stehe erst im 21. Jahre, Herr Hofrath; aber ich bin älter als ich Jahre zähle, ich muß eilen, auszuführen, zu vollenden, was Gott mir gegeben hat, denn meines Bleibens auf Erden wird nur wenig Zeit sein. — Mein Herz findet nicht Befriedigung, es sei denn in den Tiefen des Geistes und in rastloser Thätigkeit, die freilich die Kräfte früher consumieren mag —'.

selbst die liebevolle Mutter gelangte nur langsam und nach manchem Widerstreben zur Erkenntnis seines Wesens und zustimmender Anerkennung seines Strebens.[1]) So, einer ‚goldnen Zeit' entgegensehend, versenkte er sich für die Gegenwart mit Inbrunst in Novalis. ‚Es muß dem Herzen wohlthun, sich wiederzufinden in einer verwandten Seele,' schreibt er und empfindet wie eine Offenbarung seine Übereinstimmung mit Heinrich von Ofterdingen. Novalis' ‚Kleid ist vielen, aber sein Geist nur Wenigen, Auserwählten gegeben'. Die Erkenntnis, er gehöre zu ihnen, erfüllt ihn mit einer dithyrambischen Begeisterung, von der seine ‚Fragmente' aus dieser Zeit zeugen. Ein Beispiel: nachdem die Geister ihn in ihr ewiges Dunkel, unter die silbern glänzenden Schwibbogen der Untererde und hinauf zu den hellleuchtenden Gestirnen getragen haben, erhebt er beschwörend Stab und pergamentnes Zauberbuch: ‚Novalis' flüstern die Geister um mich her. ‚Ich bins,' tönt eine Melodie mir entgegen und ein Hauch küßt meine brennenden Lippen, ‚ich hatte angefangen — Du hast fortgeführt, ein geheimnißvoller, lieblicher, sehnender Geist; mir ist wohl, komm mit mir — dort wollen wir beide zusammen vollenden.'

Diese hohe Spannung ist dem jungen Dichter eine selbstverständliche Lebensbedingung. Für ihn wie für Novalis, dem er in der Tat in manchem wesensverwandt scheint, gilt der Satz aus dem Ofterdingen: ‚Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffs'. Beide sind ‚zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüthes in dieser menschlichen Welt bestimmt' (Heinrich von Ofterdingen S. 89); ihr Gemüt ist ihnen ihr Schicksal. Beiden ist eine faculté maîtresse, wie Bing sagt, sich alles zu assimilieren; aber Novalis wurde die größere Kraft der geistigen Selbständigkeit, Loebens höchst eindrucksfähiger, doch wenig widerstands-

[1]) Der erste fragmentarische Entwurf des ‚Guido', während des Dresdner Aufenthalts, Ende 1806, entstanden, ist in der Hauptsache eine zum Teil allegorisierende Schilderung dieser Verhältnisse; Guido ist Otto Heinrich.

kräftiger Geist wirbelt rastlos um den Angelpunkt, in dem er gerade die Glückseligkeit seines Schaffens und Lebens ruhend zu finden glaubt.[1]) Dann wird alles angespannteste Tätigkeit in ihm, Verzückungen ergreifen ihn auf einsamen Spaziergängen im Walde, ja bis in den Schlaf verfolgt ihn mit Erquickung raubender Stärke seine Gedankenwelt.

Für jetzt verkörpert ihm Novalis die ‚Unendlichkeit, Heiligkeit und Universalität der Poesie', in deren unergründlicher Tiefe ‚Mysticismus, das Romantische, die Religion und die Liebe[2]) liegt, Liebe als die Basis aller Religion, denn was ist Christenthum anders als Liebe?' In gelegentlichen Betrachtungen über sich selbst schreibt er: ‚Das Reich Gottes war in mich gekommen; ... daß ich, eine Stimme der Zukunft, in der Gegenwart stehe, und sie, die Morgenröthe die da kommt verkünde. — Daß aber die Morgenröthe, jenes süße, hohe tausendjährige Reich kommen werde, — sollte Jemand Zweifel haben? Sie ist uns in die Seele geschrieben, jene himmlische Offenbarung. — So aber ein Mensch das tausendjährige Reich von außen her erwartet: der wird es niemals ergreifen noch empfangen. Es wohnt in mir, das Reich Gottes; und so ihr alle erkennet, daß es in euch sei, so wird es in euch wohnen, und wird seyn eine Herrlichkeit voll Liebe und Wahrheit, fortan in alle Ewigkeit!' Gleich Novalis[3]) betrachtet er die Gegenwart als eine Zeit der Erfüllung.[4]) Aus diesem Geist entsteht im Januar sein am

[1]) ‚Wenn das Mühlrad einmal vom Element ergriffen wird, so treibt es auch unaufhörlich, und es will immer weiter, und es sieht aus, als ob es immer weiter käme, und es kommt doch nicht weiter.' Guido S. 142.

[2]) Doch wird in Liebe nur der Sinn gefunden,
Sie sieht im All, was einzeln liegt, verschmelzen.
Schwan S 167.

[3]) Ich sag' es jedem, jeder sagt
Es seinem Freunde gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich! —

[4]) So wählt er auch seinen Dichternamen **Isidorus Orientalis**, in dem Glauben, daß seine ‚Zeit eine verheißende Morgenzeit sei' (vergl.

24. Dezember 1807 im Morgenblatt (Nr. 3) veröffentlichtes Gedicht ‚Der neue Kreuzzug', dessen Stanzen auch in den ‚Schwan' unter dem Titel ‚Tempelbau' aufgenommen sind:

Oft will das Herz mir brechen und verbluten,
Seh' ich, wie sehr die Welt mich rings beengt,
Seh' ich, an welches Wahnes Angelruthen
Mein Volk mit allen seinen Sinnen hängt;
Wie es des Glaubens Kreuz, der Liebe Gluten
Mit stolzem Spott' aus seinem Schooße drängt,
Wie Zions Feste, darbend und verachtet,
Umsonst nach seinem alten König schmachtet!

Du bist vergessen, alte fromme Feste!
Wer pilgert noch zu deinem stillen Grabe?
Wo öffnen noch sich Hütten und Paläste,
Wenn Pilger nah'n mit ihrem Muschelstabe?
Wo brächte man der Tränk' und Speisen beste,
Wenn mit geweihter Harf' ein Liederknabe
Von einer Thür zur andern kömmt gezogen
Und Glaub' und Lieb' auf seinen Saiten wogen?

Sie glauben nichts! — Sie lieben nichts als sich. Während er darüber sinnt, tritt ein Hirt zu ihm und weist ihn tröstend und begeisternd auf die Zukunft hin, in der ‚der neue Tempel sich erheben' und, wenn die Macht des Glaubens alle Menschen verbündet, die ‚große bleibende Gemeine' erstehen werde. Er entschwindet

---

Friedrich Strauß ‚Abendglockentöne' Erinnerungen eines alten Geistlichen, hg. von Friedrich Ad. Strauß, Berlin 1868, S. 122). August Kuhn widerrät Februar 1807 brieflich der Wahl des Namens mit Rücksicht auf das ‚Gedächtnis der Damen'. — Das Pseudonym — ein Wort übrigens, das Loeben choquant war: ‚Als ob es nicht auch eine Taufe, und zwar von oben wäre, in welcher man seinen Dichternamen empfängt! Aber das himmlische Tönen ist den irdischen Ohren nur eine Spielerei. Alles wahrhaft Freie erscheint denen, die es niemals werden, als Laune' (an Raßmann, 14. Juni 1816; s. Fr. R.s Leben u. Nachlaß, Münster 1833, S. 199) — der Dichtername also ist zuerst nachweisbar in Nr. 34 d. Georgia vom 24. April 1807.

Und in der Glorie des Wundermannes
Kannt' ich den reinen, liebenden Johannes[1]).

In derselben Zeit schafft Loeben eine Reihe geistlicher Lieder; von Novalis zwar angeregt, aber aus gläubigem Bedürfnis der eigenen Seele heraus. Jesus steht im Mittelpunkt der Lieder;[2]) seine Geburt wird gefeiert, vor allem die Passion und in Übereinstimmung mit Hardenberg die selige Gewißheit seines Versöhnungstodes. Auch Stunden beängstigender Zweifel kommen beiden (vergl. das 9. Lied des Novalis):

Willst du wieder mich verführen,
Zweifel, des Verstandes Brut?
Nagst an allen meinen Schwüren;
Schürst den Funken wild zur Glut?

Schon hat er Gedichte an die Himmelskönigin Maria, ‚der Liebe nie verbleichend Bild', gerichtet. Und jetzt ergreifen ihn auch mystische Stoffe, wie sie die Erzählung und die Lieder des Bergmanns im ‚Heinrich von Ofterdingen' ihm nahebrachten.[3]) Hier ist die Ballade ‚Der Bergknapp' zu nennen, die in Kuhn-Treitschkes Musen-Almanach f. 1808 erschien, später in den ‚Schwan' aufgenommen wurde (auch in das Reisebüchlein 1808 S. 105): Der König verbietet seinem Sohn, wie ein Knecht einherzugehen, ‚der um Sold sich wagt zu dem Gnomengeschlecht' und gleich einem Fahrenden die Gäste mit Liedern zu ergötzen: ‚nicht ziemt das fürstlichen Knaben!' Zum letztenmal, bevor er entsagt, verlangt der Sohn hinab in die stille, die heilige Nacht. Drei Ritter folgen ihm in den tiefen

[1]) Wir sehen, der ‚Guido' bereitet sich vor; hier haben wir die wichtigsten Elemente, hier die Tendenz des Buches ausgesprochen, das die Stimmungen und Regungen dieses Jahres in sich vereinigen sollte.

[2]) Auch von ihnen stehen Proben im ‚Schwan': ‚Die Verkündigung der Hirten', ein Weihnachtslied, zwei Sonette auf die Geburt Christi und den Stern im Morgenlande.

[3]) Mit G. H. v. Schubert, der damals nach Dresden kam, und seinen Vorlesungen scheint Loeben nicht — wenigstens nicht in unmittelbare — Berührung gekommen zu sein.

Schacht. Doch bald locken winkende Knaben ihn ‚in die dunkeln, die reichen Klüfte', er entschwindet auf immer.[1]) Ferner gehört ‚Meisters Lied von der Wunderblume' hierher, die ‚Blume der Nacht', wie das Gedicht im ‚Schwan' heißt, wo es mit den gleichzeitigen Gedichten: ‚Gesang der Geister' und ‚Weihe der Poesie' unter dem Titel ‚Mährchen der Nacht' einen Zyklus bildet.

Diese Lieder schwelgen in den nächtlichen Geheimnissen unterirdischer Pracht und magischen Glanzes. Schon leuchtet ein Pünktchen gleich Karfunkel — die wunderbare Blume auf:

Die Blätter zittern von Smaragd,
Der Kelch ist rothes Feuer.
Ein Krönchen hebt sich drüber vor,
Das spielt und flimmert gleich Kristallen,
Gleich Lampen in des Königs Hallen;
Draus steigt ein weißes Kreuz empor.

(Schwan S. 148.)

Zu eben dieser Zeit hat sich ein neuer Weltteil der Poesie seiner immer sehnsüchtig nach schöpferischer Anschauung des Weltganzen[2])

[1]) Selbst auf diesem stofflich entlegenen Gebiet finden sich Erinnerungen an Schiller, abgesehen von der Strophe, die der des ‚Tauchers' nahesteht, auch in der Sprache.

[2]) ‚Poesie ist die ... ewige Ahndung des Weltganzen; ... sie ist der Spiegel, durch den allein der verendlichte Geist, die Seele, das Ganze begreifen, schauen und umfassen kann,' heißt es in seinen ‚Fragmenten' aus dieser Zeit. Der Einfluß von Schellings Philosophie ist unverkennbar. Sie ‚schien seine Individualität tröstlich anzusprechen' als er sie Anfang 1806 in dem metaphysischen Kolleg des Philosophen und Historikers K. H. Ludwig Pölitz kennen lernte. Die Auffassung der Geschichte als einer allmählich sich enthüllenden Offenbarung des Absoluten, welches das Objektive und das Subjektive, das Sinnliche und Übersinnliche in eine höhere Identität zusammenfaßt, ‚sagt ihm zu'.

Noch näher berühren ihn Gedanken Schellings aus seiner schon dem Mystischen zugewandten Periode (‚Philosophie und Religion' 1804 ꝛc.). ‚Alles Endliche ist ein unendlicher Abfall vom Unendlichen' steht einige Seiten vor jenem oben erwähnten Zitat. Wenige Blätter zurück finden wir den Satz: ‚So erkennen wir dieses unendliche Wesen, die ewige Liebe, Gott — nur aus seinen Manifestationen in uns selbst; zu begreifen, zu erklären vermögen wir ihn nie völlig; aber ein poetisches Gemüth kann ihn so er-

ſtrebenden Phantaſie erſchloſſen, ein Schatz, für den ihm eine ganze griechiſche Bibliothek feil wäre: ‚Des Knaben Wunderhorn‘,[1]) deſſen erſten Band Brentano und Arnim 1806 ausgegeben hatten! Das iſt ‚unſer Eigenthum, unſer Germanien, — hier laßt uns wohnen und Hütten bauen!‘ Herr Olaf iſt ihm die ſchönſte Ballade der Welt. In ihrem Geiſte ſind ſeine drei Romanzen vom Königsſohn und der Elfe gehalten; das Thema freilich wird variiert. Den letzten Sproß des Königsſtammes hat Erlkönigs Tochter berückt, ſo daß er ſich weigert, die fürſtliche Braut heimzuführen. Tot ſinkt er vorm Altar nieder. Nach einer Trauerfeier enteilt alles — —

Nun ſteht der Sarg allein,
Die alte Mitternacht nur weilt
Und ſpinnt bei Kerzenſchein. —
Da ſchwebt Erlkönigs Tochter herein:
Steh auf, ſteh auf, mein Bräutigam,
Dein Kleid, das iſt geſponnen,
Erlkönigs Tochter zu dir kam,
Geh' ein zu ſüßer Wonnen. —

Sie koſen bis zum Hahnenſchrei, dann führt ſie der Wagen durch die Luft zum Schloß des Vaters. — Dieſes ſehnſüchtige Schauen in die Vergangenheit, das verſtändnisvolle, fein empfindende ſich Verſenken in frühere Epochen vaterländiſcher Dichtung führt ihn zu Opitz, ſeinem Landsmann, — Schlegel iſt Wegweiſer, —

---

reichen und ahnden‘. ‚Ohne eine gewiſſe Beimiſchung des Pantheismus dürfen wir nicht erwarten, einen von den Schriftſtellern des jetzigen Zeitgeiſtes zu finden‘; ſagt Friedrich Schlegel einmal; von dem jetzt ‘beinah allgemein herrſchenden verderblich pantheiſtiſchen Schwindel‘ ſpricht er 1808 in den Heidelberger Jahrbüchern. Wie überall in dieſer Zeit, oft unabhängig, ſich ſolche gleichgearteten geiſtigen Dispoſitionen finden, darüber vgl. Scherers lehrreiche Andeutungen im ‚Jacob Grimm‘ II. Aufl. 1889: ‚Anſichten der Poeſie‘, vor allem S. 124 ff.

[1]) Er erſtand es ſich zuſammen mit des Novalis Werken im November 1806 in der Arnoldiſchen Buchhandlung zu Dresden.

zu Paul Fleming[1]) und — im März 1807 — zu Jacob Böhme.[2]) — —

Er leitet über zur Heidelberger Zeit des Rausches, inbrünstiger Schwärmerei, exzentrischer Glut.

---

[1]) ‚Fleming interessiert mich innig, sein schlichtes, teutsches, herrliches Wesen zieht mich unendlich an.' — In der Georgia veröffentlicht er ein Sonett von ihm (1807, Nr. 51).

[2]) In dem Sonett auf ihn am 4. April 1807 heißt es:

‚Und Raserei und Trug, und frommer Wahn,
So heißt sein Thun den kühlen Zeitgenossen
— — — — — — — — — — — — — —
Doch achtet er's, ob ihn die Welt verspotte?
Er duldet ja mit Christo, seinem Herrn.
Die Leidensbahn führt ihn zu seinem Gotte.
So trink' auch ich den Schmerzensbecher gern;
Es kommt ein Tag, da wird es offenbar,
Daß Gott in uns, und Segen mit uns war. —

Kapitel 2.

Heidelberg.

Am 12. Mai[1]) verläßt Loeben Dresden und fährt in gemietetem Wagen über Freiberg, Zwickau, Reichenbach, Plauen, Hof, Bamberg, Kloster Eberach, Würzburg, Buchen nach Heidelberg,[2])

[1]) Das schon erwähnte, „Dresden in der Nacht der Abreise am 12. Mai 1807" datierte Sonett von Isidorus Orientalis an Th. Körner lautet:

Dem Morgenroth die Stirne zugewandt,
Vertraulich, ob ihm Segen Gott verleihe,
Ein frommer Pilger wandelt hin in Treue
Am Lilienstabe zum verheißnen Land.

Noch hat er weniger sich selbst genannt,
Und niemand weiß, wie ihm sein Thun gedeihe,
Wie er das Oel empfing der heil'gen Weihe,
Noch, welcher Muth sein liebend Herz entbrannt.

Denn still und scheu, oft unbedeutend Wesen,
Sah man auf des Verkehres Bühn' ihn stehen —
Wer will die Siegel seiner Bibel lösen,

Muß ihm mit Lieb' und Ernst entgegen geh'n;
Der Andacht nur, durch kühne Felsenspalten
Will das Geheimniß seinen Sitz entfalten.

[2]) Einer Stelle im II. Teil der hs. „Hieroglyphen" sei hier gedacht, die aus der lebendigen Anschauung Heidelbergs entstanden ist: „Die Aussicht war entzückend; Guido sah eine Unendlichkeit von Thälern und Bergen. Gerade gegenüber hing die alte Ruine auf dem braunen Gipfel, der Berg stieg mit tausend grünen Händen und Füßen herab, und unter ihm brannte die Glut des Orients in schmachtenden Wiesen und wollustvollen Gärten. An den Weinterrassen zitterte wie ein Atlasband der wilde Fluß vorüber und die Weinranken sahen mit Lust und Schüchternheit in seinen Spiegel herab. Guido glaubte in eine magische Laterne zu schauen."

wo er am 19., Pfingstdienstag, eintrifft: „Diese Einfahrt ist wohl eine Ahndung des Paradieses".[1]) Er steigt zunächst im Karlsberg ab, findet aber bald ein freundliches Quartier, für das er einen monatlichen Mietzins von 10 fl. entrichtet. — Kollegien hört er nicht mehr, er privatisiert. In rascher Folge lernt er die Umgebung kennen; Schwetzingen [L. schreibt Schwizingen], der Wolfsbrunnen, Stift Neuburg, das frühere Kloster,[2]) Rohrbach, Kohlhof, Neuenheim, Neckargemünd, Handschuchsheim u.s.w. werden nach einander besucht, auch nach Mannheim — besonders zur Oper dort — und ins Murgtal, bis Baden, Rastatt, führen Ausflüge. Bekanntschaften in Fülle werden gemacht; er verkehrt u. a. bei dem Historiker Wilken, dem Philosophen Fries, dem Philologen Creuzer,[3]) ist bald im Hause der Theologen Horstig und namentlich Schwarz, dessen Familienleben jeden, der es kennen lernen durfte, anheimelte und entzückte, sehr vertraut. Auch den Übersetzer Gries, den guten Dichter Haber des „Godwi", dessen Tasso erschienen, dessen Ariost im Erscheinen war, lernt er kennen.

Doch er kann eine innere Unruhe in den ersten Wochen nicht überwinden; Zweifel an sich selbst und Sehnsucht nach den Freunden in Wittenberg quälen ihn. Legt sich auch diese

---

[1]) Den Eintritt in das „viel liebe Thal" schildert später ein Gedicht seines „Reisebüchleins", S. 33 ff. — Pfaff zitiert es in der Einleitung zur Neuausgabe der „Trösteinsamkeit" S. XLIII, ungenau; die vierte Zeile lautet:

Und rufe: Vater! nun bin ich zu Haus.

Die fünfte Zeile:

Da lag die Stadt, die Reine, Meine (Reiseb. S. 37).

Er spricht daselbst die sachlich und tatsächlich ungegründete Vermutung Brentanoschen Einflusses aus.

[2]) „Eine meiner liebsten Stellen. Ein romantischer Geist haust in diesen Mauern."

[3]) Dessen kurzes, freundliches Urteil über Loeben, in einem hs. Briefe an C. A. Böttiger enthalten, vom 10. Januar 1808, erwähnt R. Steig in seiner Neuen Kunde zu H. v. Kleist, 1902, S. 42.

Unraſt nach und nach, der Mangel bleibt vorläufig noch: gleichgeſtimmter Freunde, nach denen ſein Zärtlichkeits-, ſein Mitteilungsbedürfnis und ſein geſelliger Trieb gleich ſtark verlangen. Noch ein — vielleicht unbewußtes — Begehren, das aber nicht geſtillt den Stachel allgemeiner Unbefriedigung tiefer ins Herz zu drücken geeignet iſt, mag hinzukommen: Strauß rühmt Loebens „unglaubliche Virtuoſität im Geſpräch", bemerkt aber bei anderer Gelegenheit ſicherlich richtig: „Er iſt zu genialiſch und muß immer Centrum ſein." — Noch drei Monate dauert es, bis dieſe bewußten und unbewußten Regungen über alles Erwarten befriedigt werden.

1. Guido.

Die dichteriſche Produktion ruht nicht ſo lange;[1]) im Gegenteil, ſie flammt auf in dieſer herrlichen Natur, deren Wirkung der Wein[2]) löſend und befreiend ſteigert. Die Fruchtbarkeit nimmt zu; ein Tag im Juli bringt ſechs, ein andrer ſieben Sonette, neben anderm! Aber zunächſt ſteht die lyriſche etwas hinter der epiſchen Dichtung zurück. — Nachdem es zuerſt mit dem „Guido"[3]) nicht hatte zum rechten Anfang kommen wollen, erwachen am 3. Juni „ganz neue geniale Ideen" für ihn, mit deren Ausführung Loeben ſogleich und eifrig beginnt. Schon am 16. Juli kann er dem Buchhändler Hartknoch, der ihn aber ablehnt, den erſten Teil des Romans anbieten. Dann geht es „mit Rieſenſchritten" an den zweiten; eine Woche ſpäter ſchreibt er ſchon am dritten, an beiden neben einander arbeitend. Mitte

[1]) Schon Nr. 53 der Georgia vom 8. Juni 1807 bringt ein Gedicht „Die erſte Abendfeier in Heidelberg".

[2]) „Wie der ſüdliche Wein in mir aufthaut! Wie der Neckarwein den ganzen Organismus durchläuft und umfängt; ſeine belebende Kraft brauſt durch alle Adern," ſchreibt Strauß gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in ſein Tagebuch.

[3]) Der innere Zuſammenhang des Sturmes und Dranges mit der Romantik iſt mehrfach und von berufener Seite hervorgehoben: ſo will ich wenigſtens die äußerliche Erinnerung an Guido, den Bruder des Julius von Tarent, nicht übergehen.

August verhandelt er mit Ferdinand Kaufmann[1]) in Mannheim, dem Herausgeber des „Taschenbuchs der Grazien", in dessen Jahrgang 1808[2]) u. a. auf S. 142/50 „Fragmente" dieser früheren Fassung[3]) zu finden sind. Mitte August ist der zweite Teil der „Hieroglyphen" fertig. Diese Hieroglyphen (H.) sind die erste Stufe des Guido (G.), in den sie dann „halb potenziert, aber auch halb depotenziert" übergehen. Ob Loeben sie so nach eigner Wahl nennt, ob im Anschluß an das als Motto[4]) gesetzte Zitat aus Görres' eben erschienenen „Teutschen Volksbüchern", ist nicht ersichtlich; beides ist denkbar, dieses wahrscheinlicher.

Um die Übersicht nicht zu verlieren, ist folgendes über die Entstehungsgeschichte des G. zu beachten: Der entscheidende Antrieb zu seiner Gestaltung kommt Loeben bei der Arbeit am dritten Teil der H. — im Oktober —, aus dem sich der dritte Teil des G. entwickelt; dann erst gewinnen Teil I und II ihre endgültige Form. Sie schöpfen aus den H., werden aber in der glühenden Schaffenslust, welche die Arbeit am dritten Teil erregt hat, umgeschmolzen, dabei neue Elemente aus der rasch sich ändernden Seele des Dichters aufnehmend.

Eine Analyse des Inhalts zieht die H. zum Vergleich heran und sucht gleichzeitig das Verhältnis des G. zu Novalis'[5]) Heinrich von Ofterdingen (Ofdg.) klar zu legen.

---

[1]) Bei der Firma Kaufmann und Friedrich wird der G. gedruckt.

[2]) Exemplar in München.

[3]) Auch in Nr. 59 der „Georgia" 1807 sind „zwey Blätter aus einem noch ungedruckten Roman von Isidorus Orientalis" aufgenommen.

[4]) „Wenn die neue Gegenwart dann aus der Erde steigt, sind die Hieroglyphen reif geworden" (S. 263). — Bei einer Sternbeobachtung am 3. September sprach Loeben zum erstenmal mit Goerres, dessen Kolleg er kurz zuvor auf Strauß' Veranlassung besucht hatte. — Wenn auch beide sonst koordinierte Zeugen des starken Einflusses der Zeitanschauung über Mythus, Urzeit, Orient, Mittelalter sind, so ist doch ein Einfluß der „Volksbücher" (deren Nachrede ist Juli 1807 datiert) im einzelnen sicher.

[5]) Zitiert wird Novalis stets nach der 4. Aufl. seiner Schriften, Berlin 1826.

Hieroglyphen.

Die H. beginnen mit G. übereinstimmend, nur daß Cyane Liamande heißt.

An Stelle dieses Märchens steht in den H. das aus der frühsten Fassung des G. übernommene — eine Allegorie der Berufung des Jünglings Loeben zum Dichter. — Überhaupt gilt für G. wie H. die Tatsache der seelischen Identifizierung des Helden Guido mit dem Dichter selbst.

Guido.

I. Teil. Guido, ein Dichter, weilt als Gast bei dem alten Ambrosius und dessen Kindern Cyane und Wunibald[1]) auf einer kleinen Insel. Es ist ein prachtvoller Frühlingsabend; in einer Myrtenlaube sitzend, lauschen sie einem Märchen, das der silberbärtige Greis erzählt: Der alte Uranus, Herrscher eines wunderbaren Reiches auf dem Monde — der Mond stand auf dem Atlas, und von ihm aus waren Brücken zu allen Gebirgen der Erde geschlagen — ist von seinen Söhnen vertrieben und zieht nun mit seiner vor Schrecken stumm gewordenen Tochter als Spielmann umher. Sie kommen im dichten Wald zur Hütte eines Jünglings, den Sehnsucht nach einem wunderbaren Stein verzehrt: sein ewiger Traum ist ein weißer, blendender Strahl und eine kleine, dunkle Schlange,

[1]) Nichts deutet hier zu Anfang die Geschwisterschaft Ws. und Cyanes an, die erst S. 340 ausdrücklich hervorgehoben wird. Fünf Seiten danach aber und schon vorher S. 284 ist Wunibald Floras Bruder! Das kann ein Zeichen von Gleichgültigkeit Loebens gegen Genauigkeit überhaupt sein; aber auch die hastige und unübersichtliche Entstehungsweise des Romans mag es erklären. — Cyane heißt die Tochter des Arztes Silvester im zweiten Teil des Ofdg. Für Ambrosius kommt wohl der erfahrene Greis, der Vater jenes Jünglings, der später Gemahl der Prinzessin wird, als Vorbild in Betracht. (Vgl. Ofdg. S. 30 ff., die Erzählung der Kaufleute.)

Guido hat in der Nacht einen Traum, der in einigem an dieſes Märchen anklingt. Vom Karfunkel wiſſen die H. noch nichts.

die gern ſich verſchlingen möchten; wenn er dann wieder auf die Knie fällt und den Himmel um Befreiung anfleht: „Da ſeh ich's plötzlich um mich her ſchimmern, es iſt ein kleiner, violetter Stein, tauſend Strahlen ſpielen, alles gewaltig anziehend, mit den lüſternen Funken, und ich weiß, daß es der Stein iſt, den ich ſuchen und finden muß.“ — „Der Stein, den du ſuchſt, iſt der Talisman[1]) meines Reiches,“ ruft Uranus. „Ich bin neu geboren und gerettet, wenn ich den Stein wieder habe. — Der violette Karfunkel war der mittelſte Stein in meinem Diadem.“ — — Der Jüngling und die ſtumme Prinzeſſin feiern ihre Brautnacht; dann zieht er, den Stein zu ſuchen, an den Hof des neuen Monarchen jenes Mondreiches. Der hat ſeiner Tochter den Karfunkel geſchenkt, die ihn gleichgültig in einen Springbrunnen wirft. Ein Kind bringt ihn dem Suchenden empor, mit ſüßer Stimme lieber Vater! rufend. — „Und deine

[1]) „Ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone,“ ſoll Heinrich von Oſterdingen nach dem Plane der Fortſetzung finden, Oſtdg. S. 181. Auch der Stein, den die Prinzeſſin in der Erzählung der Kaufleute verliert, iſt ein „koſtbarer Karfunkel“, ebenda S. 31.

Am andern Tage geht Guido aus, ein Buch zu suchen, das das Geheimnis seines Lebens ihm verkünden soll.

Er begibt sich geradeswegs auf die Ilsenburg; hier erst begegnet er dem Arzt, der den Namen Theophrast trägt. Nach fröhlichem Zechgelage mit den übrigen Gästen schlafen die beiden neuen Freunde in demselben Zimmer und nahmen die Gelegenheit zu gründlicher Aussprache wahr.

Mutter?" — Das Kind wies in die Tiefe hinab. Er sah die schlafende Prinzessin; sie hielt eine kleine Schlange in der nachlässig herniederhängenden Hand. — Vom Karfunkel zuckte ein langer, weißer Strahl auf die Schlange zu und verlor sich zugleich mit dieser.[1]) Da erwachte die Prinzessin, „und der Jüngling vernahm ihr erstes, großes, unaussprechliches Wort".

Guido zieht noch in der Nacht, im Mondenschein, fort; besucht den Markgrafen und die Markgräfin von Meißen,[2]) seine Pflegeeltern, und ist auf dem Wege nach Italien, als er in einem Wirtshaus einen Arzt trifft, Felix, den zum Grafen von Ilsenburg[3]) zu begleiten er sich leicht erbitten läßt. Gespräche über Welt und Dichtkunst unterwegs führen sie

[1]) Die Erinnerung an Eros mit dem Schwert des alten Helden und die schlummernde Freya, von der aus ein heller Funke nach dem Schwert fährt (Oftdg. S. 146), hat vielleicht zur Gestaltung dieses Zuges im G. beigetragen.

[2]) Die Landgräfin auf der Wartburg ist Heinrichs Patin, Oftdg. S. 16.

[3]) Die Vorstellungen über die Lage dieses Ilsenburg sind phantastisch: den Thüringer Wald auf der einen, „die Böheimer Berge" auf der andern Seite könne man sehen! In nebelhafter Ferne sei Nürnberg zu erblicken! (S. 59 f.)

Die H. führen die Schilderung seiner Liebe zu einem indischen Mädchen, Heliotropium, das bei der Burg in einer einsamen Ruine wohnt, viel weiter aus.

einander rasch näher. — Auf der Ilsenburg gastfreundlich aufgenommen, lernt er eine Morgenländerin [1]) kennen, Flora, in Hindostan geboren, die den „Hofkaplan“ [2]) im „Sanscret“ [3]) unterrichtet und nun auch ihn, der sie dafür mit der Kunst des Gesanges vertraut macht. Schnell entfachte gegenseitige Neigung läßt beide gute Fortschritte machen.

Lange ist seines Bleibens auf der Ilsenburg nicht; die zahlreich zusammengeströmten Gäste des Grafen beschließen eine Lustfahrt „ins Blaue hinein“. Flora bleibt zurück; am Abend vor der Abreise [4]) wandelt sie mit Guido in ein dunkles Tal und erzählt ihm ein Märchen

---

[1]) Die Zelima des Oftdg.!

[2]) Der „Hofkaplan“ ist der Erzieher des jungen Heinrich von Osterdingen, S. 9, 20.

[3]) „Nun ist mir einmal ein Mann aufgestoßen, der viel von Indien sprach . . .“ (G. S. 63). Das Indische sei die Sonne der morgenländischen Sprachen, wie es mit der deutschen im Abendlande der Fall sein möge. Die Stelle ist erst später hinzugefügt. Sehr wahrscheinlich wird in ihr auf Fr. Schlegels eben bei Mohr u. Zimmer in Heidelberg erschienene „Sprache und Weisheit der Indier“ Bezug genommen.

[4]) Flora erhält die Zither als Andenken, die Cyane beim Abschied Guido schenkte; so bietet Zelima Heinrich ihre Laute an, an deren Statt er ihr schließlich als ein Erinnerungszeichen ihr goldenes Haarband nimmt. (Oftdg. S. 56.)

Dieſes Märchen fehlt in den H. Es wird wohl ſeine jetzige Geſtalt nach Beendigung des dritten Teils vom G. empfangen haben[3]), deſſen Wunderſymphonie hier und im dritten Märchen ſchon in einzelnen Akkorden erklingt.

vom Reich des Mondes,[1]) deſſen König ſeine jungen Kinder — die Sonne, den kleinen Mond, Jupiter, Buddha und alle die andern — der ſchönen Pflanze Oſchaddi zur Pflege übergeben hatte. Doch einſt, als dieſe Amme ſich zur Kammer des Königs geſchlichen hat,[2]) erſteigen die neugierigen Kleinen den Rand des Blumenkelches, erblicken ſtaunend die Wunder der unbekannten Welt und ſpringen hinab, nur Buddha bleibt oben. Bald ſieht er die Sonne als „ſinnig hohe Jungfrau“ wieder und entbrennt in ſehnſüchtiger Liebe. Die Sonne trägt ein weißes Flämmchen auf eine kleine Schlange zu und ſingt:

Wenn Edda[3]) wird in deinen Armen
Von ihrer Sehnſucht, ihrem Schmerz

[1]) Die Anregung zu dieſer Verwendung des Mondes, auch im erſten Märchen, gab das Märchen im Oſtdg., S. 126 ff.

[2]) Die Epiſode geht zurück auf Oſtdg. 123 f.: Ginniſtan und Eros' Vater; auf jene Szene auch die Stelle im erſten Märchen des G.: „Der König benützte dieſen Augenblick und ſtahl ſich mit ... einem Hoffräulein in einen Seitengang des Gartens.“ (S. 35).

[3]) Einen früheren Kern und deſſen ſpätere Umgeſtaltung bezeugen Erſcheinungen wie dieſe unbeſorgte Namensänderung: die Sonne heißt plötzlich Edda. Hier wirkt der dritte Teil voraus, S. 338, 340 f. In ihm ſind Edda-Wunibald das Paar, von Buddha und der Sonne iſt nicht mehr die Rede.

In einer ew'gen Nacht erwarmen;
Dann ſchlägt der Liebe banges Herz.
— — — — — —
Dann ſchütt' ich dieſe Götterfunken
Auf's ſtarre Herz der Erden hin,
Wir ſehn's zu Aſche rings verſunken,
Aus Aſche will die Blume blühn.

Der Jüngling iſt erſchüttert; die Amme ſucht ihn durch ein Lied, das künftige Freude prophezeit, zu tröſten.[1])

Die Geſellſchaft iſt aufgebrochen; unterwegs begegnen ihr weit gereiſte, viel erfahrene Bergleute.[2]) Der älteſte, der „wie ein ſtillſtehendes Jahrtauſend" ausſieht, beginnt ein Märchen zu erzählen: Der mächtige Monarch der Sonne vermißt ſein Amulett, einen koſtbaren Karfunkel; ſeine Tochter Goldblüte will ihn mit ihrem Gemahl, einem berühmten Sänger ſeines Hofes,[3]) ſuchen. Sie

Das Märchen der H. hat mit dieſem einige entfernte Ähnlichkeit; vor allem in der Expoſition. Goldblüte heißt hier Liane. Dann aber wird eine Erzählung gegeben, die eine Allegorie des Goldbergbaues ſein könnte: Gründung eines Sonnentempels auf Erden, der nach kurzer goldner Pracht mit allem wieder verſchwindet.

[1]) Ihr Verhältnis zu Buddha erinnert an das der Ginniſten zum Eros. So vgl. z. B. G. 85 mit Oſtdg. 129.

[2]) Die Epiſode mit dem alten Bergmann im Oſtdg. S. 57ff. hat anregend gewirkt; ebenſo

[3]) die Erzählung von der Prinzeſſin und dem Sänger, Oſtdg. S. 30ff., für das folgende. Sie hatte vielleicht auch auf die Geſtaltung des erſten Märchens Einfluß.

Die Darstellung der Umgebung des „Ilsenburgers" im G. erinnert an die oben erwähnte Episode der Indierin Heliotropium in den H., während die Ilsenburger Episode des H. stark durch die Erzählung des Grafen von Hohenzollern in der Höhle, Oftdg. S. 75 ff., beeinflußt ist, was ja auch noch im G. deutlich genug zum Ausdruck kommt.

In den H. erkennt der Alte in Guido seinen Sohn, dessen Mutter die Sultanstochter Mirzah war.[2]) Das setzt der G. dann nachher als bekannt voraus! gründen ein eigenes herrliches Reich. Aber geheime Sehnsucht nach Vater und Schwestern quält die Königin. Da raten ihr die Vögel im Garten, sich zu verbrennen,[1]) dann gelange sie wieder heim. Sie wird ein Flamingo; ihr Gatte, unwissend, wer es sei, opfert ihn; als er das Geschehene überschaut, stürzt er sich auch in die Flamme. Aus seiner Asche wird der Karfunkel hervorgehen. —

Guido trennt sich nun von der Gesellschaft und trifft auf seinen Streifereien einen Grafen von der Ilsenburg, einen alten Kreuzfahrer, der auf seiner kleinen Burg einsam im Walde wohnt, sich fern haltend von den übrigen Verwandten, aber von allen geachtet. Enthusiastische Gespräche über Krieg und Geschichte werden geführt. Ein Lied, nur zum Teil verständständlich, schließt das Kapitel. Das folgende neunte beginnt: „Weil es die ganze Nacht mondhell blieb, so hatte Guido diesen

[1]) Wieder ist das Fortsetzungsschema des Oftdg. vorbildlich gewesen: Eddas Selbstopferung, ihre und Heinrichs Verwandlung, Oftdg. S. 182. — Wir werden einer Verwertung dort gegebener Motive noch einmal im dritten Teil begegnen.

[2]) So wurden „Friedrich und Maria von Hohenzollern" zwei Kinder im Orient geboren. Oftdg. S. 78, 85.

Nur S. 49 findet sich eine unbestimmte Anspielung darauf.

Das zehnte Kapitel der H., das für das neunte und letzte des ersten Teils vom G. das Gerüst gegeben hat, erklärt, was man im G. dem zweiten Teil entnehmen muß; ja, es schildert sogar, was im G. ausgelassen ist, wie die Gästeschar von der Ilsenburg *vor* Guido in dasselbe Kloster — in dem er jetzt ruht und träumt — eingekehrt ist und *hier* schon wieder mit ihm zusammentrifft.

Weniger wirr-phantastisch auch im G., ist dieser Teil in den H. hauptsächlich ein Liebesidyll, wie in den H. überhaupt die Darstellung des einfach Abend noch weiter auf Nürnberg zugehen wollen; allein er war so erschöpft, daß er im Klosterdorfe blieb." Ein plötzlicher Riß! Die Erinnerung an das Vorhergehende scheint ausgelöscht.

Erst aus dem zweiten Kapitel des zweiten Teils kann der Zusammenhang erschlossen werden. Die ganze Ilsenburger „Karawane" hat sich schon nach Nürnberg aufgemacht. Guido, der Nachzügler, kommt erst am heiligen Pfingsttag-Morgen [1]) in das erwähnte Kloster; unter den Pilgerscharen, die diesem von allen Seiten nahen, hat ihn der Anblick einer holdseligen, lieblich-ernsten Jungfrau tief bewegt. In Liebesträumen entschläft er.

II. *Teil*. So leitet dies letzte Kapitel aus dem Reich der „Sehnsucht" schon über in das „Reich der Minne", den Teil, der die eigentliche Handlung des

[1]) Am Pfingstsonntag war Loeben auf seiner Reise nach Heidelberg im Kloster Eberach eingekehrt: so schimmern noch hie und da im G. einige kleine Heidelberger Reminiszenzen durch, besonders in der Schilderung der Festlichkeiten im zweiten Teil — z. B. das Bewerfen Guidos mit Brotkügelchen durch die Mädchen bei der Tafel (S. 180), — als ein Zeichen, daß auch dem phantastischen Gewebe dieses Buches der Einschlag eigener Erfahrung nicht ganz mangelt. — Als Guido auf die Ilsenburg kommt, ist es kurz vor Himmelfahrt (S. 45).

Menschlichen das Phantastische noch überwiegt. — Beide Bearbeitungen gehen auch in diesem Teil vielfach eigene Wege — wieder wirkt der fertige dritte Teil voraus im G. — : in den Umrissen des Geschehens stimmen H. und G. überein.

In den H. hat der Kaufherr den Namen Hubert, den im G. der alte Dichter trägt, welcher Guido (wie dieser Felix erzählt) blutjung zum Markgrafen von Meißen brachte und später plötzlich verschwand (G. S. 48 f.).

„Osterdingen", S. 91 ff., in ziemlich enger Anlehnung variiert. — Guido kommt nach Nürnberg[1]) und vereinigt sich im „Gasthof zum Schwäbischen Kaiser" wieder mit der übrigen Gesellschaft. Alle werden zu dem Kaufherrn Grünwald[2]) eingeladen. Dessen Tochter Sophia ist die Pilgerin,[3]) der Guido auf dem Wege zum Kloster begegnet war. Ein festliches Mahl, bei dem Guido ihr Nachbar ist, und ein fröhlicher Tanz macht die beiden rasch vertraut. — Ihre Vermählung wird beschlossen. Einige Tage darauf besucht der reiche Fugger[4]) aus Augsburg seinen

[1]) Zur Wahl dieser Stadt hat wohl die im G. dann unterdrückte Einführung Hans Sachsens, den Guido besucht, bestimmt. Mit gänzlicher Nichtachtung jeder Chronologie, die für H. und G. charakteristisch ist, werden Sachs und andere Meistersinger zu Zeitgenossen Kaiser Friedrichs II. gemacht. — G. 311 wird Sachsens Grab erwähnt!

[2]) Die bekanntlich aus Wickrams „Rollwagenbüchlein" geschöpfte Einleitung zum „Wunderhorn" bietet die Namen Grünewald und Fugger. Stammte der Name aus ihr, was sehr wahrscheinlich, wäre aus dem Sänger, dem Schulden halber der letzte Rock genommen wird, der reiche Kaufherr Grünewald geworden, eine scherzhafte Tat nachträglich ausgleichender poetischer Gerechtigkeit.

Über die Fugger weiter unten!

[3]) Für diesen Namen sich zu entscheiden mag das Märchen im Ofdbg. angeregt haben; wieder in Anlehnung an den Ofdbg. heißt die Mutter Sophias und Guidos (da wirkt Cyanens Gespräch mit Heinrich Ofdbg. S. 160, nach) Mathilde. Ihrer wird einmal zum Schluß, G. S. 335 f., gedacht.

[4]) Wenn man nicht auf die schon erwähnte Vorrede zum „Wunderhorn" zurückgehen will, könnte man in der Einführung dieser Gestalt wieder

Diese Reise zum alten Grafen von der Ilsenburg schildern die H. eingehend.

alten Gastfreund Grünwald; wieder vereinigt alle ein heitres Mahl; der junge Sänger Heinrich Frauenlob erscheint und bringt in Fuggers Namen der Braut kostbare Geschenke. — Heinrich wird Guidos vertrauter Schüler.[1]) — Am Johannistage[2]) werden Guido und Sophia getraut. Ein Besuch bei „Guidos Vater, dem alten frommen Grafen Albrecht", dann auf der Ilsenburg wird geplant. Ein Waldspaziergang, dessen Beschluß — ohne Zweifel nach dem dritten Teil entstanden — schon in die Wunderatmosphäre der „Verklärung" führt, endet diesen kürzesten Teil.[3])

* * *

Soweit für jetzt; noch ein rascher Blick auf den erhaltenen Plan des dritten Teils der H., dann eine kurze Schilderung der Stimmung und Lebensführung Otto Heinrichs in Heidelberg, deren Kenntnis unbedingte Voraussetzung für ein richtiges Verständnis des letzten Teils des Romans ist.

---

einen Niederschlag Heidelberger Erfahrungen erblicken, denn mit zwei jungen Grafen Fugger hatte Loeben in der Neckarstadt fröhliche Stunden verlebt.

[1]) Hier spiegelt sich das Verhältnis Klingsohr: Heinrich von Ofterdingen (bei Novalis) wieder.

[2]) Vgl. Oftdg. S. 13, 14: Die gleiche Datierung.

[3]) Die drei Teile des G. verhalten sich ihrer Länge nach zu einander ungefähr wie 3 : 2 : 4; von den 360 Seiten des Romans kommen auf den ersten Teil 133, während der zweite bis S. 209 reicht.

Die Pläne des Novalis für den zweiten Teil des Oftdg. (S. 174 ff.), ferner Andeutungen der ‚Lehrlinge zu Sais' wollte Loeben in weiteſter Ausdehnung durchführen: Mit den Erfahrungen der ganzen Welt ſoll Guido ſich ſättigen; er kommt nach Italien, dann nach Griechenland [Eleuſiniſche Myſterien], er lernt den geſamten Orient kennen [Kreuzfahrt], die ägyptiſche, chaldäiſche und babyloniſche Weisheit, auch Phönizien,[1]) dann die nordiſche Welt [Edda], die Oſſianiſche, endlich auch Amerika![2]) ‚Gegen Ende verwandelt ſich das Ganze in ein Epos in Stanzen, und Guido wird als ein zweiter Odyſſeus beſungen.' — ‚Eintritt in eine geiſterartige Mönchsloge.'[3]) — Schließlich wird Guido myſtiſcher Kaiſer, ‚Sophia immer myſtiſcher zur Idee der mater dolorosa und dann der regina coelestis ſublimiert.' Im Sinne des Novalis[4]) wird der Roman ‚völlig als Romanze' betrachtet; er ſoll in einzelne begrenzte Abſchnitte, die ‚ein eignes Ganze' ausmachen,[5]) zerfallen, — eine Tendenz, die dem dritten Teil des G. bleibt. —

Solche Pläne hegte Loeben im Auguſt dieſes außerordentlich ſchwülen und trocknen Sommers, einzelne Stellen hatte er ſchon ausgearbeitet, als er am 28. des Monats Friedrich Strauß'[6])

---

[1]) Vgl. — neben Novalis — Görres' ähnlich phantaſtiſche Zuſammenſtellungen in den ‚Teutſchen Volksbüchern', S. 287. — Mathematiſch-aſtrologiſche Geſpräche ſollen von Guido geführt werden: bei Görres (S. 301), wie bei Loeben wird das Problem der Quadratur des Zirkels erwähnt.

[2]) Vgl. Oftdg. S. 180; [3]) Oftdg. S. 174; [4]) Novalis, Fragmente II, S. 167; [5]) ebenda S. 169.

[6]) Der ſpätere Berliner Oberhofprediger Gerhard Friedrich Abraham Strauß, Sohn eines Geiſtlichen in Iſerlohn, in demſelben Jahre wie Loeben geboren, war — aus Halle, wo er beſonders mit Neander vertraut geweſen, durch den Krieg vertrieben — an die Ruperto-Karola übergeſiedelt, um hier ſein theologiſches Studium zu vollenden. Kurz vor Loeben, am 6. Mai, war er angekommen. — Seine ſehr umfangreichen, leider ganz unleſerlichen Tagebücher über die Jahre 1807/08 hat mir ſein Enkel, Herr Leutnant Karl Strauß, mit der größten Liebenswürdigkeit zu eingehender Benutzung überlaſſen.

In ſeinen ſchon zitierten ‚Abendglockentönen', S. 121 ff., gibt er nach mehr als 50 Jahren eine Schilderung Loebens, die gleichmäßig von ſeiner

Freund wurde. Dessen Freund Budde,[1]) den Loeben wenige Tage zuvor kennen gelernt hatte, vermittelte die Bekanntschaft. Die drei von nun an Unzertrennlichen brachten den Abend in ‚trunkner namenloser Seligkeit' zu. ‚Es war wie der Eintritt in eine mystische liebereiche Loge', schreibt Loeben; ‚ein heiliger Abend, denn ihn hat ein geheiligter Mensch geheiligt,' Strauß.

‚Das ist das Beglückendste, ein feurig-jugendliches Gemüt zu finden, das uns mit ungeheurer Liebe, mit dem ganzen Wahnsinn der Vergötterung ergreift, dem wir als höhere Wesen, und eben darum so innig befreundet erscheinen. Wir ziehen es hinauf und es zieht uns mit himmlischer Trunkenheit hinab in seinen heiß empfangenden Schoos, und wir streuen die Ahndungen der Göttlichkeit in seine junge lebensschwangere Seele.' So schrieb Loeben im zweiten Teil der H.; jetzt sollte dieses Ideal verwirklicht werden. — Ihre Seelen, die Poesie und Religion mit gleicher Exaltation und Inbrunst umfaßten, verschmolzen in dionysischer Begeisterung.

---

innigen Neigung wie von der liebevollen Treue seines Gedächtnisses Zeugnis ablegt:

‚Man hätte den jungen Grafen Loeben den oberlausitzischen Ritter nennen können. Er rühmte gern die Erziehung seiner Mutter, und man könnte hinzufügen, diese Erziehung rühmte sie. Mir ist nie vornehme Erziehung und vornehmes Erzogensein, selbst in den höchsten Kreisen, in solcher Vollendung vorgekommen. Seine stattliche Persönlichkeit, mehr groß als klein, der reine, lautere, tief sich einsenkende Blick, der Ton der Stimme in großer Herzlichkeit, mit einem feinen Durchtönen des sächsischen Dialekts, und dann im ganzen die edle Haltung, nicht nachlässig und noch weniger gekünstelt. So sollte ein gräflicher Ritter in unserer Zeit sein! Das Frische und Unmittelbare seines Wesens, das Freundliche und Wohlwollende in seinem Benehmen, das Gefühl einer gewissen mit Demut bei ihm innig verbundenen Superorität — du liebes Bild des Jünglings, der unwillkürlich seine Freunde hob, wie leicht kann ich an seine Verklärung glauben! Du bliebst derselbe sogar, wenn du zürntest, denn du zürntest nur gegenüber dem Schmutz der Gottlosigkeit (dem Unglauben) und der Selbstsucht. Auch habe ich dich weinen gesehen, und du weintest nur, wo vom Heilande und der Seligkeit des Glaubens die Rede!'

[1]) Er war in dem ‚eleusischen Bunde' der Fortgerissene, jene beiden die Fortreißenden.

Du haſt mir überſchwänglich viel gegeben;
Du wurdeſt mein, ich ward auf immer dein
Und zum Myſteriendienſt entglomm dein Leben,

heißt es im zweiten Sonett der ‚Zueignung‘ des Guido, deſſen Bogen durch das ganze Buch hin der Name ‚STRAUS‘ eingeprägt iſt. — In immer neue Hymnen und Dithyramben ergoß ſich ihre Begeiſterung.[1]) ‚Wenn wir zuſammen ſind,‘ ſchreibt Strauß, ‚ſprudelt alles auf in orgaſtiſchem Wahnſinn und alle Brunnen und Fenſter der Tiefe müſſen ſich aufſchließen. Ein edles herrliches Bacchanal.‘ — Nicht Genüge findend an der ‚täglichen Liebe‘, dem ‚täglichen Wahnſinn‘, um den ſie neben dem täglichen Brot bitten, reizen ſie ſich noch künſtlich: als Loeben Anfang Septemper ganz ‚überirdiſch verklärt‘ zu ihnen von der ‚himmliſchen Ahndung ſeines Todes‘ ſpricht, — es kehrt immer wieder bei ihm![2]) — und von dem ‚namenlos wonnigen Sehnen nach dieſem Auflöſen in Natur‘, nimmt Strauß ſich vor, ‚ihn zu ſtacheln und zu reizen, ... daß er ſich gänzlich zu Tode glühe und raſe und ſein Tod der unſrige werde!‘ —

So ſchreibt denn Loeben am 9. Semptember: ‚immer noch göttlich wahnſinnige Tage ohne übriges Bewußtſeyn‘; ſo will er die H. jetzt ‚völlig im Wahnſinn‘ beenden. Am 15. iſt er ent-

[1]) In mehr als 500 ‚Rhapſodieen‘ legte Strauß außerdem während der elf Monate des Aufenthalts in Heidelberg ſeine wiſſenſchaftlichen Anſichten und Studien nieder.

[2]) Die Ahnung, noch jung die Erde verlaſſen zu müſſen, Zeit ſeines Lebens tief und aufrichtig im Herzen getragen, hat ihn ja nicht getäuſcht. — Sie durchzieht ſeine Aufzeichnungen und Briefwechſel. Es ergreift, den Zwanzigjährigen in jenem oben erwähnten Briefe vom 19. Februar 1807 an Böttiger zugleich mit der Verſicherung unermüdlichen Arbeitens die Gewißheit ausſprechen zu hören, dieſe ununterbrochene geiſtige Anſpannung werde ihn bald ‚konſumiert‘ haben. — Wenn Guido von der ſehnſüchtigen Stimmung nach Sophiens Tode einmal ſagt: ‚ich mußte das kennen lernen was die Menſchen den Tod nennen‘ (S. 224), geben dieſe Worte einen eigenſten Zug ſeines Weſens. Das muß geſagt werden, man könnte ſonſt geneigt ſein, gerade hier ein dem-Novalis-Nachſtreben zu vermuten. —

schlossen, den ersten Teil umzustürzen und den zweiten zuerst drucken zu lassen, — was die Verständlichkeit übrigens kaum verringert hätte. Am 17. hat er nachts wunderbare Stimmen und Träume,[1]) sah seinen Roman ‚wie in runden electrischen Flammenzeichen brennen'. Am nächsten Tage steht der dritte Teil ‚mit einmal als ein göttliches Epos in völliger lichter Ruhe' vor seinen Angen, er schreibt den Plan ‚in hoher Glut' nieder. Ende des Monats ist dann eine Umarbeitung des ersten Teils beendet, um allerdings nach vierzehn Tagen wieder verworfen zu werden.

Ist es verwunderlich, daß diese überhitzten Gemüter die Erscheinung eines Kometen[2]) wie eine ihnen persönlich geltende Prophezeihung betrachten? Am Abend des 5. Oktober ward der Komet sichtbar — und blieb es viele Wochen hindurch —, von einem vier Quartseiten langen Dithyrambus des Dyonisius[3])

---

[1]) Intensive, phantastische Träume erlebt er wiederholt, aus ihnen ließe sein inneres Leben gleich einer Traumdeutung sich zusammensetzen, sagt er einmal; sie scheinen auch sein Schaffen zu beeinflussen: so träumt er von einem Buch mit neuen Poesien des Novalis, dessen Blätter, nachdem er sie gelesen, sich in ‚überschwänglich zarte, reiche Gemälde' oder Landschaften verwandeln; man wird an das Buch, das Osterdingen in der Höhle des Grafen von Hohenzollern findet, erinnert (Oftdg. S. 86 f.), und an das, welches im zweiten Teil des G. — (S. 173 ff.; wohl nach dem dritten Teil eingefügt) — und vor allem im dritten Teil eine bedeutende Rolle spielt, (G. S. 237 f.; 260 f.; 320; 338 f.). — Im Traum hat Loeben ‚kindlich vertrauliche' Gespräche mit Kaiser Friedrich II. [vgl. Oftdg. 180]: Ein handschriftlich erhaltener, jambischer Dialog zwischen Guido und Kaiser Friedrich ward im dritten Teil des G. unterdrückt. — Auch den Besuch der Gebrüder Schlegel erhält Loeben im Traum: Friedrich umarmt ihn ungestüm, August Wilhelm bleibt gemessen zurückhaltend.

[2]) Es ist jener bekannte große Komet, dessen Bahn Bessels bedeutsame Erstlingsarbeit untersucht [Königsberg, bei Nicolovius 1810]. Am 9. September 1807 ward er in Sizilien entdeckt, am 4. Oktober sah ihn Bessel in Lilienthal, und noch am 27. März 1808 konnte er teleskopisch in Petersburg wahrgenommen werden. (An ihm hat B. die Abweichung der Kometenbahn von der Parabel rechnerisch zum erstenmal mit größter Sicherheit erwiesen und den bahnverkürzenden Einfluß des Jupiter auf ihn dargetan).

[3]) So ward Strauß genannt, teils wegen der dionysisch-dithyrambischen

begrüßt, der wie Weisſagung eines Propheten des Alten Bundes klingt. ‚Er kommt, er kommt, der Herr iſt im Anzuge! Gelobt ſei das Kreuz! und der da kommt Jeſus Chriſtus!‘ ſo enden alle Abſchnitte. ‚Ich kenne dich, ſüßer Herold der neuen Zeit, ich kenne dich![1]) — — — Iſidorus, ich grüße dich![2])

In dieſer überſchwänglichen Stimmung wird am 16. Oktober der ‚Iſistempel‘ in Angriff genommen, aus dem ſich dann der dritte Teil des G. entwickelt. ‚Es reißt mich unausſprechlich mit fort.‘ Raſch hintereinander entſtehen die einzelnen Abſchnitte, von denen die fünf letzten mit G. übereinſtimmen, am 2. November endlich, am Aller Seelen-Tage, die ‚Himmelfahrt‘. ‚Es iſt voll-

---

Tendenz ſeines Weſens, teils in Erinnerung an Dioniſius Areopagita, den angeblichen Verfaſſer des **liber de hierarchia coelesti**, von welchem Werke Strauß glaubte, Iſidorus Peluſiota habe es geſchrieben; man erkennt die Abſicht: damals wie jetzt, hier wie dort die Namen Iſidorus und Dionyſius bei demſelben Werke genannt und verehrt! Budde erhielt erſt den Namen Johannes, dann Eugenius, — ein Träger dieſes Namens tritt in G. auf, S. 240 ff. —; endlich Aſtralis, vielleicht in Anlehnung an die Überſchrift des Eingangsgedichtes zum zweiten Teil des Oſtdg.; unter dieſem Namen iſt ihm auch ein Gedicht des ‚Reiſebüchleins‘ gewidmet, S. 81.

[1]) Schon am 15. September notiert ſich Loeben: Strauß ‚denkt wunderbar über meine Zukunft und meinen Zuſammenhang mit dem Erlöſer. Ich war ſeltſam ergriffen und faſt erſchreckt‘. Sie wandeln auf den Höhen religiöſer Überſpanntheit, die das Perverſe ſtreift: ‚Vor einigen Abenden lag ich im Bette. Ich mußte mich anfühlen. Es kam eine himmliſche Luſt mich an, wie ich mein Fleiſch fühlte. Ich verſtand den Leib mit einmal, mit einer vollkommenen, ewigen Klarheit. Ich wußte, warum ich mein Fleiſch anfühlen mußte. Ich verſtand, daß es der Leib des Heilands ſei. Es war ein göttlich heiteres Licht, in dieſem Verſtändnis.‘ Ein Wort des Novalis kann dem an die Seite geſetzt werden, auf ähnlicher Grundanſchauung beruhend, wenn auch anders gewendet und ohne myſtiſche Symbolik: ‚Es gibt nur einen Tempel in der Welt, und das iſt der menſchliche Körper. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet.‘ Fragmente II, 126. —

[2]) Aus den Erſchütterungen dieſer und den folgenden Worten hat ſich jene Dithyrambe losgerungen, welche das ‚Reiſebüchlein‘ beſchließt: ‚Dem Uiberwinder‘, dem Wein und dem göttlichen Wahnſinn gewidmet, deren Schlußwort wir aus Straußens Munde ſoeben vernahmen:

‚Gelobt ſei das Kreuz, Und der da kommt, Jeſus Chriſtus!‘

bracht!'[1]) Ermattet hingesunken finden ihn Strauß und Budde. ‚Seine Augen rollten in trunkener Schwärmerei, wie Wahnsinn strömte es durch die Glieder und es leuchteten die Wangen. — — Daß heute ein großer Tag war, daß in unserm Stübchen sich einst die Welt drängen würde, war uns allen gewiß. Wir gingen hin und her in taumelnder Umarmung. — — — Der Herr erschien. Wir sanken nieder und beteten an. — Die Blätter lagen zwischen uns. Heiliger Trank und heiliges Brot ward gebracht und wir stellten uns um den Tisch des Herrn. Es war alles im großen Sinne des Symbols gethan. Als wir die erste rauchende Schale hoben, sprach es aus jedem feurig und fromm heraus: Gelobt sei das Kreuz, und der da kommt, Jesus Christus!' —

---

[1]) Die beiden ersten Teile des G. werden noch in demselben Monat fertig gestellt. Während dieser Wochen scheinen sich die Verhandlungen mit Kaufmann zu zerschlagen, Zimmer in Heidelberg lehnt den Vertrag ab; Cotta hätte im Notfall zugegriffen; auch Görres hatte sich insgeheim um einen Verleger bemüht; schließlich erhalten Schwan & Goetz in Mannheim den Verlag. Die Vertragsurkunde ist vom 17. November datiert und setzt dem Verfasser für die erste Auflage von 750 Exemplaren ein Honorar von 100 Dukaten in Gold aus, für eine zweite 300 Gulden rheinisch. [Diese erschien 1817 — ohne Wissen des Verfassers — unter dem Titel ‚Romantische Darstellungen von Isidorus', ohne die Vorrede und Zueignung, sonst übereinstimmend. — Exemplar in Straßburg.] — Einige Umarbeitungen, namentlich des dritten Teils, fanden noch im Januar 1808 statt; Ende Februar war der Druck beendet; Anfang März erschien das Buch, dem als preisende Voranzeige ein Aufsatz ‚über klassische und romantische Poesie' in Nr. 55 des ‚Morgenblatts' gewidmet ward, F . . . . A . . . unterzeichnet: mit den Werken dieses Nachfolgers des Novalis müsse die Periode der ‚romantischen Poesie' beginnen, müsse das ‚Wachsthum der Bibel sichtbar werden, — oder das ganze Wesen dieser Poesie ist Phantom, Schattenspiel, leeres Luft- und Wortgebilde'. (Pfaffs Vermutung in der Einleituug zur ‚Trösteinsamkeit', p. XLII, ein ‚Albers' sei vielleicht sein Verfasser, entbehrt der Begründung. Die Anfangsbuchstaben ließen an Prof. Friedrich Ast in Landshut denken, zu dessen Persönlichkeit aber der Ton nicht passen will. — So bleibt einige Wahrscheinlichkeit, die Andeutungen seiner herausgegebenen Briefe an Loeben zu unterstützen, für Prof. Michaelis in Mannheim, über den die Anmerkung 2 auf S. 73 zu vergleichen ist.) Anfang April schreibt Görres [Familienbriefe 505]: ‚Graf Loebens Roman will hier nicht Glück

Man muß über die Entstehungsgeschichte des G. sich klar sein, um den intellektuellen Anteil Straußens an dem Werk zu würdigen. Nicht nur die ‚Zueignung an Dionysius' gesteht es ein:

> Du willst als Sinn um meine Dichtung schweben
> Und ewiger Priester meines Opfers seyn;

nicht nur Strauß' Tagebuch bezeugt[1]) an mehr als einer Stelle, daß er und Guido (— Loeben) in gleicher Gefühlsatmosphäre leben; auch materiell verdankt der Roman seiner Anschauung, seiner Vermittlung manches, von dem gewichtigen, aber schwer zu wägenden Eindruck seiner Persönlichkeit abgesehen. Wenn am Schluß des G. das ganze Weltall brausende Kreise um das

---

machen, die jungen Flaumfedern wollen nicht recht den corpus tragen, und da flattert er so hin. Die Lobsprüche im Morgenblatt haben nicht viel zu bedeuten, jeder Lebkuchenbäcker macht einem für zwei Kreuzer ein süßes Maul'. — Anfang Mai erschien dann im ‚Morgenblatt' eine bedauernd abfällige Kritik des G., die Begabung des Dichters hervorhebend. ‚Ich hätte mit Ophelien ausrufen mögen: Oh! what a noble mind is here o'erthrown! — Doch nein, der Geist, welcher sich im Guido ausspricht, ermannt sich gewiß; ein mißlungener Versuch — — beweiset noch nichts wider den Dichter, besonders wenn so viel Herrlichkeit auch aus dem mißratenen Gusse hervorstrahlt.' (Morgenbl. Nr. 107/08, 110/11, 113; Apollonius Occidentalis unterzeichnet. R. Steig (Kleists Berliner Kämpfe 1901, S. 491) liest ‚Apollodorus Occidentalis', ein Versehen, das durch die geistvolle Deutung und Ausnützung dieses Namens wettgemacht wird. Hingegen dürfte der Ton der Kritik mit ‚lässiger Ironie' nicht ausreichend gekennzeichnet sein, wie schon das Zitat beweist; es ist doch aufrichtige Teilnahme zu spüren. — Wer sich hinter dem Pseudonym verbirgt, zu ermitteln, fehlt jeder Anhalt. Wenn bei seiner Wahl überhaupt eine Tendenz obwaltete, so sollte vielleicht die Erinnerung an den im Altertum nicht seltnen Gelehrtennamen geweckt werden. Oder wäre an den Neupythagoräer Apollonius von Tyana gedacht? Legrand d'Aussys Werk über ihn war eben erschienen.) Loeben machte sich über die Rezension lustig, deren Beendigung er in Heidelberg gar nicht mehr erlebte: der Verfasser habe für sie mehr Zeit gebraucht, als er zum ganzen Roman.

[1]) ‚Es ist mir ein unbeschreibliches Gefühl, so gleichsam mein innerstes schönstes Leben aus mir herausprojiziert zu sehen [im G.]. Alle Enden der Luft sind da zusammengefaßt und alle Elemente meines Lebens sind in ein schönes, rosenrothes Band geschlungen.' [17. Dezember.]

Haupt des Königs schlingt und die ‚Walzer um Gott fliegen', so fühlen wir Strauß' Einfluß heraus, der gesteht: ‚Mein ganzes Leben ist im Walzer ausgesprochen und des Walzers Sinn der Welt zu verkünden wird meine Pflicht sein, wenn ich nicht mehr tanzen kann. Göttlicher Walzer, Symbol der treibenden Liebe, Nahen und Fliehen!'[1]) — Ferner geht der Abschnitt ‚Govinda' im G. (S. 274 ff.) auf seine Anregung zurück. Aloys Schreiber,[2])

---

[1]) Daß seine Begeisterung bei Loeben auf nah verwandte Empfindungen traf, ist sicher: Loeben war ein leidenschaftlicher Tänzer und in den ‚Lotosblättern' (späten, doch unverwerflichen Zeugen des Geistes dieser Epoche) beweisen ‚Fragmente über den Tanz' (I, 229 ff.) seine Verehrung des Tanzes als eines Vorschmacks leichten schwebenden Lebens einst in ätherischen Regionen, vor allem seine Liebe zum ‚ächt deutschen Walzer: in ihm ist die Verschlingung der individuellen Liebe mit der allgemeinen so wunderbar, so herrlich; er ist der Himmel mit seinen schwebenden Sternen, kreisend um das Centrum der Harmonie. — — — Er verbindet jeden in der allgemeinen Schwingung, im Umfang der großen Liebe, mit seiner auserkornen Liebe'.

[2]) Schreiber, der Herausgeber des Heidelbergischen Taschenbuches und später der ‚Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen', für die Loeben wiederholt Beiträge geliefert hat, war Mitarbeiter am Morgenblatt, dessen Mitredakteur Prof. Michaelis — der für das Wintersemester 1807/08 vier Kollegia nach eigenen Diktaten über französische Sprache und Literatur im Nachtrag des Vorlesungsverzeichnisses angekündigt hatte — rasch mit Loeben vertraut und bald sein begeisteter Verehrer wurde. Loeben machte Michaelis mit Novalis bekannt und benutzte die im Morgenblatt gebotene, bequeme Publikationsgelegenheit des öfteren:

1807: Nr. 176, 263, 285, 307. — Nr. 302, vom 18. Dezember, enthält sogar eine nicht gezeichnete, aber von Loeben, wie Strauß' Tagebuch verrät, verfaßte Rezension des Taschb. d. Grazien für 1808, die Isidorus Orientalis als ‚kühnen, frischen Dichter' begrüßt.

1808: Nr. 1, 139/40.

Auch der Verleger des Morgenblatts, Cotta, warb den Dichter als Mitarbeiter an seinem ‚Taschenbuch für Damen', in dessen Jahrgang 1809 eine ‚Ode an den Herzog von G.' erschien, im Spätsommer 1807 entstanden, [S. 290 ff.; vielleicht an den Herzog August von Sachsen-Gotha gerichtet]. — (Ob Loebens Gedicht: An Schreiber in W. G. Beckers Taschenbuch, 19. Jahrgg. 1809, S. 130 [dazu die Antwort: An Isidorus Orientalis S. 131 f.] auf Aloys Schreiber sich bezieht, möchte ich bezweifeln; wahrscheinlich wird es dem jüngeren, Loeben gut befreundeten Dichter Christian

mit dem sie verkehrten, — jener ‚obskure Mensch', wie Creuzer schrieb, der 1805 die Heidelberger Professur für Ästhetik erhielt — lieh Strauß die Gita-govinda Jajadevas (Dalbergs 1802 erschienene Übersetzung der englischen Ausgabe von Jones), die ja auch Goethe ‚durchgängig ansprach',[1]) als sie erschien, nur daß er Dalbergs ‚pfuscherhafte Sudelei' mißbilligt und eine eigene Übersetzung wenigstens des ganz verfehlten Schlusses plant. Diese Lektüre regte zur Gründung einer ‚Govinda'[2]) an, deren Mitgeweihter außer Loeben und Budde nur noch ein Iserlohner Freund, Keutgen war, Vitalis[3]) genannt und unter diesem Namen im ‚Reisebüchlein' auch besungen (S. 149).

Eine Skizze des Inhalts der ‚Verklärung', wie ich sie nun versuchen will, vermag kaum ein Bild zu machen von dem verworrenen, phantastisch-fiebernden,[4]) schwer- oder unverständlichen

Schreiber gelten, ein Glückwunsch-Sonett zur Geburt eines Sohnes. Gegen Aloys spricht auch dessen Mitherausgabe der bekannten Divina Comedia von 1810, in der Loeben arg verhöhnt wird, — der Niederschlag einer sichtlich lang genährten ironischen Stimmung gegen den jungen Romantiker.)

[1]) Hempels Ausgabe seiner Werke, Band 29, S. 810f.

[2]) A. Weber, in seinen akademischen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte 1852, S. 195, hebt ‚neben der ganz besonders ausschweifenden Üppigkeit der Phantasie und der romantischen Gefühlszartheit' den mystischen Bezug hervor. Die dithyrambische Glut dieser Wechselreden konnte nicht verfehlen, die empfänglichen Herzen der drei Freunde zu entflammen. — Ende 1807 dachten sie auch an eine Zeitschrift unter dem Namen Govinda, zu der Loeben Entwürfe und Vorarbeiten machte und Materialien sammelte.

[3]) ‚Er (Loeben) ich und Vitalis sind die drei ähnlichsten Menschen auf der Welt,' sagt Strauß einmal.

[4]) Der Ausdruck fiebernd ist nicht zu stark; hat doch Loeben selbst in dieser Zeit, als Hymnen an den heiligen, wilden Tanz, an den Tod, an den Wahnsinn seinem Geist die geläufige Ausdrucksform waren, vier handschriftlich erhaltene Dichtungen, — von denen die beiden ersten, ‚Sehnsucht nach dem Tode' und ‚Iris' in der Form sich Novalis' Hymnen an die Nacht anschließen, — unter dem bezeichnenden Titel: Fieberphantasien zusammengefaßt. ‚Daß Fieberglut meinen Leib durchschauert, daß in lichte Träume meines Lebens Munterkeit sich verflüchtigt, daß ... nur nach Brod und Wein heiß schmachtet die Lippe; mögt ihr Kränklichkeit nennen, was mit unbändiger Kraft die Bande reißt, mit einem langen Athemzug in durchscheinend Crystall verbläst des zähen schläfrigen Lebens Sand?' — —

der Darstellung. Der dritte Teil zerfällt in acht unverbunden nebeneinander stehende einzelne Abschnitte, zwischen deren erste Gruppe von drei und letzte von vier ganz unvermittelt ein vierter Abschnitt gestellt ist, der an die Situation zu Beginn des Romans anknüpft.

I. Der Abschied vom Kloster.[1]

Sophia ist gestorben, Guido hat sich in jenes Kloster, wo er sie zum erstenmal erblickte, zurückgezogen; jetzt zieht er mit andern Pilgern zum Heere Kaiser Friedrichs ins gelobte Land. Ein Kind taucht aus einer Quelle empor und berichtet ihm, auch sein Vater, Graf Albrecht, habe sich nach Palästina aufgemacht.

Zieh nur ins Morgenland geschwind,
Da find'st du die Mutter mit ihrem Kind,
Den Vater auch, und Schwestern und Brüder,
Dort findet sich alles zusammen wieder. —

Guido trifft den Hofkaplan von der Ilsenburg, bei dem er sich mit ungeduldiger Erwartung nach Flora erkundigt.[2])

II. Pilgerfahrt.

Mit ihr und andern zieht er nach Italien; es geht ‚gerad' auf Rom los'. Man unterhält sich von dem seltsamen Begegnis Grünwalds in dieser Gegend, der erzählt hatte,[3]) wie er bei einem Einsiedler in der Nähe Roms ein wunderbares Buch gefunden habe, das seine und Guidos Ge-

---

[1]) In der Anlage an das fertige Stück des zweiten Teils vom Ofdg. (S. 154ff.) erinnernd, das auch auf die Gestaltung des zweiten Abschnitts, der Pilgerfahrt, von Einfluß gewesen ist.

[2]) Ganz beiläufig erfahren wir aus dem Munde des Kaplans, daß er ‚Jahre lang' von Guido nichts erfahren habe! [G. 225.] —

[3]) Von der Erzählung Grünwalds [G. S. 173ff.] ist oben schon bemerkt worden, daß sie wohl nach dem dritten Teil erst eingefügt wurde. Die Grundlage bildet jene Darstellung im Ofdg., S. 86ff., wie Heinrich in der Höhle des Grafen von Hohenzollern die Zauberbilderhandschrift entdeckt, die Szenen seines eigenen Lebens wiedergibt und zukünftige andeutet, — diese Darstellung verquickt mit der Erzählung seines italienischen Abenteuers, die Heinrichs Vater gibt. [Ofdg. 11ff.]

schichte dem Blätternden in Bildern darstellte. — Guido und Flora werden plötzlich schläfrig, schlummern unter einer Eiche ein und vernehmen Stimmen im Baum,[1]) nach deren Anweisung gehend sie ein Mädchen in einem Rosenbusch[2]) schlafend unter einem Marienbild finden. Von seinem Kuß entschlummert Flora aufs neue, Guido wird zu einem Felsen geführt, den er, ein Lied singend, umfängt. Der Fels zerquillt und schmilzt an seiner Brust, in seinen Freudetränen; eine edle hehre Frau steht vor dem überraschten Pilger, die Markgräfin von Meißen, neben ihr der Markgraf. Der berichtet Guido von einem Dichterbuch, dessen Verfasser und Eigentümer Guido sei! Durch Kaiser Friedrich werde er es erhalten. Nachdem beide entschwunden, treffen die Pilger Rosa, des Arztes Felix Schwester, die sie zu ihrem Vater Eugenius bringt. Lange bilder- und allegorienreiche Gespräche werden mit dem erfahrenen Greis, der tief in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist, geführt.

III. Das gelobte Land.

‚Dort gehen zwei Pilger im dämmernden Morgen.‘ Hinter ihnen Joppe, der Blick in das heilige Land vor ihnen. — Plötzlich beginnt ein Feldstein zu ihren Füßen,[3]) der ganz die Gestalt eines Mönches hatte, zu sprechen: sie würden sogleich dem Kanzler des Kaisers begegnen. Sie finden ihn singend an einer Quelle sitzend. Er gibt Guido die Gewißheit, in den Besitz des köstlichen Dichterbuches zu kommen. Naher Gesang überrascht sie; an einem Abhang ruhen im Grase mehrere Männer, sie halten

[1]) Oftdg. S. 155 f.: Stimmen aus dem alten Eichbaum.

[2]) Oftdg. S. 159 ff.: Cyane, die plötzlich am Felsen stehend, Heinrich freundlich grüßt, schüttet viele Rosen aus ihrer Schürze. Diese Figur im Oftdg. ist L. Vorbild sowohl für das schlafende, dann wegweisende Kind als für Rosa. So spaltet L. den Kern der Episode im Oftdg. S. 159 f. Cyane führt Heinrich zum Arzt Silvester, Rosa die Pilger zu ihrem Vater, dem naturkundigen Eugenius.

[3]) Übereinstimmung mit Oftdg. S. 155.

einen Wettstreit.[1]) Herr Wolfram von Eschilbach, Walther von der Vogelweide, der Herr von Scharffenberg, Doktor Heinrich Frauenlob. Auch Kaiser Friedrich und der Pilgrimm mischen sich hinein. Ein ‚Waldhorngesang' beschließt den Wettkampf.

IV. Einsiedelei.

Den Abschnitt leitet das drei Seiten lange Gedicht ‚Govinda' ein, dessen Spuren uns zur Hirtenidylle des Jajadeva zurückführten.[2]) ‚Govinda, Priester der Liebe', schildert sein tändelndes Liebesleben im schuldlosen Reich der Hirten. Doch ist die Dauer des seligen blütenreichen Lebens noch nicht gefunden; noch müssen Tag und Nacht wechseln. Aber Govinda deutet in dunklen Worten auf eine kommende goldene Liebes- und Frühlingszeit,

> Wenn Guido und Sophia sich umarmen,
> Will ich beseelen ihren ersten Kuß.

Die bis hierher leidlich gewahrte Kontinuität der Handlung wird jetzt durchschnitten. Plötzlich sind Flora und ihr Reisegefährte wieder in die Klause des Einsiedlers Ambrosius zurückgekehrt. — Guido sitzt unter Rosen bei einem Felsen und sinnt, während ein gelber Vogel singt. ‚Endlich fand ich's, wußte nun, das Ambrosius jener

[1]) Schon im ersten Teil der H. fand sich ein Wettgesang zwischen Guido und einem älteren Dichter. — Dann hat der direkte Hinweis des Fortsetzungsplans des Ofdg. (S. 180f.) zu einer Bekanntschaft mit der Manessischen Handschrift geführt, aber erst Anfang Januar 1808, wie aus L.s Buchhändlerrechnungen ersichtlich, — möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß Tiecks bekannte Bearbeitung [Minnelieder 1803] vermittelnd dazwischen stand. Danach erst, also im Januar, scheint dieser Wettstreit der Sänger eingefügt zu sein. — L. vereinigt mit den bekannten Teilnehmern am ‚Sängerkrieg', Wolfram und Walther, die andern beiseite lassend, Scharffenberg und Frauenlob. Zu bemerken ist, daß er in Bodmers Ausgabe, ‚außer einem Markgrafen von Meißen,' auch einen ‚Kanzler' fand (Preis frohen Lebensgenusses ist dort und hier Inhalt ihres Singens); auch einen Teufel (den Nasion) im Sängerkrieg, wie er ihn dialogisierend in seiner ‚Höllenfahrt' ebenfalls verwertet. Vgl. den VII. Abschnitt.

[2]) Vgl. Anm. 2 auf S. 74.

Hubertus gewesen war, der in's Meißnerland mich brachte.' Flora gibt ihm einen Myrtenzweig, mit dem er den Felsen anrührt; der tut sich von einander, und Wunibald schwimmt durch die schillernden Wölkchen heran. Eine rote Blume schießt empor, Guido senkt den Myrtenzweig, Cyane springt aus der Blume. Während sie singend und weinend der Vergangenheit gedenken, erschallt im Süden Kriegsgetümmel, Trommetenstöße; Ambrosius schwebt heran, hehr und unbegreiflich, ‚wie ein Wolkenbild aus einer andern überraschend nahen Welt': ‚Mache dich auf, — — hörst du die Stimme Gottes in Sturm und Waffengetös? Sie rufen dir. Kaiser Friedrich ist fort — — nach Europa. Du wirst das gelobte Land befrein'. Langsam verschwebt er in die Herrlichkeit. — — ‚Die Wolken gingen zurück, — — der Himmel stand mit roten Wunden offen, ein Krucifix hatte sich aus der Erde gehoben.' In brünstiger Verzückung umfängt Guido das Kreuz.

V. Die Belagerung.

Schlecht gebaute Distichen schildern, wie das Heer vor Jerusalem liegt; sein Herzog ist

Guido von Ilsenburg, Kranz und Krone des Heers.

Begeistert wird ein Sturm beschlossen. — Guido wappnet sich; seinem trunknen Blick erscheint Sophia und begrüßt ihn als den Erlöser der Welt.

VI. Der Klosterhof oder die Eleusinten.

Vom Erfolg des Sturmes hören wir nichts; eine Spur äußerlichen Zusammenhangs bringt dann erst der letzte Abschnitt. — Guido der Pilger tritt todmüde in einen weiten Klosterhof bei Jerusalem. Er setzt sich unter einen breiten Baum, vor dem ein Felsen mit fünf Brünnlein liegt, entschläft bald und träumt[1]) nun. Der Felsen

[1]) Alles folgende bis zum Schluß geschieht wie in einem Traumgebilde, im Sinne des Novalisschen

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt.

(Ofdg. S. 153.)

verschmilzt in Kristall, drin sieht er die gebenedeite Jungfrau Maria samt den heiligen Engeln, mit dem Jesuskindlein auf ihrem Arm. Langsam vergeht er in kleine lichte Wolken; — — es ist Guido, als ob die fernen Lieben den Hügel heraufkämen. Er hört sie singen.

Der Schluß ihres Gesanges[1]) lautet:

Tritt muthig in die Flammen!
Wir bleiben fest zusammen,
Und gehn durch diese Flammen
Daheim in's Jugend-Land.

Dieser Aufforderung entspricht Guido. Er steigt in die Hölle hinab, sie zu zerstören. Der Teufel tritt ihm entgegen, aber Guido ruft die weiche himmelblaue Jugend, das stille kindliche Alter, die Vergangenheit, die traumtrunkene, gottberauschte Zukunft zu Hilfe. Doch die Vergangenheit verkriecht sich vor der Gegenwart, die der Teufel beschwört; da stärken ‚die Wolken' den frommen VII. Höllenfahrt.

---

[1]) Im Zusammenhang und als ein Ganzes nicht verständlich, scheinen die einzelnen Achtzeiler [a b a b c c c b] — vom sechsten der siebzehn an — ein ehrfurcht- und wollustvolles Andeuten der Mysterien der Zeugung; ein heißes Phantasieren über die Feste der Sinne; eine geistige Befriedigung stark erregter Sinnlichkeit. — Etwas Ähnliches vielleicht in dem Abschnitt ‚Govinda'. — Auf beide Stellen wird das Eingangsgedicht zum Oftdg. II Astralis, vielleicht auch das ‚Kirchhofslied', einigen Einfluß gehabt haben. Aber, auch dies angenommen, darf die Möglichkeit nicht außer acht gelassen werden, daß hier und anderswo nicht sowohl Zeugnisse der Nachahmung als vielmehr geistiger Verwandtschaft vorliegen. Im Zusammenhang soll darüber noch gesprochen werden! — Man vgl. Stellen wie Oftdg. 152 oben mit G. 274 oder Oftdg. 151 =

Wollust ist meines Daseyns Zeugungskraft

und G. 304:

Wir möchten beglücken
Jegliche Brust,
Und alles heiß in den Mantel drücken
Und schwängern mit unserer Lust.

Pilger: ‚Wir heben dich in die heimathliche Gegend hinauf.‘ Guido triumphiert:

Und bin ich oben,
So lach' ich dein,
Gen Himmel bin ich gehoben,
Du stehst allein.

Der Teufel höhnt: ‚Wahnsinniger, der du hinaus willst über dich selbst! — — — Der Mensch nennt sich einen Gott in seiner Tollheit, und Gott muß aufhören, Gott zu seyn, weil alles Gott seyn will,‘ und gegen den Wahnsinn ruft er die Mächte der ‚Finsternis‘ auf; in deren unzähligen Häuten gärt es, ihre Geister spinnen dünne Fäden über die Erde, stricken eisgraue Netze um ihren Feind. Aber der ‚Adler‘ schießt aus den Wolken herab:

Die Blitze sind fertig, die Schwingen sind los,
Ich trage Prometheus in Gottes Schoos.

‚In die Verklärung steigt die junge Erde.‘

VIII. Auferstehung und Himmelfahrt.

‚Deine Verklärung erstarre!‘ gebot der Teufel. Und die Erde starrte.‘ — Doch Guido beschwört Edda, daß sie räche und vollende. Sie erscheint mit einem brennenden Gefäß; er gießt es aus über den Frost, alles lodert auf. Der Teufel als goldner Widder entspringt.[1]) Sophia naht! Die beiden Liebenden haben ein zärtliches Gespräch. Unzählige eilen nun herbei, um Guido, ‚dem neuen Monarchen‘, zu huldigen. Das königliche Paar hält in die eroberte Stadt seinen Einzug. Sophia opfert den goldenen Widder.

[1]) Auch hier die wichtige Parallele zum Oftdg.: Heinrichs wiederholte Verwandlung, zuletzt in einen goldnen Widder, den Edda-Mathilde opfern muß, damit er ein Mensch wird. Die Stelle (S. 182) mag auch den Schluß des dritten Märchens beeinflußt haben. —

Dabei verwandelt sich der ganze Umkreis in eine überschwängliche Gegend. — Jetzt kommt Felix und überreicht einen Magnetschlüssel, der durch Eröffnung eines Berges zu dem so viel besprochenen und so lang ersehnten Reichs-Karfunkel führen soll, dem ‚Mittelpunkt des neuen Sonnenreiches'. Alles macht sich zu dem Berge auf. Der tut sich sanft auseinander, man sieht einen milchblauen, goldhellen Strom, der senkrecht an der schroffen inneren Wand hinunterquillt. Der Monarch und die errötende Sophia,[1]) — sie ahnt das Mysterium der Mutterschaft — verschwinden im Berge.[2]) Als sie nach kurzem Verweilen zurückkehren, prangt der Karfunkel im Diadem. — — Lediglich das Stoffliche[3]) des jetzt beginnenden ‚Weltversöhnungsfestes' kann dargelegt werden. Nach und nach erscheinen unter dem Klange der Waldhörner alle Gestalten des Romans; es paaren sich Wunibald und Edda, Heimdall und Flora, Felix und Goldblüthe, Frauenlob und Cyane. Die Blumenblätter des Kranzes, den der König trägt, verwandeln sich in die Pergamentblätter des ‚Dichterbuches'. — Das letzte geschieht:

‚Das Reich der vier Jahreszeiten[4]) ist zu Ende; wir wollen uns vom Winter das Gemüth, vom Sommer den

---

[1]) Vgl. Oftdg. S. 148: ‚Der König umarmte seine erröthende Geliebte' ꝛc.

[2]) Vgl. Oftdg. 181 und 182, wo eines kleinen goldnen Schlüssels, wo auch des Berges Erwähnung getan wird. Die magnetische Kraft wird zweimal im Märchen des Oftdg. verwendet, S. 122, 141; wohl auch 146. Darüber, über die Beziehungen zu Schelling usw. s. die tiefgehenden ‚Studien zu Novalis' Adolf Hubers im 4. Ergänzungsheft des ‚Euphorions.' Er bezeichnet diese Züge des Märchens als ‚Arabesken' — Novalis selbst braucht diesen Namen —: an dieser Stelle des G. wird eine der Arabesken unbehilflich nachzuzeichnen versucht.

[3]) Nur dies betrachtet erinnert der Schluß in der Tat an den des ‚Zauberrings' von Fouqué, der später ein Freund und leider auch ein Vorbild Loebens werden sollte.

[4]) Auch hierzu die entscheidende Anregung im Oftdg. S. 184ff.

Sinn, vom Frühling die Jugend und vom Herbst das Alter holen. Ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen soll unser Leben, und eure Sonne der Karfunkel in meiner Krone seyn.' Dies wird ausgeführt; und nun beginnt ein allgemeiner, wirbelnder Tanz um die Sonne auf des Königs Haupt. Weiter wird der Kreis — — ‚und die Planeten faßten sich an, und rannten um die neue Sonne, und die Sterne faßten sich an, und brausten um die Unendlichkeit, und Milchstraßen tanzten mit Milchstraßen, und Ewigkeiten faßten Ewigkeiten an, und immer schneller ... und schneller zuckten sie durcheinander, und brannten auf, und schlugen empor, und stäubten verjüngend in die schmelzende Zeit hinein, und das Welt-Ende jauchzte durch die sprühenden Funken hindurch, und Walzer flogen um Gott'.

Wenn Loeben einmal bemerkt, zur Zeit, da er den ‚Guido' schrieb, in der neuesten Poesie ganz unbelesen gewesen zu sein, so ist diese Versicherung glaubhaft. Tatsächlich ist alles, was den Roman als solchen angeht, in Haupt- und Nebensächlichem auf den einen Oftdg. zurückzuführen, die Fabel in ihren Grundzügen und ihrer Ausgestaltung, die Anlage, der Gestaltenkreis, wenn man die kleine Gruppe angedeuteter Figuren so nennen will, die um Guido, der überall dominiert, sich dreht. Das Auftreten einer Reihe allgemein romantischer Elemente, typischer und stereotyper, darf uns nicht beirren: tragen doch alle die zeitgenössischen romantischen Romane übereinstimmende Züge, die auch den Schriften des Novalis eingeprägt sind, so daß die Annahme seiner Mittlerschaft allein für den G. ausreicht.[1])

[1]) Kerrs Analyse des ‚Godwi', Poppenbergs Buch über die ‚Söhne des Thals' von Zacharias Werner, Ranftls über Tiecks ‚Genoveva' und ähnliche Arbeiten haben die Kenntnis der gemeinsamen Faktoren in den Werken der Romantiker bereichert. Im Mittelpunkt steht der Wilhelm Meister, über dessen Einfluß vor einem Jahrzehnt etwa Donner Rechenschaft zu geben versuchte. Immer notwendiger wird es, daß ein Kenner alles Details, von der zentralen Wirkung des ‚Meister' auf jene Zeit ausgehend, die gesamte

Wir überblickten das Wichtigere, was an Handlungstragendem, an stofflichen Motiven und Episoden aus dem Oftdg. im G. erneut wurde, bereits bei der Inhaltsangabe des G. Doch sind die Übereinstimmungen in Beiwerk und Einzelheiten damit nicht erschöpft. Der Kreuzzugslust des jungen Heinrich, die auf der Reise nach Augsburg im Schloß des alten Kriegsmannes durchbricht, ausführlicher zu gedenken, war so wenig nötig wie des ständigen fröhlichen Verkehrs zwischen Kaufleuten und ‚Sängern' im Oftdg.: Die Übereinstimmung des G. in diesen Urbedingungen der Handlung ist selbstverständlich. Aber einzelne Züge sollen nicht vergessen werden, wie jene Schilderung der frommen alten Burgfrau[1]) im G., mit dem kleinen schwarzen Häubchen und der weißen Binde, das rasselnde Schlüsselbund stets zur Seite; wenn ihre Kochkunst gepriesen wird, fallen einem die wirtschaftlichen Burgfrauen[1]) im Oftdg. ein, die erfreut sind, bei einer Residenzdame über Mode und Bereitung schmackhafter Schüsseln Belehrung zu finden. Doch diese kleine Stelle — wohl die einzige im G. von schlichter Anschaulichkeit — ist vielleicht ein Tröpfchen eigner Erfahrung in dem Becher, der sonst so oft aus fremder Kelter schöpft; eine Erinnerung, glaub ich, an seine Mutter. — Ein anderes ist es, wenn Guido bei Grünwald den Mädchen gegenüber zunächst sich befangen zeigt, wenn dann das Tafeln und das Singen dabei ihn vertraulicher macht, bis im Tanze die Persönlichkeit frei wird. Das ist bei Novalis alles vorgebildet.[2]) So ist auch das zärtliche Gespräch zwischen Guido und Sophia in jenem Zwiegespräch zwischen Heinrich und Mathilde;[3]) so die

epische Produktion der Romantiker überschaut und so, den Grund legend für eine Geschichte des romantischen Romans und seiner Wirkung, etwas wie ein vergleichendes Motiven-Handbuch schafft.

[1]) G. 58 f., 76; Oftdg. 46.

[2]) Oftdg. S. 92 ff.

[3]) G. 202 ff.; Oftdg. 114 ff.

wiederholte Verwendung des Phönix[1]) im G. — gleichnisweise und in der Erzählung — im Oftdg. vorgezeichnet. Ein gleiches gilt von Frauenlobs Stellung als Schauspieldirektor in der neuen Monarchie des Guido.[2]) Das Waldhorn soll der Prologus sein; es hat seinen Sitz im Traumlande des Mondes genommen. Man denke an Mond und Fabel im Oftdg.[2])

Bis zur Anwendung gleicher Redewendungen geht die Übereinstimmung. Singt der Bergmann bei Novalis (Oftdg. 69):

Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt,

so sagt Loeben im ersten Märchen von den Regenten:

‚Sie wußten wohl, wo der Schuh sie drückte.‘

Zwei weitere Beispiele erwähne ich, um den daran geknüpften Ausstellungen eines heutigen Kritikers des G. den Weg zu weisen. Pfaff, in der Einleitung zum Neudruck der ‚Trösteinsamkeit‘ p. XLIII, zitiert unter den vier aus dem ersten Drittel des Romans geschöpften Beispielen, mit denen er die Schlechtigkeit des G. dartut, auch dieses:

‚Der Alte that seinen Silberbart auf.‘

Gegen Novalis, nicht gegen Loeben, der es von diesem übernahm,[3]) ist der — übrigens mit Unrecht — erhobene Vorwurf der Unbildlichkeit zu richten. Auch die Entrüstung ob der ‚blauen Citronenluft‘ Loebens, wenn sie berechtigt wäre, fehlte

---

[1]) Oftdg. 119, 147 f. — Dieses Symbol des ‚Stirb und werde‘, ist Loeben immer teuer gewesen; die Sage von der Verjüngung des Phönix ist ihm deutsam für das unaufhörliche Streben von der Erde zum Himmel. Vgl. ‚Lotosblätter. Fragmente von Isidorus‘. Bamberg und Leipzig 1817. II. Bd. S. 127.

[2]) G. 350; Oftdg. 147 f. Ist doch der Mond der Vater der Ginnistan, der Phantasie.

[3]) Die Lehrlinge zu Sais, II. S. 60: ‚Da that er seinen weißen Bart von einander.‘

ihr Ziel: Novalis ist es, der zuerst von blauer Luft spricht.[1]) —

Konnten wir im großen und kleinen Novalis' Vorbild im Guido wiederfinden, werden wir erwarten, auch in der allegorischen Tendenz des Ganzen Loeben auf Hardenbergs Wege zu sehen. Dieser selbst nennt den Heinrich von Ofterdingen eine Apotheose des Dichters, und Tieck führt bei Gelegenheit der Mitteilung des Fortsetzungsplanes vom Oftdg. weiter aus: er wollte das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen und ihre innerste Absicht erklären.

Loeben las das; er fühlte in sich den Beruf, Novalis' Weg zu Ende zu gehen; er konnte in der Tieckschen Skizze die Andeutung finden: alles fließt in eine Allegorie zusammen, ... Heinrich ist nun selbst der Dichter aus jenem Märchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.[2]) So baute er denn seine Allegorie auf, im Schlußstück — wie so oft — bis zum Grotesken sich versteigend.[3]) Eine auch im einzelnen klare Deutung zu gewinnen, wird kaum gelingen, auch zum Verständnis nicht nötig sein; die schattenhaften Gebilde seines Romans vertragen entschiedenes Zugreifen schlecht. Immerhin ist der Hauptzug und Kern ja einleuchtend: der Dichter ist der Mittelpunkt der Welt[4]) — der Dichter als der Hohepriester im Tempel der Poesie. Alle Kraft und Wesenheit der Poesie ist in dem

---

[1]) Oftdg. S. 154. — Wenn dann Pfaff mit Pathos fragt, ‚was man dazu sagen sollte?‘, so ist in Kürze zu erwidern: nichts, wenn man so oberflächlich unterrichtet ist. —

[2]) Zu dieser Vermischung von Gestalten und Ereignissen der Märchen- und der wirklichen Welt ist Loeben bereit genug gewesen.

[3]) Einer gelegentlichen Bemerkung ist zu entnehmen, daß Loeben sogar mehr als erkenntlich oder als man annehmen sollte, sich mit allegorischen Beziehungen abgequält hat. Sonst schweigt er merkwürdigerweise fast ganz darüber, in allen seinen weder sparsamen noch zurückhaltenden schriftlichen Äußerungen.

[4]) Schon der Kritiker des Morgenblatts spricht zum Schluß diese Erkenntnis aus. Und schon vor der Heidelberger Zeit sagt Loeben in der Georgia 1807 (Nr. 34, Ende April): ‚Novalis' Poesie ist der Schlüssel, wie

mystischen Karfunkel inkarniert, um den das Weltall schließlich kreist. Dieser Karfunkel, die Sonne der Welt, leuchtet in der Krone Guidos, des neuen Monarchen, von einem Reich nach dem jüngsten Tage. ‚... Wir alle sind Staub von deiner Herrlichkeit ausgegangen, wir leben und schweben nur in dir,' ruft anbetend mit der Menge des Volks Felix, der einst Arzt war. Guido ist Gott, und Gott ist Guido, und alles verstäubt in Siriusweiten zu kosmischen Nebeln.[1]) ‚Wahrlich ein erhabener Wahnsinn!' ruft mit einem kleinen Schauder der Rezensent des Morgenblatts.

‚Allwaltender Geist, ewige Ahndung der Welt,' so apostrophiert Loeben in Kilians Georgia[2]) die ‚hohe, heilige Poesie'. Die ‚Lotosblätter' haben den Gedanken und seinen Ausdruck) übernommen. Sie weisen mehrere Stellen auf, die in stillschweigendem Gedenken des G. entstanden scheinen.[3]) Wenn etwa von dem rastlosen Streben der Natur gesprochen wird, wieder fließender Geist, heilige Flamme des Lebens zu werden, wenn das Flüssige ein Element des Ewigen genannt, wenn von der der Erde bevorstehenden Todeserstarrung geredet wird und wie die Welt sich in die verzehrenden Flammen der Liebe stürzen werde, um neu zu erstehen — gleich dem Phönix! —, so haben wir hier — in allgemeinsten Ausdrücken — das Schlußstück der allegorischen Entwicklung des G. angedeutet[4]) und sehen den

---

der Mensch — — — alles Göttliche in sich vereinigen könne durch den Gedanken und die Phantasie, und so der eine, ewige überall waltende Geist, das einzige bewegende Princip der Natur sei.'

[1]) Man hat sich damals nicht die Mühe gegeben und kann es nach hundert Jahren, da die Gemüts- und Gedankenstürme jener Zeit verbraust sind, unterlassen, in diesem bitterernsten Enthusiasmus Stoff zu einer Parodie des extremsten Fichte-Schellingschen Idealismus zu finden. — Vielleicht war auch die Allegorie den meisten zu wenig eindringlich.

[2]) Georgia 1807, Nr. 35; Lotosblätter, I, 229.

[3]) Z. B. Lotosblätter, I, 287 ff.; II, 127 ff.

[4]) Als der Teufel besiegt ist, läßt er die Erde erstarren; ihre Erstarrung löst Edda, die Liebende, jene episodische Gestalt aus dem zweiten

Grund durchschimmern, aus dem diese hervorging. — Möge für jetzt ein Blick über das Ganze des allegorischen Gebäudes genügen, indem wir uns an das allgemein Greifbare halten.

Wesentlich der erste und dritte Teil des G. kommen in Betracht; der erste mit seinen drei unklar verknüpften Märchen;[1]) der dritte, auf den auch Loeben in der Vorrede den Hauptnachdruck legt, mit der Verklärung alles Lebendigen in eine höhere Welt.

Wir sehen und hören den alten Ambrosius zu Beginn; er ist ‚das Bild der Vereinigung aller Zeitalter und Räume'.[2]) Er scheint, wie Guido es ahnt, der alte König Uranus des ersten Märchens, der Herrscher des Mondreiches. Den Talisman seines Reiches, den violetten Karfunkel, sucht er, — wir wissen, was dieser Karfunkel bedeutet. Ob er auch der Monarch der Sonne im dritten Märchen ist, der wieder nach dem Kleinod seiner Monarchie, einem seltnen Amulet, dem Karfunkel, forscht? Man möchte es glauben. Dann spiegelte diese eine Gestalt, wenn wir bedenken, daß Ambrosius der alte Hubertus ist, der Guido zum Markgrafen von Meißen brachte, daß er endlich als heiliger Ambrosius gen Himmel fährt, diese eine religiös-mythologische, heilig-poetische Gestalt, die Vereinigung der

---

Märchen, die unvermittelt, wie wir sahen, der Sonne hypostasiert wird und nun zum Schluß der Welt die Rettung bringt. — Wir erkannten das zweite Märchen schon im wesentlichen als einen Reflex des dritten Teils.

[1]) ‚Im Grunde hängen alle dergleichen Erzählungen unter einander wie einzelne Kapitel eines Buchs zusammen, von dem uns noch der Titel fehlt,' heißt es im G. mal (S. 39). Das Wunderbare, Geheimnisvolle, Unbegreifliche des Märchens betonen Novalis wie Loeben, das letzte dieser besonders in handschriftlichen Äußerungen, jener z. B. in den Fragmenten II, 170.

[2]) Wir erinnern uns aus dem Märchen des Oftdg. der Arbeit der Fabel im Reich der Parzen, wie sie alte Faden-Enden, die Schicksalsfäden von Menschen der Vorzeit, in einen Faden zusammenspinnt: Belebung und Verknüpfung der vergangenen Zeitalter mit der Gegenwart. — Für das Märchen vgl. die ausgezeichneten ‚Studien zu Novalis' von Adolf Huber a. a. O.

wichtigsten Tendenzen des Romans. — Eine Tochter dieses Vielgestaltigen, im ersten Märchen die stumme schlafende Prinzessin, wäre dann Goldblüthe im dritten Märchen, — die liebende Sehnsucht bis zur Selbstvernichtung —, die sich verbrennt, um zu den Schwestern in die Heimat zu gelangen. Ihr wird Felix zu teil, der Arzt und Naturforscher; bezeichnenderweise: nur in Sehnsucht und Liebe kann die Natur begriffen werden; und Felix hinwiederum ist es, der den Magnetschlüssel zum Berge, in dem der Reichs-Karfunkel ruht, birgt: Sehnsucht — Natur, Natur — heilige Poesie!

Sie frei zu machen, ihrer Herrschaft die Welt wieder zu eröffnen, ficht Guido jenen siegreichen Kampf in der Hölle, in der das ‚kalte Fegefeuer der Vernunft' brennt, mit dem Teufel aus, dem ‚blaßgrauen, abgehungerten Gedanken'. —

Ist Goldblüthe die sehnende Ahnung, so ist Sophia die Erfüllung der Liebe; sie die Königin, Guido der König, beide Kinder einer Mutter, der Liebe. Die Verkörperung der Poesie aber ist Cyane, auch eine Tochter des Ambrosius, wie natürlich, denn vom Beginn der Welt bis zum Ende erfüllt, belebt sie alles. Sie und Frauenlob, der Dichter, bilden das Statthalterpaar gleichsam des poetischen Geistes auf Erden, da jene andern, das Paar Guido—Sophia, zu Beherrschern der Welt emporgestiegen sind. Wie eine besondere Anwendung aber, wie eine Illustration des allgemeinen Gedankens von der weltumfassenden Poesie, treten Heimdall und Flora[1]) auf: nordische und indische Poesie.

Cyanes und Frauenlobs Kind ist die Phantasie,[2]) als junger

[1]) S. 345 erscheint auch Flora, gleich Cyane, als Schwester Wunibalds; also als Tochter des Ambrosius! Das fügt sich in den aufgezeigten großen Zusammenhang.

[2]) Vor langer, langer Zeit geschah's,
Daß meine Aeltern beide
In einem Traum beisammen waren.
Sie waren damals beide Kinder;
Ich aber ward in diesem Traum beseelt,
Und meine Aeltern wußten's nicht.

Schäfer zum Schluß erscheinend. Er erzählt Guido, wie er ihn überallhin begleitet habe: er war auf der Insel des Ambrosius, er hat sich in die Felsen[1]) beschlossen, die vor Guidos Augen so oft sich öffneten oder emporquollen, — sichtbar gewordene Phantasie- und Traumgebilde; er war das Stimmchen am Strom; das Stimmchen in der Rose, das zu ihm sprach;[2]) er erschien ihm in der Gestalt des kleinen Mädchens in Italien und wies ihm den Weg zum Felsen, aus dem der Markgraf von Meißen trat.[3])

Wir übersehen ungefähr das Gefüge. Vieles ist nicht erwähnt worden. Hier brächte Fülle der Einzelheiten nur Verwirrung; hier wächst die Unklarheit, während sie bei Novalis schwindet, dem der genau zusieht. Wie planvoll und anmutig rundet sich im Ostdg. die Tätigkeit der Fabel, und wie anschaulich ist uns die liebe Gestalt in ihrem Wirken! Wie natürlich das Wunderbare, und das Natürliche wie wundervoll! — Doch man muß, wenn man neben Novalis nun Loeben stellt und vergleicht, immer bedenken: was bei jenem innerstes Erlebnis ist, in seinem Wesen und Schicksal begründet, das wirkt in ihm und er wirkt es aus mit ursprünglicher Kraft; bei Loeben kann nur ein heftiges Nacherleben stattfinden, dem der spontane intensive Antrieb zur Gestaltung fehlen muß. In Novalis lebt als politisches Ideal: Herbeiführung des ewigen Friedensreiches, schafft die Erinnerung an das schöne Verhältnis Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise — Glaube und Liebe

---

[1]) Hinweisungen auf die Zukunft enttönen und wunderbare Erscheinungen entsteigen wiederholt im G. Felsen: S. 208; dann vor allem im dritten Teil: S. 230 f., 238; 283 f.; 301 ff.; vgl. dazu auch 346. — In diesen Felsen, die in opalisierender Klarheit durchsichtig werden oder in Farbenzauber sich auflösen oder ganz zerquellen und zerschmelzen, scheint recht mit Lust ein Symbol romantischer Sublimation gegeben zu sein. Siehe auch Anm. 3 auf S. 108.

[2]) G. 217 f.; 279 f.

[3]) G. 227 ff.; 321; die Verse der Phantasie S. 352 f.

auf dem Throne vereint[1]) —, und führt zur dichterischen Verklärung im Märchen; Loeben fehlen solche feurigen Erfahrungen, in denen das Erz der Allegorie flüssig und gefügig wird ... wie können ihm die fremden Symbole organisch werden? — Bei aller Verwandtschaft[2]) der beiden ist doch die Verschiedenheit des Wesens und Kunstschaffens beträchtlich. Darin liegt an sich schon die Unmöglichkeit für diesen, das kunstvolle Gewirke jenes auf seinen Webstuhl unzerrüttet hinüberzunehmen, selbst wenn die Kraft, das Muster fortzubilden, größer wäre und die, den Farbenreichtum zu erhalten. Nun aber drängen sich, wie wir gesehen haben, bei dem, der nur unvollkommen nachzuempfinden, geschweige denn im ganzen Umfang nachzubilden, befähigt ist, wesenändernd und verwirrend eigene starke Erlebnisse dazwischen, schüren den Enthusiasmus und erhöhen so, indem das ganze Werk noch immer durch das fremde Vorbild fasziniert wird, das einzelne aber an der Glut der eignen wilden Begeisterung verdampft, den Eindruck der Unselbständigkeit und Nebelhaftigkeit.

Zu Großes, vielleicht Unmögliches, bei zu geringen Kräften in blinder Hast unternommen konnte zu befriedigendem Ausgang

---

[1]) Vgl. dazu Ad. Huber am angegeb. Ort.

[2]) In raschem Überblick sei andeutend auf beider Wesens-Ähnlichkeit und -Unterschied hingewiesen. — Allgemein ist zu sagen, daß oft der Unterschied vielmehr quantitativ als qualitativ ist: das lehrt ein Vergleich der beiden gegebenen Intensität der Verarbeitung fremder Gedanken; der personifizierenden Naturauffassung, die beiden original ist; der beiden zuteil gewordenen mystischen Richtung des Empfindens; ihrer Phantasietätigkeit überhaupt. Gleich tief und selbständig ist ihre innerliche Religiosität; verwandt sind sie in pietistischer Prädisposition. Das Gefühl ‚ahndungsreicher Fremdheit' (G. 29) bei einem Menschen, einem Ding, einem Ereignis, erfüllt sowohl Novalis als Loeben: wie es Heinrich vorkommt, er habe von etwas ‚irgendwo' schon in seiner tiefsten Jugend reden hören (Oftdg. 23), wie es ihn dünkt, ein seltsames Bergmannslied schon irgendwo gehört zu haben (ibid. 70), so hat Guido seine eigenen Gedanken über die Sprache, aber er weiß nicht, ob er sie jemals gehört hat, ‚oder ob es Traum seyn mag', (G. 62); so wird ihm plötzlich bei einem flimmernden Felsen ‚etwas klar und verworren zugleich' (ibid. 207). Wie es Mathilde scheint, sie kenne Heinrich schon seit undenklichen Zeiten (Oftdg. 114), so fühlt sich Guido un-

nicht führen. ‚Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.‘ Wer warnt so, einen ‚Guido‘ zu schaffen und ‚in ein täuschendes Unding‘ sich zu verlieren? Klingsohr im Oftdg.: S. 111.

2. Weltanschauung.

Der Versuch ist unumgänglich, was an Anschauungen und Ansichten den 21jährigen — als er den G. schrieb — bewegte, darzustellen. Ein dreifacher Gewinn dürfte zu erwarten sein: für das volle Verständnis des Romans selbst, der doch ein Niederschlag dieses Weltbildes ist; für die Erkenntnis der Art und Richtung seiner Anschauungen in späteren Jahren, wobei sich im wesentlichen eine Identität dieser Jugendepoche mit der Folgezeit ergeben wird, die Bemerkung eines Kenners der jüngeren Romantik bewahrheitend, daß von einer ‚Entwicklung‘ ihrer Dichter nicht die Rede ist: früh reif, bleiben sie auch früh stehen und zehren von den Gütern der Jugend; eigentlich ist nur die Frühzeit von psychologischem Interesse.[1]) Endlich ist zu

---

erklärlich, aber unwiderstehlich zu Grünwald hingezogen (G. 152) usw. — Ein *wesentlicher* Unterschied zeigt sich darin, daß Loeben — im Gegensatz zu Novalis — gänzlich abgeht, was Ricarda Huch (‚Blütezeit der Romantik‘) ‚sachkundigen Realismus‘ nennt (vgl. Anm. 4) S. 124), ebenso Welterfahrung und Menschenkenntnis, ja auch das Bestreben, diese Welt kennen zu lernen [vgl. dagegen z. B. Oftdg. S. 18f., 20]. — All den romantischen Romanen fehlt doch nie das *Bewußtsein* der *Phantastik* der Welt, die in ihnen lebt. Davon scheint der G. nichts zu wissen, daß nicht alle Menschen so fühlen und denken. Die andern spüren den vielfach vorhandenen Gegensatz und schaffen auch Repräsentanten der gegensätzlichen Welt. Beispiele liegen am Wege; ich erinnere nur, wie das Träumen Heinrichs zu Beginn des Oftdg. von seiner verständigen Mutter erklärt wird; anders würde es Scrooge auch nicht machen. — Dieses Moment aber ist typisch für den romantischen Roman; wir stehen an einem der Wege zur ‚romantischen Ironie‘. Auch dieser Weg, vom Subjekt her, wäre zu untersuchen, wie Alfred Kerr den andern wichtigen betrachtet hat, vom formalen Vorbild Jean Pauls ausgehend.

[1]) Loeben spricht als ein Dreißiger dieselbe Wahrnehmung so aus: ‚Oft stellt der Jüngling — — an den Eingang seines Daseyns ein

hoffen, daß hier und da auch ein Licht auf den geistigen Allgemeinzustand der Zeit fallen wird.

Einsicht in die Sonderart wie die Abhängigkeit Loebens ermöglichen die vielfach im ‚Guido' zerstreuten gelegentlichen und die absichtlich eingelegten Gespräche über Kunst und Weltanschauung; es kommen die vier Unterhaltungen Guidos mit Felix dem Arzt (S. 50—56), mit dem alten Kriegsmanne, dem Grafen Ilsenburg (S. 118/12), mit dem Dichter Frauenlob (S. 155—201), mit Eugenius, dem naturkundigen Greise (S. 244—253), in Betracht. Ergänzend und bestätigend treten zu diesen theoretisch-didaktischen Dialogen die gewöhnlich kurzen Fragmente, die unter dem Titel ‚Lotosblätter' im Lauf des Jahres 1807 in des Medizinalrats Kilian ‚Georgia' erschienen sind. Diese meist Ende 1806, Anfang 1807 entstandenen Aphorismen stehen in den Nr. 12, 20, 34, 35, 37, 38, 40, 54, 61, 67, 82, 106, mit welcher Nummer, vom 9. Oktober 1807, diese ‚Gesundheitswochenschrift' gleich so mancher Genossin der journalsüchtigen Zeit ein kurzes, wenig beachtetes Leben endete.[1])

Werk, ein Wort, einen Blick, der sich über sein ganzes ferneres Leben erhebt, dem er gleichsam durch dasselbe wieder nacheilt. — — Die wahre kräftige Jugendpoesie umschließt die Welt im ganzen.' Lotosbl. I, 67. Und in resignierter Verallgemeinerung sagt er im zweiten Band der ‚Lotosbl.': ‚Es scheint, als könnte das übrige Leben nur bewahren, nur still entwickeln, was ihm die Jugend zubrachte.' (S. 76).

[1]) So löblich- und selbstlos ihre Bestrebungen ‚zur Erreichung der Humanität im weitesten Sinne des Worts' waren, so verdienstlich der Kampf gegen den ‚Freimüthigen' Kotzebues und Merkels, manches Ungünstige vereinigte sich zum vorzeitigen Sturz des Unternehmens: der Inhalt war nicht glücklich zusammengestellt, im bunten Allerlei durchschnittlicher Belehrung und Erörterung verschwand das wenige Interessante; es fehlte an Ökonomie, die der geringe Raum, bei dreimaligem Erscheinen wöchentlich, dringend forderte. Zu diesen Redaktionsmängeln kamen, von den allen dergleichen Unternehmungen ungünstigen Kriegszeiten abgesehen, buchhändlerische Schwierigkeiten. Der Verlag war nach Jahresfrist, 1807, von Heinrich Graff an Johann Georg Mittler übergegangen, dessen, wie es scheint, höchst anfechtbares Geschäftsgebaren den Vertrieb der Zeitschrift sehr erschwerte. [Vgl. die Erklärungen nach Nr. 74.] Die Verlegung der Expedition nach Bamberg,

Aus diesen Keimen gingen die zwei Bände der mehrfach zitierten ‚Lotosblätter' hervor, ‚Fragmente von Isidorus, 1817 bei Carl Friedrich Kunz herausgegeben';[1]) sie sind eine Ausbildung oder gleichgestimmte Weiterführung der Anschauungen der Heidelberger Zeit, und reifer und abgeklärter, gemäßigter, systematisierend zusammengefaßt. Darum sind auch sie hier heranzuziehen.[2])

Aus dem Aller-Innersten heraus sich übers Äußere verbreiten können (G. 249), diese Forderung leite den Künstler, und andre Sinne, andre Interessen, eine andre Welt als die des Künstlers gibt es im G. nicht. Poesie ist Novalis[3]) Darstellung des Gemüts, der innern Welt in ihrer Gesamtheit; ‚der Dichter spannt die Klangsaiten der inneren Welt des Gemüthes über die Erde', sagen die ‚Lotosbl.', II, 19. — Nach Loebens

---

im April, konnte den gewünschten Nutzen nicht bringen, denn bald darauf übersiedelte Kilian von Bamberg nach München — Fast spurlos ist das Blatt verschwunden, welches um seiner Nachrichten über den Vf. des Donatoa, Franz von Sonnenberg, um seiner ausführlichen Berichte willen, — z. B. über die Aufführung und Wirkung des ‚Luther' von Zacharias Werner in Berlin — gelegentliche Ausbeute verspricht.

[1]) ‚Schwan' und ‚Hesperiden' als Verwirklichungen von Projekten dieser Jugendjahre sind schon erwähnt worden; zu ihnen traten die ‚Lotosblätter'. Wir werden auch die ‚teutschen Worte an Frau von Stael' später als ein Gedankenkind dieser plangefüllten Jahre 1807 und 1808 kennen lernen. — Ein Dispositionsentwurf für die ‚Lotosblätter' aus dem Winter 1807 zeigt schon fast genau die spätere Einteilung.

[2]) Das begeisterte Außer-sich-sein — das die ‚Lotosbl.' den Anfang des wahren In-sich-seins nennen — Loebens und seiner Freunde in Heidelberg ist uns eine vertraute Erscheinung. Ihr Leben erfüllt ‚eine trunkene unbändige Lust', in der alles Denken, Reden, Tun recht von Herzen Übertreibung ist. ‚Ich habe selbst wahrgenommen, daß meine Überzeugung Wahnsinn ist, und eben darum ist mir's göttlich klar, daß ich recht habe,' ruft der Jüngling im ersten Märchen des G. Diese Stimmung göttlichen Wahnsinns muß berücksichtigt werden: nur wenn man die ephemeren Erzeugnisse dieser Übertreibungslust von den dauernden Emanationen seines durch Zufälligkeiten nicht erregten Wesens scheidet, kann man zu einigermaßen sichern Resultaten kommen; hier hilft die erwünschte Kontrolle der ‚Lotosbl.', von der wichtigen Unterstützung durch die Stil-Analyse abgesehen.

[3]) Fragmente II, 163.

Meinung ist eine dreifache Ansicht von der Welt möglich: die gewöhnliche oder gemeine, die humoristische, die heilige oder poetische.[1]) Die humoristische ist eigentlich nichts als die Außenseite der poetischen Ansicht, ihr untergeordnet; diese aber, die heilige, ein völliger Antipode der gemeinen: ‚während die letztere alles Leben von außen erwartet, empfängt und einzieht, läßt diese ihr Leben einzig aus sich selbst heraus strömen, und findet es, in tausendfachen Brechungen und Farbenspielen, in allem Erscheinendem wieder.' Die ‚Lotosbl.' übernehmen den Gedanken, auch in seiner Einkleidung, und führen ihn weiter aus. Was dort gemeint ist, wenn es heißt, die poetische Ansicht lebe in seliger Gemeinschaft mit dem göttlichen Geist und den höheren Stimmen der Seele und Natur, wird klarer, wenn wir andre Auslassungen hinzunehmen. Die irdischen Dinge für symbolische Figuren eines höheren Sinnes zu halten, sei die tiefste Ansicht; sie mache das Irdische zur Buchstabenschrift einer höheren harmonischen Sprache, deren Aussprache man nicht mehr wisse, weshalb man sich nur sie zu lesen bestrebe. Die eine, überirdische, alle umfassende, mit allen erdenklichen Möglichkeiten der Variation gesättigte Sprache kennen wir nicht, aber die unzähligen Strahlen, die von diesem Zentrum ausgehend an den irdischen Dingen sich brechen und blitzgleich für Augenblicke unsere blöderen Sinne mit Ahnungen eines unendlichen Zusammenhangs erleuchten, sie wahrzunehmen sind wenige berufene Geister imstande und können durch andächtige Aufmerksamkeit die Fähigkeit steigern. Wunder und göttliche Geheimnisse umgeben uns; auf sie deutet stumm-beredt das gesamte Irdische: ‚eine unaufhörlich redende symbolische Sprache'. — ‚Das ganze Daseyn wird uns zum Organ für ein höheres Leben, das uns umgiebt', — der Dichter ist der Vermittler dieses wundersamen Zusammenhangs zwischen dem Übersinnlichen und dem Sichtbaren.

---

[1]) **Georgia** 1807, Nr. 40; Lotosbl. II, 15 f. — Dazu im folgenden II, 173 ff.; 194 f.; 206 f.

So stellt sich in Kürze diese wichtigste Anschauung Loebens dar, unzweideutig, systematisiert gewissermaßen in den ‚Lotosblättern‘; weniger klar im ‚Guido‘, aber ihr Niederschlag ist, wie wir sehen werden, unverkennbar. Die schauernde Ahnung der geheimnisvollen Beziehungen alles Irdischen, aller Gegenstände der Natur zu der gewaltigen, rätselhaften Symphonie des Weltalls, und korrelativ zu diesem Gedankenkomplex die Erkenntnis der individuellen Lebendigkeit der ganzen Natur,[1]) das bildet die Kette im Gewebe seiner Lebensanschauungen.

Wir erkennen, daß an den gleichen Faden sich die Betrachtungen in den ‚Lehrlingen von Sais‘ des Novalis[2]) reihen lassen: in den weiten Sälen tönt unter den tausendfältigen Naturen, die der Lehrer dort aufgestellt hat, ein wunderbares Gespräch in zahllosen Sprachen. Aber die Menschen gehen verständnislos an ihnen vorbei: noch kennen sie den natürlichsten aller Sinne, das Fühlen, wenig. Nur die Dichter stehen in einer wunderbaren Sympathie zur ganzen Natur, in den ahnungsvollsten Beziehungen zu dem ‚unbegreiflichen Einverständnis unendlich verschiedener Wesen‘, das sie vielleicht darstellt. Ob jemand die Steine und Gestirne schon verstand? Er müßte ein erhabenes Wesen gewesen sein. Im Märchen, da mögen einzelne Worte dieser göttlichen Wissenschaft erklingen; da mag Hyazinth mit Tieren und Bäumen und Felsen sprechen! Einst war eine goldene Zeit, da verstand man die innere Musik der Natur; da war ein Urvolk, dessen entarteter Rest die heutige Menschheit ist, im Besitz einer heiligen Sprache: sie war das glänzende Band jener königlichen Menschen mit überirdischen Gegenden und Bewohnern. ‚Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der

[1]) Vgl. dazu Oftdg. 182: ‚Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und Gestirne, Elemente, Töne, Farben kommen zusammen wie eine Familie, handeln und sprechen wie ein Geschlecht.‘

[2]) Schrr. II, 43 ff.

Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daß das Leben des Universums ein ewiges, tausendstimmiges Gespräch sey.'[1])

Gleiche Anschauungen sind im Ostdg.[2]) lebendig; ich erinnere an das prachtvolle Bild — ich gebe nur einen Teil hier an —, von dem erhabenen Münster, zu dessen weiten Toren alle Kreaturen hereintreten, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigentümlichen Mundart vernehmlich ausspricht.

Der Übereinstimmung Loebens mit Novalis in gewichtigen Ansichten sind wir nun sicher. Aber sehen wir zu, daß wir diese Erkenntnis richtig werten und nicht mehr und nicht weniger Gewinn aus ihr ziehen, als sie ruhigem und eindringlichem Erfassen bietet. An einer Stelle ihres innersten Wesens sind die beiden verwandt. Eine Quelle speist gleichmäßig ihre beiden Seelen und fließt in beiden von Anfang an und eigentümlich: der tiefe, fromme, nicht der Tätigkeit des Verstandes, aber dem Gefühl nach kindlich-persönliche Glaube an ein Göttliches in allem und über allem Lebendigen. Jeder kann von sich wie Schleiermacher[3]) sagen: ‚Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde.' Beiden ist ‚ein dem Weltall sich hingebendes Gemüth' geworden. — Diese Quelle tränkt hier und dort anderes Erdreich, dort und hier erzeugt sie in anderem Klima andere Früchte; die Vegetation ist also in vielem Betracht verschieden, aber ihr Anblick im ganzen wird — wie von Geschwistern — Wesensähnlichkeiten erschließen. Welche Behauptungen be-

---

[1]) Schrr. II, 76.

[2]) Z. B. Ostdg. S. 24, 165 ff. Die oben angeführte Stelle S. 72.

[3]) Erste der Reden über die Religion. — Über sie vergleiche das 6. Heft der ‚Grazer Studien' [Raustl: Genoveva] S. 11 ff.; über die Wirkung auf Novalis im besondern S. 20 f.

reiten diese Metaphern vor?[1]) Daß es allerdings gewagt wäre, zu behaupten, — abgesehen davon, daß es müßig wäre — auch ohne Novalis' leuchtenden Geist hätte Loeben den Weg gefunden, den er gegangen ist, daß es aber immer der inneren Wahrheit näher käme als zu sagen: jener war also der Führende; in der Herde folgte auch Loeben. Das wäre doch zu äußerlich. — — Die Wurzeln der Anschauung von der ‚Hieroglyphensprache der uns umgebenden Dinge und Ereignisse' (Lotosbl.), und was alles an diese Anschauung sich kristallisiert, sind den Fundamenten seines Wesens eingesenkt.[2]) Man halte nicht das schließlich Gewordene — die Gesamtpersönlichkeit und das von ihr Gewirkte — entgegen. Hier kommt es daranf an, eines seelischen Allgemeinzustandes sich zu vergewissern: was aus diesem heraus dann ein schwacher, unklarer, ungereifter Verstand, mangelnde Gestaltungskraft, Haltlosigkeit überhaupt geschaffen haben zu würdigen, ist eine Aufgabe, die der Kritik zufällt, deren Stellung allerdings die Ergebnisse vorliegender Erwägungen sichern; die Tatsache aber verstandesmäßiger Anlehnung und formaler Abhängigkeit, die wir bei der Betrachtung des ‚Guido' feststellten, ist nicht im geringsten dazu angetan, anderweitig gewonnene psychologische Resultate zu entwerten.

Was erklärt die schlichte Konstatierung einer ‚Entlehnung'? Sie geht an dem Wesentlichen vorbei. Bei allen diesen ihrem Wesen nach wortlosen Vorgängen des innersten Seelenlebens hülfe doch eine Kenntnisnahme der angeblich fremden Anschauung eben zu weiter nichts, als daß man sie kennte; nur indem man sich verwandt erregt fühlt, indem was man da vernimmt, wirklich

[1]) Man kommt ohne die Metapher nicht aus, wenn es sich um die Übermittelung gefühlsmäßig erschauter Zusammenhänge handelt; denn diese Dinge sind dem schwerfällig und niedriger fliegenden Verstand allein nicht zugänglich.

[2]) Auch hier wird die spätere Stilbetrachtung helfen, einen ursprünglichen Keim dieser Anschauungen wahrscheinlich zu machen, die Tiefe ihres Quellpunktes zu erweisen und also indirekt einen Schluß auf originelle Bestandteile in Loebens Weltbild nahe zu legen.

nur ‚neue Riegel wegschiebt, neue Fenster öffnet', wird das Vernommene organisches Eigentum. Hier wie in allen andern Fällen, in denen eine Übereinstimmung der Anschauungen Hardenbergs und Loebens sich zeigt, weist ein wahres Wort des Novalis[1]) selbst einer wichtigen Auffassung den Weg: ‚Wie kann ein Mensch Sinne für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in sich trägt?'[2])

Weniger die Entlehnung, als die Parallelität der Anschauung ist zu betonen. Und weiterblickend kann man aus solchen Verhältnissen, wie das Loebens zu Novalis ist, — in denen doch auch der mindere Geist mehr lebendige, gestaltende Individualität besitzt, als man gemeinhin anzunehmen geeignet ist — neue Belege jener zeitgenössischen Geistesgütergemeinschaft nehmen, bei der, als je umfassender sie erkannt wird, desto schwieriger die sichere Bestimmung der Provenienz eines Gutes sich erweist. Mit dem Zauberwort ‚Zeitgeist' schüttet man wortabergläubisch einen großen Bodensatz von Unerklärlichkeit recht leichten Sinns fort.

Nach dieser notwendigen Digression sehen wir genauer zu, wie sich die als fundamental und bleibend erkannten Lebensanschauungen im G. spiegeln. Wir werden nicht nur an diesem Punkte, sondern auch in anschließenden Gedankengängen Übereinstimmung zwischen ‚Guido' und Lotosblättern finden, nur daß zunächst oft verschwimmend und Andeutung ist, was später erst in den ‚Lotosblättern', zur Klarheit kommt. Wir werden aber auch Gedanken begegnen, die, zwar auf einen bleibenden Kern zurückzuführen, in Form und Inhalt dieser Epoche allein zugehören, vergängliche Schößlinge jugendlich-stürmischer Übertreibung sind.

---

[1]) Fragment II, 95; der gleiche Gedanke ‚Lotosbl.' II, 7.

[2]) ‚So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, . . .' sagt Novalis in den ‚Lehrlingen zu Sais', II, 75.

Wir glauben, erklärt Guido, die Natur schweige, und wir allein sind es, die der Natur schweigen und die allgemeine Sprache nicht erlernen wollen. Der irdische Geist hört nicht auf die tausend Sprachen der Natur; er will alles, mit Verachtung seiner Individualität, zu stummen Diensten zwingen, den Rubin in seiner Spange, die Rose im Haar, die Traube wie das Gold. Einmal alles sprechen zu hören, dahin muß der Mensch streben. Den erregten, hoch gespannten Gemütern wird es beschieden sein; den Liebenden zum Beispiel: ‚Verbrenne dich und streue deine Asche als Blumenstaub aus, daß du bei uns einwachsen und mit uns sprechen darfst. Wir, wir wissen von deiner Liebe,'[1]) ruft die umgebende Natur dem in Liebesträumen hinziehenden Guido zu. Vor allem dem Dichter; ihm wird einst Wein und Rose, Wasser und Luft und Vöglein, alles wird ihm Sprache sein. Solchen Gemütern wird das Leben unerschöpflich sein, alles um sie her Musik, jeder Baum eine Saite für sie, sie selbst die Lieder dazu. Dann wird man sich hundertfache Sinne wünschen, um nichts ungenossen entrinnen zu lassen. — Wir begreifen jetzt, was etwa gemeint ist, wenn der junge König im dritten Märchen sich mit tausend Sinnen in das Gewöhnliche eingraben, wenn er alles beseelen will und für die vergessensten Dinge eigentümliche Sprachorgane hervorbringen, ‚so daß alles zugleich Dichter und Gedicht wird,'[2]) und auf diese Weise hofft, alle Strahlen des ersehnten Karfunkels an sich zu ziehen.[3]) So

[1]) G. S. 141 f.; vgl. auch das Schicksal der Königin Goldblüthe im dritten Märchen, S. 110 ff. Der sehnsüchtig Liebenden raten Stimmchen, sich zu opfern. Für das Vorhergehende und Folgende sind außer den angegebenen namentlich noch folgende Stellen des G. in Betracht gezogen: S. 40, 52 f., 108 f., 119, 189. 196 f., 244 f., 280.

[2]) ‚Der Dichter stellt im eigentlichsten Sinne Subjekt — Objekt: Gemüth und Welt vor.' Novalis, Fragm. II, 163. Gemüth: ‚Die Poesie ist das Orakel unsers Innern, das da ist ein Tempel Gottes.' Georgia 1807, Nr. 54. Welt: ‚Gedichte schreiben heißt vom Geist der Poesie ergriffen werden, ... die uns umgebenden Mysterien im Namen der Poesie offenbaren.' Lotosbl. I, 57.

[3]) In diesem Märchen findet also Novalis' Ansicht, der Sinn für

findet denn Guido, daß wir uns täglich und stündlich mehr Sprachorgane anbildeten; die Sprache sei die ‚Unendlichkeit der Organe'. Ein nicht weniger verschwommener Ausdruck läßt uns doch weiter ahnen, wohin Loebens Anschauungen tendieren: die Sprache sei überhaupt unser eigentliches ‚Verklärungsorgan'. Noch einmal bedient sich Eugenius desselben Ausdrucks: ‚Das Verklärungsorgan finden wir eben so gut im Stein, als im Saft der Pflanze, im Thier' und in der menschlichen Gebärde.' Eine Kombination dieses zunächst unverständlichen Satzes mit Stellen der ‚Lotosblätter' wird vielleicht erkennen lassen, was hier unklar vorschwebt. Da heißt es:[1] „... Erfreulich und tröstlich ist die Empfindung des Werdenden. — — Darum zieht es uns hin nach den süßen Geheimnissen der Pflanze, der Kindheit, des Frühlings und des Dichtens.' Was auf der Erde schön und herrlich sein soll, muß im Zustand des Werdens sein. ‚Die Lust am Werden ist ein Sehnen zu sein, ein Heimstreben in das wahre Element des Geistes.' Aus dieser Lust am Werden spricht der Wunsch, die Hoffnung einer immer wachsenden Entfaltung, immer zunehmenden Reife, einer langsamen Verklärung alles Irdischen. Darum ist Loeben das ‚rastlose Sehnen nach unaufhörlichem Werden das innigste Lebensgefühl'. In diesem Zusammenhang begreifen wir, warum Guido ‚eine schwebende Verklärung' das Ziel der Erde zu sein scheint; verstehen, daß nach seinem sehnenden Wunsch alles in der Welt ‚romantisch, das heißt sublimiert' werden soll. — Allmählich dringen wir zum Kern der unstäten Gedankennebelmasse: ‚Wir sind Zauberer, so oft in uns ein Märchen oder irgend eine Dichtung entsteht.'[2] Wir werden zum Zauberer durch die Sprache; durch die

Poesie sei der Sinn für das Eigentümliche, Persönliche, Unbekannte, Geheimnisvolle, zu Offenbarende — — — eine märchenhaft-praktische Anwendung.

[1] Lotosbl. II, 69. — Das folgende II, 235 ff. — Vgl. dazu Lotosblätter I, 22: ‚Der Blick zum Werden gewandt, zum Entstehen, Fortbilden und Befruchten, ist der Blick in die Tiefe der Welt.'

[2] ‚Der Zauberer ist Poet.' Novalis, Fragm. II, 107.

Sprache suchen wir in die Geheimnisse der Natur einzudringen, mit der Natur eins zu werden. Denn die Sprache ist unser Ausdrucksorgan, das ausgezeichnete und anzeichnende Merkmal, das mit der reichsten Individualisierung die feinste Unterscheidung gestattet. Mit diesem ‚Organ' erforschen wir die Individualität der in unendlicher Fülle uns umgebenden Dinge, deren jedes sein besonderes Zeichen, seine besondere Sprache hat. Alle die Dinge streben der Verklärung, der Sublimation entgegen; dieses Streben in seiner Besonderheit und seiner Stärke vermittelt uns die Sprache. So ist die Sprache unser nächstliegendes, unser eigentliches ‚Verklärungsorgan'; so finden wir aber auch in der Individualität des Steins so gut wie in der Pflanze, wie im Tier, dieses Verklärungsorgan.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Aperçu Loebens von der Sublimation, das in den Mittelpunkt seiner Anschauungen führt, und erinnern uns, daß wir schon früher, wenn auch ganz allgemein, im Tagebuch und einzelnen Fragmenten ein Berührtwerden durch Schellingsche Gedanken erkennen konnten. Jetzt wird eine etwas bestimmtere Spur sichtbar. Die Schriften der ersten Periode Schellings, da er noch in Fichte wurzelt, kommen in Betracht, die ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur' (1797) und namentlich ‚Von der Weltseele' (1798).[1]) In dieser ‚Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus' finden wir auf S. 243ff. das Gesetz entwickelt,

[1]) Ein direkter Einfluß Schellingscher Schriften ist auch jetzt wohl kaum anzunehmen. Nach seiner Art würde Loeben sich in den täglichen Aufzeichnungen, in Fragmenten oder Briefen darüber Rechenschaft gegeben haben, wenn er ein Werk des Philosophen selbst gelesen hätte. Man wird wieder auf die schon erwähnte Vermittelung durch Pölitz zurückgehen müssen, der wie es scheint, in seinen Vorlesungen die philosophische Literatur jeweilig bis zur Gegenwart heranzog. — Der vor allem als Historiker bekannte Karl Heinrich Ludwig Pölitz, zur Zeit der Studentenjahre Loebens Professor des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg, las neben historischen Kollegien auch über empirische Psychologie, Logik und Metaphysik, Moralphilosophie, ja sogar einen ‚Kursus der deutschen Sprache'. Alle diese Vorlesungen hörte Loeben, die beiden ersten zweimal.

‚daß das letzte Ziel der Natur in jeder Organisation das allmählige Individualisieren ist;‘ was stellt die Loebensche Sublimation anderes dar als eine Sublimierung dieses Gesetzes? — Das allmählich fortschreitende Wachstum ist das Phänomen dieses allmähligen Individualisierens, ‚dessen Gipfel in der ausgebildeten Zeugungskraft entgegengesetzter Geschlechter erreicht wird.‘ Wir stehen auf dem Grund von Goethes Metamorphose der Pflanze: wesentliche Identität von Wachstum und Fortpflanzung; gleiche Vorgänge, dieselben Organe in der blühenden wie in der sprossenden Pflanze tätig. Höchste Konzentration in der blühenden Pflanze. ‚Ist dieses Streben [nach Verklärung nämlich] — — nicht in der Pflanze schon, als in einer allegorischen Vision ausgesprochen?‘ fragt Eugenius den Guido (S. 245 f.), und spinnt den Gedanken aus.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir,

ruft Goethe, vom Unverstand schmerzlich umringt, der Geliebten, Christiane, in seiner schönen Elegie über das so gründlich verkannte Thema, die ‚Metamorphose der Pflanze‘ zu. Ein großer erfreuender Zusammenhang geistiger Anregung tut sich auf. So adelt die Höhe der erstrebten Kultur dieses Buch, dem wir als Kunstwerk wenig abzugewinnen vermochten.

Wir blicken von dieser Vorstellung von der Verklärung — dem vorgeschobensten Posten der Gedankenmasse, die kurz als die Lust am Werden umschrieben werden möge — weiter aus und sehen in ein Nachbarland, das keiner reicher angebaut hat, als gerade Loeben in seinem ‚Guido‘. Nur hier wenigstens blüht die Übertreibung so. Es scheint, als liebte diese Jugend ganz besonders das schwer Gewürzte und das seltsam Kräftige. Die Vorstellung, mit der andere ebenfalls, z. B. Tieck des öftern, arbeiten, bleibt auch dem ältern Loeben, nur maßvoller.

Nah' und fern,[1]) fern und nah' ist ganz im Sinne der

[1]) Das folgende stützt sich hauptsächlich auf diese Stellen des G.: S. 64, 120, 127 f., 147, 161, 165, 200, 225, 234.

Sehnsucht nach Verklärung gesagt: das Nahe zu entfernen und — korrelativ — was schon fern, also verklärt ist, nahe zu bringen. In schärfster Pointierung erklärt Guido: alle Entfernung des Geliebten, Nahen sei schon romantische Poesie; und nur die Form ist gemildert, nicht der Gedanke geändert, wenn Loeben ein Jahrzehnt später auseinandersetzt:[1] ‚In der Poesie liegt eine Magie, das Nahe zu entfernen, und das Ferne nahe zu bringen, dies ist die ewige Romantik des Gemüths und Lebens, . . .' — Eine ‚minnigliche Gegend' ist eine ewige Ferne und Nähe. Glückkich, wem diese Vorstellung vom Nahen und Fernen einmal aufgegangen ist: ‚er wird das, was mit solch' einer Waldhornsehnsucht uns erfüllt, wenn wir's romantisch nennen'. Nicht nur, daß diese Redensart, die hier geradezu Kunstausdruck geworden ist, selbst zu einer Stimmungsbezeichnung[2] wird, zwei Symbole sind wesentlich als romantische Ausdrucksmittel dieser Stimmung zu nennen: Regenbogen und Waldhorn. — Der Regenbogen[3] weist in eine verklärte Ferne, dorthin, ‚wo Gottes Athem weht,' und indem er so unerreichbar fern und doch so nah scheint, belebt er die Hoffnung, erregt die Sehnsucht. — Vor allem aber die unermüdliche Verwendung des Waldhorns[4] ist eins der Kennzeichen dieses Buches und

[1] Lotosbl. I, 60. — Vgl. zu den beiden Stellen Novalis, Fragmente II, 165: ‚So wird alles in der Entfernung Poesie; ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten u.s.w. (alles wird romantisch); . . .' dazu noch II, 167. — Wieder erkennen wir — als wahrscheinlich eine Anregung Loebens durch Hardenberg, als sicher seelische Verwandtschaft in einer Grundauffassung. Denn die Gesamtheit des oben Gesagten macht die Annahme, die Anschauung sei wie etwas vorher nie Gefühltes einfach übernommen, unmöglich.

[2] ‚Mir ist so fern und nah' zu Muthe.'

[3] G. S. 147. — Um vor allzu rasch herbeigebrachten literarischen Vorbildern zu warnen, betone ich, daß das einzige etwas individuell gehaltene Gleichnis in Loebens Jugenddrama, den Geschwistern von Neapolis [neben dem vom Lamm und Mutterschaf], vom Regenbogen handelt.

[4] Man darf in diesem ununterbrochenen Gebraucht- und Erwähntwerden des Waldhorns noch nicht eine direkte Beziehung zu zeitgenössischen

seiner verklärungsseligen Stimmung. ‚Es klingt so fern und so nah', so wohl und so weh',' es tönt so ‚weich und fern', sanft das Herz rührend und gedämpft wie aus weiter Ferne kommend. Mehrmals wird die menschliche Stimme mit ihm verglichen, wenn sie als besonders wohltuend und ins Herz dringend beschrieben werden soll.[1]) Wieder hat die Empfindung der Jugend einen vollen Widerhall im Werk des Mannes: in den Lotosblättern stehen begeisterte Worte über das Waldhorn.[2]) ‚Aller Schmerz und alle Sehnsucht, alle Lust und alle Liebe in der Sprache der Musik redet im einfachen Worte des Waldhorns.' Da wird noch einmal von seinen weichen Molltönen zusammenfaßend gesagt: sie sind die Stimme der Ferne, der ewigen Nähe.

Romanen, zum ‚Sternbald' etwa, wittern. Diesen z. B. kennt Loeben damals bestimmt nicht. — Das Waldhorn war ein in jener Zeit allgemein beliebtes Instrument; man erinnere sich, wie selbstverständlich Voß in seiner ‚Luise' es mehrfach verwendet. Man denke ferner, welche Bedeutung in diesen Kriegszeiten Waldhornsignale und -musik für das Heer hatten. Wie diese auf stark empfindende Zeitgenossen wirkte, davon ein Beispiel bei Dionysius: als ein Zapfenstreich der Waldhörner das neue Jahr 1808 begrüßt und die Klänge in seine Stube schallen, wo Strauß in glückseligem Rückblick auf das Vergangene vor seinem Tagebuche sitzt, erliegt er fast dem Drang der Gefühle. ‚O wenn sie meiner doch schonte, diese quellende, wallende, ferne Hörnermusik! Sie zerreißt mir das Herz und lockt das ausströmende Blut mit vernichtender Wollust aus dem Herzen. Bald ist es leer und der Schlag wird matt und das Auge wird hohl und kalt, und die unendliche Seligkeit hat das Daseyn verzehrt.' Vgl. damit z. B. G. S. 128 f.: — — er mußte laut weinen. Er hatte die schmachtendste Sehnsucht, ein Waldhorn zu hören. Er bat um einen einzigen fernen Klang.

[1]) G. S. 127, 234. — Vgl. dazu Lotosbl. I, 224 f., wo ein solcher Vergleich, wie in Erinnerung an diese Stellen, verteidigt wird; es gäbe gewiß keine Stimme, die nicht mit einem Instrument, vom Hackebrett und der Trommel bis zur Harfe und dem Waldhorn, akkordierte.

[2]) In den ‚fragmentarischen Ahnungen einer Charakteristik der Instrumente', die der erste Band enthält, S. 198–229. Da erkennen wir auch den in der romantischen Dichtung stereotypen Gebrauch der Laute, der Zitter, der Guitarre als ein Symptom dieses Erzgefühls der romantischen Menschen, der Sehnsucht: ‚in den Guitarrengeschlechtern erwacht des Sinnes leichte lustige Sehnsucht, — — — das Verschweben in unendliche Ferne, das Lauschen nach einer Stimme.' Lotosbl. I, 201.

Wir können einen Spruch Goethes[1]) umkehrend sagen: Der Minor (Moll) erzeugt die Sehnsucht, die nach außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, — so gut wie: die Sehnsucht, ... erzeugt den Minor. Die Wechselbeziehungen dieses Gefühls und dieses musikalischen Gefühlsausdrucks sind, für unser germanisches Empfinden wenigstens, unzerreißbar; jedes hat erzeugende Kraft, und oft wird es dem selbst von ihrer Macht Ergriffenen schwer sein, einem mit Bestimmtheit den Primat zuzuteilen. Die Verbindung scheint wie Blitz und Donner, wenn das Gewitter einem zu Häupten steht.

Ein einziger lang nachhallender Akkord der Sehnsucht ist der ganze ‚Guido', Zeuge und Erzeugnis dieser einen alles durchdringenden Stimmung. ‚Ich möchte sagen, daß eine trunkene, unbändige Sehnsucht mein ganzes jetziges Leben ausmacht, sprach der Jüngling, . . .'[2]): es könnte das Motto dieser Zeit und dieses Buches sein. Gäbe es noch Beinamen für die Dichter, kein andrer dürfte Loeben für sein ganzes Leben zuteil werden als: der Sehnende. Ihm ist die Sehnsucht nicht nur ‚ein dichterischer Zustand', wie er selbst einmal sagt,[3]) ihm ist sie darüber hinaus eine lebenerhaltende Macht, aber auch ‚ein verborgner Flügel zur Heimath'.[4]) Wie die Neugier die

---

[1]) Sprüche in Prosa, Nr. 652, Hempel 19, 135. [2]) G. S. 17.

[3]) ‚Lotosbl.' II, 180. — Die wichtigsten Stellen, die im folgenden erwähnt oder zitiert werden, sind:

I. Band: S. 6, 35, 52, 173 ff. II. Band: S. 12, 25, 137, 190 ff., 235 f.

Was im G. gewissermaßen praktisch ausgeübt ward, wurde in den ‚Lotosbl.' ein Grundartikel des romantischen Bekenntnisses.

[4]) Mit Sprüchen von der Sehnsucht hat Loeben sich hier und da bis jetzt noch einen Hauch von Bekanntheit im Bewußtsein der Menge erhalten: das oben genannte Wort der ‚Lotosblätter' fand ich in einem Poesiealbum um 1900 wieder angeführt; auch die Abreißkalender scheinen ihn noch als einen Verkünder der Sehnsucht zu kennen! Auf diese triviale Weise hat sich ein dünnes, aber echtes Tönchen aus der Zeit der Romantik in die Gegenwart herübergerettet. — Noch in der 13. Aufl. (1875) der einst so beliebten ‚Pharus'-Anthologie ‚für Geist und Herz' werden die ‚Lotosbl.' an 15 Stellen zitiert.

Nachtigall, so verlockt die Sehnsucht den Dichter in die seligen Bande einer alles umfassenden Liebe. Sehnsucht und Liebe sind der Sternenhimmel über der Nacht unseres Erdenlebens. Den sehnenden Menschen beherrscht der Trieb, Heimat und Fremde mit gleicher Liebe zu umfassen; den Bezirk seiner Heimat immer zu vergrößern: denn ‚Liebe hat nichts als Heimath'. Daher die Reiselust, daher die Lust nach der Fremde, nach dem Süden besonders als der gefühlten Ergänzung unserer engeren Heimat; daher endlich die Sehnsucht nach der letzten Heimat[1]) der Erdenpilger, dem Tode; eine Sehnsucht, die immer geduldig und ausdauernd, stets bereit sein, aber nie Lebensüberdruß werden und niemals Arbeitsverdrossenheit sein soll: so erklärt Loeben. Solcher Stimmung ist der Blick ins Unendliche, auf das Meer z. B., der stille Wehmut und Sehnsucht erregt, gemäß; aber auch die Beschränkung des Blicks durch Berge, Bäume, Felsen, denn sie erregt heimliche Lust: getreu dem Dogma fern und nah.[2]) — Doch an der Stelle der ‚Lotosblätter', die dieses auseinandersetzt, — wie an mancher andern, — arbeitet sich auch eine Erkenntnis von der Notwendigkeit der Selbstbeschränkung durch, ein Gefühl dafür, daß auch das Beschränktere, Endliche hier auf Erden erst von uns erobert und in seiner wahren Bedeutung ergriffen werden muß.' Nicht nur ins Unendliche streben und nicht nur ins eigene Selbst ‚sich melodisch beschränken'! `Ein Standpunkt, nicht mehr romantisch, doch eines Zeitgenossen Goethes würdig. Aber diese dämmernde Erkenntnis in künstlerische Tat umzusetzen war es für Loeben nun wohl zu spät. Die Jahre der zehrenden Sehnsucht haben ihm genommen, was vielleicht einst an Kraft der Kunstgestaltung in

[1]) ‚Sehnsucht nach der Heimath' heißt ein kurzer Abschnitt des zweiten Bandes der Lotosbl., S. 190—94.

[2]) Aus diesem Gefühlskeim heraus entstand die romantische Stimmungslandschaft, wie sie am frühsten ja gerade an der Dresdner Akademie gepflegt ward, vor allem durch C. D. Friedrich, den auch Loeben mit Bewunderung in den ‚Lotosbl.' nennt, und seine Schule. — Vgl. Franz von Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst², I. Band, S. 333 ff.

ihm war. Jetzt beginnt der Geist zu reifen, aber seine Elastizität ist geschwunden.[1])

Wir hatten die Vorstellung von der ‚Verklärung' als den Ausläufer jenes Gedankens von der Lust am Werden erkannt. Die Verfolgung dieses Gedankens hat sich uns fruchtbar erwiesen und wird sich weiter als ein in Wahrheit prägnanter Moment in der geistigen Welt Loebens und seiner Zeitgenossen überhaupt erweisen. In diesen Kreis ordnet sich nicht nur die durchgehende Vorliebe für eine historische Betrachtungsweise ein, in diesem durch das Vorwerk der ‚Verklärung' erweiterten Bezirk findet auch Loebens — zeitweise große, nie ganz geschwundene — Hinneigung zu Jacob Boehme Platz, die im ‚Guido' einige Früchte gezeitigt hat.

Wie immer ist die Ausführung der Gedanken im G. noch verworren gärend, erst in den Lotosblättern abgeklärter. Hier[2]) wird in ruhiger Einsicht gelehrt, nach der Entwicklung bei allen Dingen zu forschen: ‚bleiben wir bei dem Gewordenen stehen, so durchdringen wir nicht das Leben'. Wer auf den Keim nicht achten kann oder mag, wird nie ein Verständnis für die Welt gewinnen. Werden ist der große Lebenshauch der Geschichte. — Aber Werden ist auch die ‚Region der Sehnsucht'! ein Satz der ‚Lotosbl.', der hinüberweist in die dithyrambische Guidozeit. Da tönt das Lob der Geschichte wilder; und wieder aus der Tonart, die wir kennen: fern und nah, nah und fern. Daß der Dichter der eigentliche Priester der Geschichte sei, ist der

[1]) Sicher hat Loeben in diese seine unerbittliche Begrenztheit keine klare Einsicht gehabt; aber auf eine Ahnung scheint der Ton von Resignation zu deuten, der hin und wieder in den Lotosblättern erklingt. — Etwas wie stille vorwurfsvolle Klage zieht durch das Buch, in solchen Zeiten der Bewußtheit zu leben; etwas wie Sehnsucht nach einer früheren Zeit voll schlichter Einfalt und kindlichen Glaubens. Ist ihm doch die Sehnsucht selbst eine zweite Kindheit hienieden, ‚eine Kindheit des Herzens'. Er wäre als ein Zeitgenosse des Franziskus von Assisi vielleicht glücklicher gewesen.

[2]) Die in Betracht kommenden Stellen der Lotosblätter sind:
Bd. I, S. 21 ff., 289 ff. Bd. II, S. 69 f., 235 ff.

leitende Gedanke; der romantische Dichter natürlich, und also muß die Geschichte zum Gedicht werden, ehe sie eigentlich beginnt.[1]) Die Ferne ist ihr Lebensreiz; hier also wurzelt die Liebe zu dem Zeitalter der Sehnsucht nach dem heiligen Lande, der Epoche der Kreuzzüge. ‚Was uns noch gleichsam aufdrükend nahe ist', gehört noch nicht ins Allerinnerste der Geschichte. Menschen und Begebenheiten, alles muß erst in einer ‚ewig nahen Ferne' glorifizieren.

Wir nähern uns im Ausdruck der Welt Jacob Boehmes.[2])

Die Vorstellung von der Sublimation — vielleicht hat Boehme sie angeregt — erhält jetzt ihre Bekrönung in der Auffassung von Klang und Farbe als ‚Sublimaten der Gestalt' und Elementen der romantischen Welt;[3]) der Gedanke der fortschreitenden Individualisierung findet seine Verklärung in der Anschauung, daß ‚der Fels durch immer höher schießende Organismen sich nach und nach in Aether auflöeßt, in freies,

---

[1]) Damit und dagegen vgl. die treffenden Ausführungen des Novalis im Oftdg. S. 80 f., denen der wertvolle Gedanke zugrunde liegt, der Geschichtschreiber müsse auch ein Dichter sein, wenn er die ‚Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen' geben wolle. — Das Gefährliche der Forderung — besonders in der romantisch übertreibenden Hardenbergischen Fassung — kann gar nicht übersehen, eben deshalb um so leichter von Verständigen umgangen werden: dann ist sie als gut und berechtigt anzuerkennen.

[2]) Für das folgende sind zwei Schriften von ihm benutzt, welche die Berl. Kgl. Bibl. u. a. in einen Band vereinigt hat: C.s 11740:

1. Aurora oder Morgenröthe im Aufgang. 1634. — Die von Ranftl [Genoveva, S. 121 f.], benutzte Amsterdamer Ausg. von 1656 stimmt mit der von 1634 in der Zählung ziemlich überein, nur daß die 36 Seiten der Vorrede und Inhaltsangabe hier mitgezählt, dort besonders paginiert sind.
2. De Signatura rerum: Das ist / Bezeichnung aller dingen / wie das Innere vom Eußeren / bezeichnet wird. — — 1635.

[3]) Vgl. G. S. 223 f., 246, 251. — Jene auf S. 89 Anm. 1) zusammengestellten Felsen-Sublimationen finden nun als Verkörperung, als Realisierung der oben dargestellten Tendenz ihre Erklärung.

unendliches Schweben,' daß die Blume ‚glorificiert in himmlischen Farben und Klängen, als das eigentliche Sublimat der ganzen zukünftigen Erde'.

Hier ist der Einfluß Boehmes kaum zu bezweifeln. Aber vielleicht hat Boehme auch maßgebend auf den Schluß des G. eingewirkt, wenn der Gedanke vom Anzünden der Erde und Brennen des Weltalls aus ihm geflossen sein sollte;[1]) vielleicht hat er auch die Vorstellung vom Reich der Sonne wenigstens vermittelt?[2]) Sehr wahrscheinlich ist, daß Ende 1807 eine starke Boehme-Lektüre stattgefunden hat, denn lediglich der dritte Teil des G. hat mannigfache Einflüsse Boehmes aufzuweisen;[3]) man müßte denn, noch weiter gehend, den allgemeinen Hardenberg-Loebenschen Gedanken, daß jedes Ding seiner Individualität entsprechend eine eigne und eigentümliche Sprache, ein individuelles Ausdrucksvermögen besitze, — das wir nur in seltnen Augenblicken ahnen — auch diesen Gedanken auf Boehme zurückführen

---

[1]) ‚— — sonsten würde die gantze Natur brennen / welches zwar einmal am jüngsten Tage geschehe wird / doch nit in Gott / sondern in der Natur | . .' Aurora p. 57; vgl. dazu p. 350 sqq.

[2]) Das XII. Kapitel der ‚Bezeichnung aller dingen' handelt:

> ‚Von der siebenden Gestalt im Reiche der Mutter / wie das 7. Reich / als das Reich der Sonnen / wieder eröffnet vnd gemacht werde / im Gleichnuß von Christi Aufferstehung dargestellet.' **De Signatura rerum p. 275 sqq.**

[3]) Wenn z. B. im Gedicht, G. S. 256, aufgezählt wird:

> Sapphir, Karfunkel, Smaragd, Rubin,

so ist dem aus der Aurora an die Seite zu stellen: ‚die köstlichen Steine aber / als Carfunckel, Rubin, Schmaragd, Onix & dgl. . . .'. —

An dieser Stelle mögen gleich die stilistischen Berührungen mit Boehme erledigt werden, weil sie doch nur eingesprengte Fragmente sind: formieren [G. S. 251, 301] und glorifizieren [G. 119, 224, 246, 247, 256, 266, 270] sind übernommen, und zwar beide aus der Aurora, in der sie neben infizieren, qualifizieren und qualitet ganz außerordentlich häufig sind, während **De Sign. rer.** alle jene **termini** selten, dafür sehr oft z. B. impression, tinktur, tingieren u. a. hat.

wollen, der ihn schon hat.[1]) Doch scheint das allzu vage, auch unwahrscheinlich; es muß genügen, hier, wie öfter, eine Übereinstimmung festzustellen.[2])

Ist hier fast überall die Einwirkung Boehmes mehr oder weniger problematisch, so scheint die Anschauung Loebens von Klang und Farbe als Sublimaten der Gestalt mit ziemlicher Sicherheit auf ihn zurückzuführen.

‚Thon' oder Schall, Licht und Farbe spielen eine große Rolle bei Boehme: ‚Nun mercke hie weiter vom Mercurischen Thon oder Schall: es nehme alle qualitet in mitten jhren anfänglichen vrsprung';[3]) und ‚Es ist aber eine dreyfache geburt in der Natur: 1) die innerste vnnd tieffe geburt der Gottheit stehet in der Mitte / vnd ist das Hertz der Gottheit, — — vnd diese geburt ist das Licht.'[4]) Man höre weiter über die Vereinigung von Schall und Farbe: — — ‚Wann nun die Krafft in GOTT auffsteigt / — — alsdann gehen auff in denselben allerley Farben / in welcher wächst allerley frucht / dieses gehet im Salniter auff / vnd der Mercurius oder schall vermenget sich mit demselben / vnd steigt auff in allen Kräfften des Vatters /

---

[1]) ‚ein jedes ding hat seinen Mund zur offenbarung / vnd das ist die Natursprache / darauß jedes ding auß seiner eigenschaft redet / vnd sich immer selber offenbahret / vnd darstellet worzu es gut und nutz sey / dann ein jedes Ding offenbaret seine Mutter / die die Essentz vnd den willen zur gestaltnuß also giebt.' De Sign. rer. p. 15 sqq.

[2]) Umfang und Tiefe des gedanklichen Zusammenhangs der Romantiker mit J. Boehme, welcher wohl nur zum Teil auf Beeinflussung zurückzuführen sein wird, verdiente wohl einmal eine genauere Untersuchung. Sie müßte das Gemeinsame in den Weltanschauungen Boehmes und der Neueren — womöglich in ihrem Wesen! — herauszuarbeiten suchen, um mit einiger Sicherheit aus gleicher Auffassung oder Anlage original Gedachtes von direkt Übernommenem oder Vermitteltem scheiden zu können; sie hätte überhaupt die Aufarbeitung Boehmescher Gedanken im Lauf von anderthalb Jahrhunderten zu berücksichtigen und im einzelnen nach Möglichkeit zu verfolgen.

[3]) Aurora p. 179; vgl. dazu p. 82.

[4]) ebenda p. 351.

alsdann gehet auff döhnen vnd ſchallen in der Himliſchen frewd von ewigkeit zu ewigkeit.'[1]) Dieſe myſtiſche Vereinigung von Lichtesglanz und Klang beſchäftigt die Phantaſie Boehmes oft: der Blitz beſonders iſt ihm ein gern verwendetes Symbol. ‚Der Blitz iſt des Lichtes Mutter / dann er gebieret das Licht von ſich / — — vnd derſelbe Blitz gebieret auch den Thon oder Schall: Wann er von der hitze vnd hårtigkeit außgehet / ſo pochet die hårtigkeit im Blitz / vnd die hitze klinget / vnd das licht im Blitz machet den Klang helle / — — —'[2]) Als von der dreifachen Geburt in der Natur geſprochen wird, iſt der ſechſte Geiſt der Natur ‚der Thon / der gebieret den Schall vnd Frewde / vnnd iſt der auffſteigende Quall durch alle Geiſter. In dieſem ſechſten ſtehet nun der Geiſt des Lebens / vnd der Wille / oder Vernunfft vnd dencken aller Creaturen / darzu alle Kråffte vnd verånderungen / — — —'

Aus Boehme alſo ſcheint mir Loeben, verwandt berührt, hier zu ſchöpfen; wir erkennen jetzt den Hintergrund von Verſen wie die Frauenlobs im Wettkampf ſind:[3])

Die Erde ſieht aus wie eine goldne Blume
Glorificierend zu unſers Gottes Ruhme,
Ihr Duft iſt Klang und Geſang,
Wie ein Quell er aus der Blume ſprang,
Der Quell ſteigt bis in den Himmel hinauf,
Dort fangen ihn klingende Wölkchen auf.

An mehreren Stellen zeigen die ‚Lotosblätter',[4]) daß Boehme nicht vergeſſen worden iſt, wenn Loeben auch ſeinen Namen nicht nennt. Aber als ein Faktor ſeiner individuellen Kultur drückt auch Boehme ſeines Geiſtes Siegel dieſen Blättern auf, in

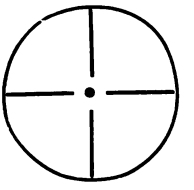
[1]) Aurora p. 83.

[2]) daſelbſt p. 180 sqq.

[3]) G. S. 270 f.

[4]) Es ſind folgende Stellen des zweiten Bandes: S. 169 ff.; 196 ff.; 267 f. Die Figur ſteht S. 268.

denen Loeben die umfangreichsten Fragmente seiner Lebensanschauungen niedergelegt hat. — Am wenigsten deutlich ist jene Stelle, an der von der Symbolik gesprochen wird, deren Anwendung einen ‚kindlich ernsten Sinn' verlange, — wenn auch das Wort ‚Theosophie' dabei fällt. Aber die vorletzte der zwölf ‚Ahnungen vom Geheimnisse des Daseyns', welche den Band beschließen, beschäftigt sich mit einer ‚Figur für das Verhältnis der Innen- und Außenwelt': diese stellt sich ihm dar als die Peripherie eines Kreises. Sie ist finster, und die Verbindung mit dem lichtvollen Zentrum fehlt. Eine Mittelfigur muß also den Zusammenhang wieder herstellen. Sie geht aus vom Mittelpunkt, der etwa aufzufassen ist als das Organ der inneren Erfahrung, der Sehnsucht und Liebe, und so ‚verklärt sich der Kreis zu der Figur:

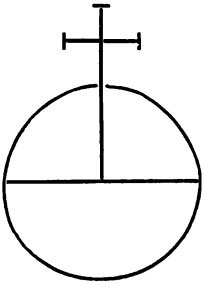


in welcher die Wurzel aller Figuren enthalten ist'. Die Linie der Erfahrung von außen biegt sich zum Zirkel um uns herum und wird vom Licht-Zentrum der inneren Erfahrung durchleuchtet. Das sind Erwägungen im Sinne und nach dem Vorbild Boehmes. Nachdem dieser in seinem Werk De Signatura rerum auseinandergesetzt hat,[1]) wie in Sulphur, Mercurius und Sal das Wesen dieser Welt beschlossen liege, bringt er später zur Erklärung des Salniters oder Saltzgeistes, des herrschenden Symbols in diesem Werke, eine Figur, die er ausführlich beschreibt[2]): ‚Nun macht aber der Plitz/ wann sich der entzündet von der Freyheit vnd von kaltem Fewer in seiner auffgehung ein

[1]) p. 29 sqq.

[2]) p. 334 sqq.

Creutz mit vmbfaſſung aller Eygenſchafften/ dann alhie vrſtändet der Geiſt im Weſen/ vnd das ſtehet alſo



haſtu alhie verſtand/ ſo darfſtu nit mehr fragē/ es iſt Ewigkeit vnd zeit: Gott in Liebe vñ Zorn/ darzu Himmel vnd Helle'.

* * *

Wir überblicken raſch den Gewinn für unſere Kenntnis Loebens und ſehen: nirgends unbedingt original, das heißt Neues erſchließend, dennoch in ſeinem Weſen eigenartig, und eigentümlich allgemeine Gedanken verarbeitend ſteht Loeben im Strom der großen Zeit-Ideen, des Idealismus, der Naturphiloſophie, des keimenden Entwicklungsgedankens. Sein ſublimiert romantiſches Empfinden gipfelt in dem alle Faſern des Weſens durchdringenden, durchaus genuinen Sehnſuchtsgefühl, einem der hervorragendſten Zeitſymptome. So tief wie dieſes Gefühl, das auch ſein Natur und Menſchen ergreifendes Liebesbedürfnis umfaßt, wurzelt nur noch ſeine Religioſität. Auf dieſen Fundamenten iſt das Gebäude ſeines Weſens errichtet; — ein Kriſtall, in nuancenreichen Farben ſpielend, doch arm an Kanten und Flächen.

Parallel mit dieſer Erkenntnis ging die zweite, daß Loeben weſentliche Veränderungen nicht mehr durchgemacht hat. Das

auf der Höhe seines Lebens erschienene, in seinen Anfängen bis in diese Jugendzeit herabreichende Fragmentenwerk entwirft das gleiche Bild: Nebel sind verflogen, Grundzüge schärfer geworden; aber die Umrisse kaum gewandelt; hier und da bei dem gereiften Manne Spuren einer Erkenntnis der eigenen Einseitigkeit, aber die Kraft zu einer Reformation, wäre selbst ernstlich an sie gedacht, ist geschwunden, und schon ein Lustrum nach dem Erscheinen der ‚Lotosblätter' rührte den Dreißiger der Schlag.

3. Der Stil.

Wir sind zu der Einsicht gelangt, daß im ‚Guido' die Anschauung seines ganzen Lebens beschlossen liegt; wir werden nunmehr als Ertrag einer Analyse seines Stils nicht nur eine vertiefte Kenntnis seines Weltbildes zu erhoffen haben, wir werden darüber hinaus von dem Versuch der Betrachtung seines Stils einen wertvollen — wertvoll durch die günstigen Bedingungen für eine nach Möglichkeit objektive Beobachtung — Beitrag zur psychologischen Kausalität dieses Weltbildes erwarten. — Denn mit zunehmender Vorherrschaft der Gefühlstätigkeit bei einem Dichter wächst die Abnahme verstandesmäßiger Hemmungen bei der Fixierung seiner hochgespannten Gemütsaffektionen, verringern sich Umfang und Wirksamkeit bewußter, ihren Ablauf störender Elemente, wird also für den Analysierenden die Wahrscheinlichkeit größer, um der relativen Unbewußtheit des Schaffens willen, den seelischen Grundlagen des künstlerischen Individuums näherzukommen.

Die ausgesprochenen wenigen Sätze geben weiter nichts als allgemeinste Umrisse eines höchst verwickelten, in seiner vielfachen Bedingtheit noch gar nicht zu übersehenden Prozesses. Aber man darf den Versuch einer Lösung trotz der methodischen Unsicherheit nicht scheuen; vor groben Irrtümern schützt uns als zuverlässiges Kontrollmittel, daß wir aus dem Gehalt der Werke Loebens eine leidliche Übersicht seines Weltbildes gewonnen haben und damit die neuen Beobachtungen vergleichen können.

Das Wesentliche ist — unsern Zweck im Auge behalten — bei der Betrachtung eines Stils, welche Summe psychologischer Erkenntnis wir gewinnen können. Diese Anschauungsweise steht gleichberechtigt neben der scharf von jener zu scheidenden Betrachtung eines Stils unter dem Gesichtspunkt eines Kunstgebildes, das einem bestimmten künstlerischen Ziel mit bestimmten künstlerischen Mitteln zustrebt.[1])

Von einem Stil des ‚Guido' im Sinne bewußter Ausgestaltung seiner Ausdrucksweise kann bei diesem begeisterungstrunknen Werk einer bis zum Wahnsinn erregten Seele nicht die Rede sein. Loeben ist Poesie ‚die reinste Manifestation Gottes in einem kühngläubigen, regsamen, kindlichen Gemüth';[2]) diese überirdischen Eingebungen zu modeln, das wild Hingesprudelte zu dämmen hätte ihm sündhaft geschienen. Also eine wie unwillkürlich erschallende Tonmasse, deren Grundklang oder -klänge aufzuspüren sind. Die Relation dieser Fülle unbewußter seelischer Äußerungen — in den Metaphern, Gleichnissen und sonst — zur Psyche ihres Autors ist zu ermitteln.

‚Es war eine gemüthliche Verklärung; die mannichfachen Gegenstände bildeten mehrere leicht schwebende Landschaften, ... Nach und nach zehrten blaue Nebel die einzelnen Beleuchtungen auf, und der Blick verschwebte nun in eine große feuchtglimmende Masse hinein, die den Umriß der Berge zog, ...'[3])

In diesen Sätzen seines Romans hat Loeben das eigene und das Wesen seines Romans dargestellt: ein verschwimmendes, allgemeines Bild der Erscheinungen, Menschen, Gegenstände

[1]) So definiert also Hermann Petrich z. B. den Stil als ‚die künstlerische Veräußerlichung des innern künstlerischen Anschauens'. (Drei Kapitel vom romantischen Stil, Lpzg. 1878.)

Jene andere Betrachtungsweise vernachlässigt zu haben, aber auch bei der von ihnen angewandten nicht scharf genug zu scheiden sind Mängel bisheriger Untersuchungen.

[2]) Aus einem Brief, Juli 1807.

[3]) ‚Guido' S. 65.

schwebt vorüber, entworfen von der Hand eines Menschen, der die Morgennebel und die Abendschatten dem klaren Mittag vorzieht, die weiche Luft des milden Frühlings und sanftes Rauschen grüner Wälder dem harten Winter und scharf dreinfegendem Nordost. — Jede Ferne sieht Guido ‚verklärt' aus, die Welt verliert sich in Duft und Klang.[1]) So liegt denn das Eiland auf dem Ambrosius haust, ‚wie ein eleusinisches Körbchen da, mit dünnen Schleiern umgeben'; Nürnberg erscheint dem fernen Betrachter wie ein schimmernder Nebel; eine Karawane zieht wie ein buntes Schattenspiel an den dunklen Bergen vorüber. — Wie ihm der Frühling ‚mit süß verträumten Blicken' seine Augen erschließt und alle ‚Gegenstände nur vorübertanzen' so schafft die Natur mit all ihren wechselnden Erscheinungen Loebens Augen nur immer neue Verklärungen: ‚Der Abend verstäubte sanft in tausend kleine goldne Wölkchen', so beginnt der Roman.[2]) Kein tüchtiger Regenguß tränkt die durstende Erde: ein weicher Staubregen sprüht herab. Der dunkelblaue Lenzhimmel liegt wie ein Schleier über den Menschen. Die Nacht spannt ihre weichen Schleier über die Bergspitzen aus; und wie ein Blütenschleier im Frühling ‚aufquillt', erscheint Loebens Augen auch die Nacht ‚quellend'. — Im dritten Teil des ‚Guido' steigert sich die Intensität dieser Anschauung. Das ‚farblos schwimmende' Gewand der Himmelskönigin in einer Waldkapelle fließt über Guido her und teilt sich ‚mit lindem Quellen' auseinander; ein ‚zart glimmender Schleier' verhüllt ihr Antlitz; so bedeckt auch Eddas Haupt ein quellender Schleier. Hier wird der Frühling selbst ‚aufquellend'; hier flattern laue Schatten, und wie ein Felsen vor dem Geist des träumenden Guido langsam in kleine Wolken vergeht, so

---

[1]) Die Belegstellen dieser einleitend-vorbereitenden Übersicht finden sich, in der Reihenfolge, wie sie oben verwertet sind: S. 147, 165, 43, 60, 90, 137, 143, 78, 156, 114, 169; — 221, 320, 249, 264, 302, 360.

[2]) Vgl. Ähnliches S. 64, und S. 166: ‚Die Abendwölkchen sahen verklärt aus wie kleine Engel . . .'

stäuben bei der Orgie des Schlusses endlich die Gestirne, die Milchstraßen und Ewigkeiten ‚in die schmelzende Zeit hinein'.

Als ein Zusammenfluten also der Gesichtseindrücke in verschwimmende, quellende, breite Farbenmassen oder ein Verstäuben in farbige Punkte stellt Loebens Sehen sich der ersten Beobachtung dar, bemerkenswert an das moderner Landschafter erinnernd. Wir werden, nicht zum letzten Male, jener zentralen Anschauung von der ‚Sublimation', der Anschauung vom Fern' und Nahen eingedenk. Ein unverkennbares Symbol Loebens in dieser ganzen Zeit — bis zum ‚Reisebüchlein' hin — ist der Schleier, in unaufhörlicher metaphorischer und gleichnisweiser Verwendung.

Seine Sinneseindrücke überhaupt sind ganz allgemeiner Art.[1]) Zunächst überwiegen die Wahrnehmungen des Auges die des Ohres um das mehrfache,[2]) andere Sinne kommen gar nicht in Betracht. Aber nicht eine individuelle Beobachtung macht sein Ohr. Einmal ‚bebt' fern ein Glöckchen ‚hell wie das Licht';[3]) des öftern klappern Mühlräder: doch wenn über-

---

[1]) Für Wahrnehmungen des Ohres sind im folgenden hauptsächlich folgende Stellen verwertet: S. 43, 78, 153, 5 (105); für das ‚Klingen': S. 43, 165, 186, 227, 271, 273, 327.

Für die des Gesichts wird hier im einzelnen das Wichtigste angegeben, dabei aber auch auf die spätern Anmerkungen verwiesen:

Farbeneindruck des Waldes: 117, 213; 189; 194.
blau: 3, 46, 90, 110, 111, 213; 65; 189; 203; 310.
braun: 64, 172; 206, 226.
golden: 262, 326; 82; 207, 260; 234 u. ö., 351.
silbern: 91 u. ö.

[2]) Diese Beobachtung ist umsomehr hervorzuheben, als sie in striktem Widerspruch zu Petrichs allgemeiner Bemerkung steht, a. a. O. S. 19f., S. 133. — Ich fürchte, vor eingehenden Einzeluntersuchungen wird seine Behauptung nicht standhalten. Jedenfalls kann eine Durchprüfung seiner 12 Beispiele nicht überzeugen. — Es kann nur immer von neuem auf die Dringlichkeit und Ergiebigkeit von Spezialuntersuchungen hingewiesen werden!

[3]) Hier haben wir jene von Petrich als ‚Gütergemeinschaft der Sinne' bezeichnete Erscheinung. Sie ist bei Loeben jetzt noch selten. — Dieses

haupt, wie berührt dieses Geräusch sein Empfinden? Es ist Guido eine ganz eigene Lust, vom Mühlengeklapper ‚sich sanft betäuben zu lassen'. Sonst werden Klangwirkungen bei den unentbehrlichen romantischen Requisiten bemerkt, den fast ohne Unterbrechung tönenden Gitarren, Zithern, Waldhörnern; Eigentümliches darüber nie; wir erinnern uns des oben Auseinandergesetzten: die verschwebenden Klänge ziehen ihn an; Cyane ‚tändelt' mit der weichen Hand ‚in den klingenden Loken' ihrer Zither.

Wohl ist oft vom Gesang der Vögel die Rede; aber bei Eichendorff z. B. schmettern die Lerchen, schlagen die Nachtigallen, bei Loeben *singen* die ‚Vögelein'. Unbestimmt bleibt alles: Süße neckende Stimmchen schwimmen im Duft.

Eine ganz besondere Stellung nimmt folgende Gruppe von Klangbezeichnungen ein: die frische Gegend, die heitere Frühlingsluft klingt, der Wald klingt, Blumen, Wölkchen klingen; Guido träumt von einem ‚hellklingenden Königreich'. Also fast immer die Kombination des Klanges mit einem Gesichtseindruck. Ich zweifle aber, ob hier wirklich sprachliche Äquivalente für sinnliche Klangeindrücke vorliegen, es sei denn für die Empfindung immerwährenden sanften Ohrenklingens.[1]) Wir werden uns der Jakob Boehmeschen Anschauung von ‚Klang und Farbe' erinnern, von der wir sahen, daß sie wahrscheinlich Loeben als Symbol seiner Verklärungssehnsucht zugesagt hat, und werden annehmen müssen, daß jene oben gegebenen Beispiele nicht als Wiedergabe von Klangeindrücken, sondern als durchgeführte Symbolisierung einer übernommenen Anschauung anzusehen sind, eine Weiterführung, die künstlich,

Beispiel scheint mir übrigens — nicht als einziges — zu zeigen, daß die Anschaulichkeit eines Bildes auch *gewinnen* kann durch Kombination verschiedener Sinneseindrücke. Es ist sehr fraglich, ob Petrich recht tat, diese ‚Gütergemeinschaft der Sinne' so in Bausch und Bogen als ‚Mittel zur *Abschwächung*' der Bildsinnlichkeit zu verwerten.

[1]) Daß hier vielleicht doch individuellste Klangeindrücke vorliegen, auf diese Vermutung könnte ein Ausdruck bringen, wie: ‚Sie ... fühlten

nicht künstlerisch, in dieser Zeit der Übertreibung aber sehr möglich ist.[1])

So scheidet Loeben ein Schleier verschwimmender Klänge von der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Naturlaute: und es hat den Anschein, als sei ihm der Farbenreichtum der Schöpfung meist nur durch grüne, blaue, braune Gläser zugänglich. Grün, Braun, vor allem Blau sind seine Lieblingsfarben.[2]) Wieder finden wir über die übliche Weise der Anwendung hinaus — besonders lebhaft in Liedern — ein Schwelgen in Farbenbezeichnungen, die, auf sinnlicher Wahrnehmung nicht mehr beruhend, eine Imprägnierung der Anschauung mit seinen Lieblingsfarben darstellen. Wohl ist der Wald bei ihm auch grün, auch schwarz, und braun, einmal aber ‚frischblau'. *Blau* ist nicht nur oft die Luft, der Wind, die Nebel: auch der Schall ist blau, Reiter verschwinden um eine blaue Ecke; auch die Jugend ist himmelblau.[3]) *Braun* heißt ein Tal, braun sind die Bergschatten, aber auch die Ferne ist braun. Die Ferne nennt er auch goldblau oder in goldgelbe Nebel getaucht. Überhaupt sind Vergleiche mit Silber und Gold häufig: mit jenem Metall mehr im ersten, mit diesem, dem sonnig glänzenden, ganz besonders im letzten Teil, doch

---

im Schlaf eine ganz neue gleichsam klingende Besänftigung', G. 227, wenn wir die intensive, sinnlich und geistig reagierende Traumtätigkeit Loebens überhaupt in Betracht ziehen.

[1]) Ob eine Reihe von Beispielen, die Petrich (a. a. O. S. 20—23) für Tieck zusammenstellt, — in denen *auch* die Anschauung von Klang und Farbe herrscht, überhaupt die Kombination von Klang- und Gesichtseindrücken, — ähnlich zu beurteilen ist? Daß sie nämlich, kurz gesagt, nur litterarische Symbole enthalten? — Ob auch hier womöglich Boehmescher Einfluß vorliegt? Das sind Fragen, die mit einiger Aussicht auf Sicherheit erst beantwortet werden können, nachdem Einzeluntersuchungen etwas Klarheit über den Stil der Romantiker gebracht haben. — Vgl. Anm. 2) auf S. 110 u. 117.

[2]) Vgl. S. 166, 201, 326. — Braun sind die Locken der Mädchen, S. 3, 9, 127, 157, wie Loebens eigne braun waren.

[3]) So wird die Zeit einmal grün genannt. S. 206.

ohne eine Spur der Individualisierung, etwa zu Zwecken der Scheidung und Charakterisierung: goldne Vliese, goldne Wolken, goldne Wellen, goldne Lämmer, goldgelbes Haar, — — ein Schwelgen in der Phantasievorstellung des Goldnen; vielleicht auch im Klang des Wortes.

Wir erkennen das mangelnde Gefühl für individuelle Farbenqualitäten; wir sind durch die einleitende Übersicht schon vorbereitet, einen völligen Mangel an plastischem Sehen zu finden.[1]) Nirgends eine individuelle Beobachtung der charakteristischen Formen der Dinge, der Menschen zu geschweigen: edel, hehr, teutsch, hoch, ritterlich sind ihre Attribute; Loeben kennt nur ätherische Mädchen, blühende Jünglinge. Nur was wogt, zerfließt, verschwimmt, fesselt Loebens Blick:

Aus schwebenden warmen Flammen
Besteht die ganze Welt.[2])

So spielen denn herabspritzende lautere Tropfen gleich feuchten Flammen in einander, zarter Duft schwebt über dem fernen Berge gleich einer nassen Flamme.[3]) Der Kanzler Kaiser Friedrichs spricht aus dem Herzen des Dichters, wenn er singt: Mit den Blicken voller Minne Tauch ich mich in's grüne Meer. Feste Umrisse gibt es für Loeben nicht. Die Landschaft umstrickt ihn mit einem ‚farbigen Nez'; [4]) Pappeln und Pinien bilden ein ‚grünzitterndes Nez'; der See ist ein nasser Silberschleier, die Orangenblüten Locken, aus denen köstliche Salbe fließt. Wenn sich die dämmernden Bilder der Wasserblumen am Rand einer Quelle in der Tiefe spiegeln, dann ‚taucht des Pilgrims ganzes Leben hinunter'.

---

[1]) Ein Satz wie dieser: ‚Als er mit beiden Armen sich um die jungfräulichen Lippen und Hüften schlang,' S. 322, ist typisch für den ‚Guido'.

[2]) So singt Heimdall in der ‚Verklärung', S. 346.

[3]) S. 321 und 4.

[4]) Vgl. z. B. S. 8, 137, 160. — Für die folgenden Beispiele: S. 240, 6, 25, 262f.

Es ist nicht anders zu erwarten, als daß dieser Anschauung, wie sie im Bild sich äußert, auch die übrige Ausdrucksweise entspreche, denn sie gestaltet sich als das notwendige Resultat der Hauptrichtung seines Geistes; sein Wesen suggeriert dem Stil die unendliche Weichheit, das phantastische Flimmern, das traumhaft Zerfließende; nur wenige Modifikationen bringt eine bewußte Arbeit hervor.[1]) Es kommen neben den Verben namentlich die Adjektiva in Betracht. ‚Beiwörter sind dichterische Hauptwörter'. Eine Reihe von Attributen und Adverbien kehrt immer wieder, die auf das Zart-erschauernde und Weich-beschauliche gerichtete Anlage des Gemüt- und Trieblebens andeutend: mild, zart, weich, süß, selig, bang; vor allem aber sanft unzählige Male, allein und in Zusammensetzung; alles ist sanft, selbst die Nacht wird im Lied ‚sanft gährend' genannt.[2])

In diesem Gefühlszusammenhang ist als geradezu symbolisch in seiner unermüdlichen und allseitigen Verwendung das Verb sich neigen zu nennen.[3]) Es symbolisiert das sanfte, innige Sich-aneinander-schmiegen, Sich-ineinander-drängen aller dieser Wesen und Geschöpfe der Natur, denn nicht nur die Menschen neigen sich gegeneinander, nicht nur die Blumen, die Rosen, die Eichenwipfel, auch die Kronen aufsteigender Wasserstrahlen

[1]) Im Gegensatz dazu hat Loeben in seinem Schäferroman ‚Arkadien', der 1810 f. entstanden 1811 f. erschien, bewußt einen ‚Stil' festzuhalten gesucht: Geziertheit und Gespreiztheit, das mit Worten Spielende und das in Parallelismen Schwelgende u. s. w. So fehlt da die leichte und reichliche Gelegenheit für psychologische Rückschlüsse, welche die Unbewußtheit des Stils im ‚Guido' bietet. Und dennoch kann man auch für das ‚Arkadien' aus einer Prüfung der konstanten Stileigentümlichkeiten nicht weniger als aus Inhalt, Gehalt und allgemeiner Tendenz die gleiche seelische Grundstimmung erschließen, aus welcher heraus der ‚Guido' geschaffen wurde.

[2]) S. 311. — Weiteres über die Adjektiva siehe später bei Gelegenheit der Kontrastierung des ‚Guido' mit dem ‚Heinrich von Ofterdingen', S. 123 f.

[3]) Diesmal aber häufiger in den beiden ersten Teilen als im dritten, dessen dionysischem Schwung des Symbol nicht ganz so angemessen war. Vgl. z. B. S. 43, 66, 71, 86, 87, 116, 133, 144, 155, 168, 172, 183, 208, 279, 338.

neigen sich zusammen, Sterne neigen sich zierlich umher; Stimmchen aus dem Felsen neigen sich herüber, die Jungfrau Maria neigt sich der Demut, der Segen Gottes aus dem Himmel! Kann Zärtlichkeitsüberschwang, Freundschafts- und Liebessehnsucht, — der Grundakkord des Loebenschen Verkehrs mit anderen sein Leben lang — eindringlicher symbolisiert werden?

Doch über die individuelle Symbolik hinaus kann man aus dieser einen Anschauung des sich neigens eine umfassendere, allgemeinere herauslesen, ein personifizierendes Betrachten der Natur überhaupt. Es wird bestätigt durch zahlreiche Beispiele, die besonders reichlich der dritte Teil bringt, seiner am ausgeprägtesten pantheistischen Anschauung entsprechend.[1])

Wie dieses sich neigen, so sind überhaupt die Verben im ‚Guido' von ausgesprochen symbolischer Tendenz. So ist höchst charakteristisch die Verwendung einer Anzahl von Verben, deren Gesamtheit das Bekenntnis dieses Geistes darstellt: *πάντα ῥεῖ*. Da sind zu nennen:

> dehnen, quellen, schwellen, wogen, wallen; schwimmen; (zer)fließen; sich verzehren; verstäuben, verklären; klingen; verklingen u. s. w.

Der Druck hebt die wichtigsten hervor; aber wenige Blätter im ‚Guido' gibt es, auf denen nicht ein oder das andere dieser Wörter erscheint. Wieder ist der dritte Teil vor allem reich an ihnen.

* * *

[1]) Tanzen hier doch schließlich um das Haupt des Monarchen einträchtig ‚Herzen und Sonnen, Blumen und Farben'. S. 356. Vgl. ferner S. 5, 79, 143, 147, 194, 227, 292, 315, 331 u. s. w.

Der Fluß schmeichelt zärtlich um den weinenden Pilger her; die durstigen Blätter und Halme ‚schlürfen und saugen ... mit Augen, Ohren und Lippen' den Regen. Die Rosen langen nach dem Kapellchen hinauf; die Sterne schielen aus dem Mantel der Mutter Nacht; die Milch des Taues erquickt die Gewächse. Der Hain ist ‚in froher Furcht'; das Gewölk zürnt; so wird von seinen ‚ernsten Wimpern' gesprochen; überall ‚schafft und webt der Athem Gottes'.

Unruhige Bewegtheit, zerfließende Weichheit der Ausdrücke, Schmiegsamkeit der Empfindung, Verklärungsseligkeit bilden den Grundton des Buches, angemessen einer beherrschenden Stimmung, die nur in der Sehnsucht Ruhe findet.[1]) Ein Stil, der nicht zu jenem beruhigenden Gleichmaß durchdringt, das den ‚Osterdingen' auszeichnet. Während dort der Satzbau immer einfach ist, Koordination, Relativsätze beliebt sind, auch die Antithese [während — — so] häufige Anwendung findet, wechseln im Guido kurzatmige, oft hastig einander folgende Sätze mit Perioden oder Exklamationen.

Bei einer vergleichenden Betrachtung dieses und jenes Stiles ist noch einmal Gelegenheit, an einem prägnanten Beispiel die wiederholt berührte Frage nach der seelischen Verwandtschaft und Verschiedenheit Novalis' und Loebens zu prüfen. Es verdient nämlich bei beiden[2]) die überraschende Häufung hervorgehoben zu werden von Worten wie: unendlich, unaussprechlich, unvergleichlich, unbeschreiblich; ungemein, namenlos, seltsam, bedeutsam; überschwänglich, himmlisch u. s. w. [die genannten bei Loeben besonders stark verwendet], welche allein und in Zusammensetzungen fortwährend auftreten.[3]) Hier liegt

---

[1]) ‚Nur in der Sehnsucht finden wir die Ruhe, — — In der schönen Ruhe die heilige Sehnsucht.' (Lucinde.)

[2]) Bei Novalis zeigt sich das oben Gesagte am stärksten in den ersten fünf Kapiteln des Ofdg., die mit ihren Beschreibungen u. s. w. mehr Gelegenheit bieten als die folgenden, ruhigeren Auseinandersetzungen. — An Fülle und Reichtum überragt Novalis — ein ungleich größerer Sprachkünstler, der die ‚Magie des Vortrags' im Wilhelm Meister aufs höchste schätzt — Loeben weitaus. — — Eine eindringende Untersuchung des Stils im Ofdg. — wobei das auch rhythmisch, glaub ich, vom übrigen abweichende Märchen gesondert zu behandeln wäre — und seines Verhältnisses zu Goethe überhaupt und dem ‚Meister' im besonderen, ist unerläßlich; hierfür wird die prächtige Arbeit Ewald A. Boucks über ‚Wort und Bedeutung in Goethes Sprache', Berlin 1901 [XX. Heft der literarhistor. Forschgg.] wertvolle Anhaltspunkte bieten.

[3]) Überhaupt sind Adjektiv-Doppelungen für beide charakteristisch; für Loeben ferner die schon bei den ‚Geschwistern von Neapolis' erwähnte Vorliebe für Zusammensetzungen von Adjektiven mit Adverbien. — Zu

aber nicht Nachahmung vor, auch nicht in dem Sinne, in dem Guido mit Frauenlob über Reminiszenzen spricht: Was in dich selbst eingedrungen ist, das ist dein geworden und du gibst es als dein Eigentum zurück (S. 198). Dagegen spräche wohl auch, daß die gleiche Erscheinung Briefe und Tagebuch nicht nur dieser Zeit charakterisiert. Hier führt, wie mir scheint, gleichartige Betrachtungsweise der Welt zur Anwendung gleicher Ausdrucksmittel:[1]) und wieder ist bemerkenswert, daß bei Novalis sich — ganz allgemein gesagt — scheiden läßt zwischen solchen Wörtern,[2]) deren Anwendung von vornherein einen Verzicht auszusprechen scheint auf zureichende Darstellung der sinnlichen und geistigen Reaktion des Menschen auf die Erscheinungen der Umgebung, und solchen Wörtern,[3]) aus deren Gebrauch die bewundernde Ratlosigkeit des scharfen Beobachters[4])

---

den oben gemachten Beobachtungen vgl. Petrichs Beispiel-Häufungen, a. a. O. S. 102 ff. Er nimmt, wie stets, ausschließlich Absicht des Dichters an und denkt nur an die Wirkung.

[1]) Diese apodiktischen Sätze — unverkennbare Provisorien — weisen auf den bedauerlichen Mangel jeglicher fördernder Vorarbeit hin. Nur in dem Bewußtsein, mit ihnen mich auf das Ziel hin zubewegen, wagte ich, sie auszusprechen. Man muß bis zur Erkenntnis des generellen Sprachgebrauches jener Jahre und des individuellen Novalis' sich mit solch vorläufiger Feststellung eines wichtigen Charakteristikums der Erkenntnisgrenzen dieser Dichter schon begnügen.

[2]) Also etwa: unschätzbar, unsichtbar, unabsehlich, unaufhörlich, unzählig, unermeßlich, unendlich; unbegreiflich, unbeschreiblich, unnennbar, unaussprechlich usw., überirdisch, übernatürlich, überschwänglich, übermenschlich.

[3]) Z. B.: ungewöhnlich, ungewohnt, unerwartet, unbekannt; unerhört, unglaublich usw.

[4]) Ich habe die gedankentiefe Umschreibung eines Wesenszuges des Novalis als ‚Mischung von sachkundigem Realismus und mystischem Magiertum' schon früher erwähnt (Anm. 2) S. 90): sie versucht nicht, sein schriftstellerisches Wirken zu charakterisieren — wollte sie dies, würde man ihr mit Recht einwenden: indem Novalis realistisch erfaßtes Material verarbeitet, erweckt er höchstens die täuschende Vorstellung des Realismus —, sondern eben die Tatsache realistischen Erfassens bei diesem das Wunder so liebenden und überall findenden und oft verkündenden Romantiker wollte man scharf hervorheben. Sie ist für den Menschen bezeichnend; dann

hervorleuchtet, der immer wieder überrascht wird durch die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen und Ereignisse; daß Loeben dagegen — seinem zugleich wirklichkeitsfremden und ekstatischen Wesen gemäß — lediglich in den Attributen der ersten Gruppe schwelgt,[1]) (vgl. die Aufzählung in Anm. 2).

---

auch für den Dichter, der erklärt, ‚daß die Poesie ganz auf Erfahrung beruht', daß ‚die beste Poesie uns ganz nahe liegt und ein gewöhnlicher Gegenstand nicht selten ihr liebster Stoff ist'. Oftdg. S. 112, 113. Eben in dem völligen Mangel dieses Zuges bei Loeben ist ein starker Unterschied zwischen ihm und Novalis begründet. Niemals würde Hardenberg einen Flamingo erwähnen und ihn sechs Zeilen weiter ein Vöglein nennen, wie Loeben (im G. S. 112) tut.

[1]) In diesem Zusammenhang ist auf die fortwährende Anwendung der Gleichnisform (ihre Bildung mit wie überwiegt die mit gleich und gleichsam etwa um das Dreifache) im ‚Guido' hinzuweisen, als auf ein instinktives unablässiges Bemühen Loebens, mit Hilfe zerfließender traumhafter Bilder seiner träumerischen Phantasie die Eindrücke der Außenwelt zugänglich zu machen.

Man hat sehr fein die Metapher naiv genannt, gleichzeitig aber den Vergleich umständlich und bewußt. Wohl ist er umständlicher als die Metapher, aber den Zusammenhang mit einem unbewußt geschaffnen Bild kann doch noch sehr stark sein, der Grad der Bewußtheit bei der Bildung eines Gleichnisses ist sicherlich sehr relativ. Wenn Fontane in ‚Vor dem Sturm' die krummen Beine eines alten Reitergenerals mit den Füßen eines Rokokoschranks vergleicht, so beruht dieser köstliche Vergleich bei dem so außerordentlich plastisch sehenden Dichter doch höchst wahrscheinlich auf einer ganz unmittelbar geweckten Anschauung. — Wenn Loeben den zarten Duft, der über einem fernen Berge schwimmt, mit einer nassen Flamme vergleicht, so scheint mir das seiner ganz inviduellen Anschauungsweise überhaupt zu entsprechen und auch nicht umständlich und unbewußt. Im übrigen was diese spezielle Anschauung selbst betrifft, so wird man allerdings zugeben müssen, daß der Unterschied z. B. zwischen einem prasselnden Holzfeuer im Kamin und einer großen, züngelnden Weingeistflamme stark genug ist, um eine auf die differenzierten Qualitäten solcher Erscheinungen aufmerksame Phantasie — sei es direkt, sei es auf Grund unabwendbarer Assoziationen — zur Konstatierung von Gegensätzen wie trocken und feucht zu zwingen.

Die Frage ist, abgesehen von ihrem allgemeinen Interesse, hier deshalb von Wichtigkeit, weil man sich jedesmal über den Grad der Bewußtheit von Gleichnissen bei einem Autor eine Meinung gebildet haben muß, um ihren Wert für die psychologische Erkenntnis dieses Autor richtig einzuschätzen.

Daß eine bewußte Nachahmung des Hardenbergiſchen Stiles durch Loeben nicht ſtattgefunden habe, könnte auch eine negative Feſtſtellung beſtätigen, daß nämlich die bei jenem ſo zahlreichen Attribute wie:

> mannigfaltig, anmutig, gefällig, innig, lieblich, rührend, traulich, fröhlich

und viele ähnliche bei Loeben keineswegs ſonderlich hervortreten, noch weniger — in der Proſa des Guido — die bei jenem beliebte Umſchreibung mit Hilfsverben,[1]) am wenigſten die Verwendung von Partikeln wie gar, freilich, auch, denn auch, nun, und ſo . . ., jedoch uſw.

Dagegen gibt es gewiſſe Wörter, die nur Loeben auffallend oft gebraucht und, wie es ſcheint, mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit; wenigſtens läßt jene Auseinanderſetzung, die Guido dem Frauenlob macht, darauf ſchließen: ‚Man redet immer viel von Lieblingswörtern der Dichter. — — Ich ſelbſt beſinne mich, daß es an mir einigemal ausgeſtellt worden iſt. — — Der romantiſche Dichter iſt ſchlechterdings ohne dergleichen Lieblingsſtellen nicht gedenkbar; — — ſie ſind ihm Lebenspuls und Reizweckungen — —‘. Solche ‚aus der Natur des Dichters hervorquellende Beſonderheiten‘ ſind im Guido ſüß und heiß, vor allem aber lüſtern, das beſonders zu Anfang — auf den erſten 80 Seiten achtmal —, dann erſt wieder in der zweiten Hälfte des Romans häufiger vorkommt, und zwar nicht ſowohl in der gewöhnlichen Bedeutung des Begehrens oder ‚Spielens mit dem zu Genießenden‘, wie Goethe einmal

---

[1]) Z. B.: Mag, mögen, dünken, ſcheinen: müſſen, wollen, ſollen, können uſw. Dieſer und der Partikelgebrauch mögen auf Goetheſchen Einfluß zurückgehen, wie auch zum Teil der jener oben erwähnte Adjektivgruppe, bei der aber die auf das Anheimelnd-häuslich-gemütliche, auf das Anmutig-ſchöne gerichtete Tendenz ſpezifiſch Hardenbergiſch ſein wird. Hier und öfter die Beziehungen Hardenbergs zu Goethe genauer feſtzuſtellen, was dringend notwendig iſt, liefern wieder E. A. Boudes Ausführungen erwünſchten Anhalt.

sagt, als viel öfter in der seltneren des Lustweckens, auch beide Nuancen mischend,[1]) etwa in dem Karfunkel, der ‚alles gewaltig anzieht mit vielen lüsternen Funken'. Man wird die Vorliebe für dieses Wort als ein Symbol der genuß-seligen, dionysischen Stimmung Loebens betrachten dürfen; mit bestimmend wirkte vielleicht auch die Freude an seinem einschmeichelnden Klang.[2])

* * *

[1]) S. 19. — Wenn gar die Meißner ‚ein feines lüsternes Volk' genannt werden (S. 47), so erwächst hier die (subjektive) Bedeutung des Lusterregenden auf dem Grunde der (objektiven) Beobachtung über die Regsamkeit, Betriebsamkeit der Meißner. Man könnte lüstern hier mit esprit- und temperamentvoll wiedergeben.

[2]) Es scheint, was aus dem Grimmschen Wb. nicht ganz klar hervorgeht, lüstern vor hundert Jahren erstens überhaupt häufiger angewendet worden zu sein als heut, zweitens aber noch nicht — oder doch eben erst — in der eine moralische Minderung einschließenden Bedeutung von heute, sondern einfach zur Feststellung starker Neugierde oder kräftigen Begehrens nach Genuß, jedoch keineswegs — das nur gelegentlich — nach geschlechtlichem Genuß, zu welcher Bedeutungsverengerung das Wort heut gediehen ist; womit dann natürlich die tadelnde Nuancierung zusammenhängt. Ich gebe nach Reclams Ausgaben einige Zitate: Voß' Luise S. 55; Tiedges Urania S. 42; Kosegartens Jucunde S. 28, 38 (44); Inselfahrt [Berlin 1804]: I. Ekloge v. 90, III. v. 87, IV. v. 8, 20, 214, 463, VI. v. 11, 148. Im I. Teil des Ostdg. kommt lüstern, soweit ich sehe, nicht vor; in den ‚Lehrlingen zu Sais' zweimal: II. 55, 68.

Eine Anregung Loebens könnte vielleicht von Boehme ausgegangen sein, der z. B. das Verbum lüstern in der Vorrede zur ‚Aurora' dreimal, S. 11, 17, 19, bringt. Doch bin ich nicht sicher; Roethe vermutet, das Wort sei obersächsisch, also dialektisch.

Die große Rolle, die lüstern im zweiten Teil des ‚Sternbald' spielt, kann nicht mit der im ‚Guido' verglichen werden; das Sexuelle steht — Heinses Einfluß — im Vordergrund; übrigens kennt Loeben den ‚Sternbald' damals noch nicht. — Man wird aber an etwas um seiner Verwandtschaft willen Lehrreiches in Wackenroders ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' erinnert. Dieser tief und innig empfindende Mensch hat mit Loeben vor allem den Trieb zum anbetenden Genießen der Kunst und ihrer Werke gemein (beide haben übrigens ein sonst bei den Romantikern nicht häufiges ausgeprägtes Verhältnis zur Musik), der bei ihm so stark ist, daß er die Fähigkeit, Kunst auszuüben, verkümmert. Für

Nicht alle Gesichtspunkte sind erschöpft, einige werden noch im späteren Zusammenhang berührt werden; die wesentlichen Züge des Geistbildes dieser Jugendepoche sind hoffentlich eindringlich geworden.

Die Konzeption des ‚Guido' ist durch Novalis, der innerstes Erleben gestaltete, vermittelt, sie ist sekundär; darin liegt von vornherein eine fundamentale Schwäche. Eine verwandt anklingende Welt hatte mit Übermacht von Loebens weicher Seele Besitz genommen; ich spreche hier nur von der Welt dieser Dichtung als eines Gestaltungskunstwerks nicht von der Welt der Anschauungen beider; ich verkenne nicht ihre notwendige Zusammengehörigkeit in der Seele Hardenbergs; doch eben nur für sie gilt diese anzunehmende Syntheſe. Ihre Einwirkung auf andere in Betracht gezogen, müssen wir scheiden: die Strahlen jener Welt treffen als etwas Neues Loebens Phantasie; von dieser Welt der Anschauungen kann man sagen, sie ist Loeben subjektiv längst vertraut, denn sie zeigt in vielen seelischen Voraussetzungen Übereinstimmung mit seinem eigenen innersten Wesen. Von der Welt der Dichtung spreche ich hier. Um scharf den Unterschied darzutun: sie — die im Geiste Hardenbergs lebendig war, — lebte nicht in Loeben; sie war nichts ihm Organisches. Es ist müßig zu fragen, ob es Novalis selbst gelungen wäre, die gewaltigen Umrisse seines zweiten Teils auszufüllen; wenn überhaupt, wäre es nur ihm möglich gewesen. Jede Fortsetzung eines begonnenen Dichtwerkes durch einen andern ist mißlich. Immer wäre Voraussetzung für das Gelingen solches Unternehmens — neben großer Schmiegsamkeit der Phantasie — ein liebevolles Eindringen in

ihn haben die Attribute innig und inniglich, scheint es, eine ähnliche Bedeutung wie lüstern für Loeben. Durch übertriebenen, ja Mißbrauch hat dann Tieck im ‚William Lovell' das Wort zu einem Synonymon von sehr herabgewürdigt; er hat es vielleicht dem mündlichen Gebrauch seines vertrauten Jugendfreundes entnommen und zu seinem Lieblingswort gemacht. Auch von innig möchte ich behaupten, daß seine Verwendung vor hundert Jahren weit umfangreicher gewesen ist, namentlich in Briefen.

die fremde Welt, ein starkes und bewußtes Zurückdämmen der eigenen Betrachtungsweise und Auffassung, also eine Seele, deren Fühlen empfindlich und nachgibig, deren Energie kräftig wäre, und zwar müßte der Wille zum Leiden den Willen zur Tat, d. h. die Fähigkeit und Kraft bewußter Konsumption den Trieb zur Produktion überragen, eine Seele mit einem Wort, deren Denken und Fühlen nicht nur fein und tief, vor allem klar wären.[1]) Loeben ermangelte der Klarheit wie der Energie. Dazu stürmen starke eigne Erregungen auf ihn ein, die zu bewältigen auch einem größeren Künstler Mühe gemacht hätte. Er überläßt sich widerstandslos dem Strom der fremden, der eignen und der Zeiterlebnisse, und so entsteht ein Zwitter, mehr ein document humain als ein Werk bewußten Künstlertums.[2])

Gewiß ist jedes Werk eines Dichters das Bekenntnis seiner Auffassung von Menschen und Dingen. Originalität ist ein Bestandteil seines Wertes. Aber der Stoff und die Bildungen des Werkes sind dieser Welt entnommen und niemand, der in epischer Form seine Erfahrungen und seine Auffassung in einem Zusammenhang darzustellen sich anschickt,

[1]) So geartete Geister waren Herder; war Conrad Ferdinand Meyer, wenn er die Renaissancewelt erstehen ließ; war Mantegna; ist Menzel als Verkünder der friderizianischen Zeit.

[2]) Es fehlte der göttlichen Trunkenheit des Dionysos die leise Besonnenheit des Apollo [Fr. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie]; und wenn nun einmal diese Wesenseigenschaft nicht vorhanden war, fehlte ferner auch das Gegengewicht einer rein wissenschaftlichen Beschäftigung, wie sie Strauß z. B. hatte, den die trunkene Seligkeit dieser Zeit nicht hinderte, sein Licentiatenexamen mit Auszeichnung zu bestehen. Novalis wußte wohl, was er schrieb, wenn er im Ofdg. Klingsohr vor der ‚wilden Hitze eines kränklichen Herzens' warnen und ihn mahnen ließ: der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug sein. Zur wahren melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn. Es klingt wie eine Vorahnung der Erscheinung des ‚Guido', wenn er weiter sagt: ‚Es wird ein verworrenes Geschwätz, wenn ein reißender Strom in der Brust tobt, und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst.' (Ofdg. S. 106 f.)

kann der aneignenden Vertiefung in die Erscheinungen dieser Welt entraten. Mag immerhin ein Dichter den schwärmenden Flug seiner Phantasie auf die entlegensten Fernen oder in tiefste Abgründe richten, wenn nur ihre Nahrung Erfahrung gewesen ist — im weitesten Sinne, an lebenden Wesen oder an der Natur — wenn nur offene Sinne und ein reger Geist immer wach gewesen sind: so wird, was er geschaffen (nenne man es phantastisch), uns immer mit dem Gefühl der Lebenswahrheit ergreifen. Shakespeares und Cervantes', der Größten, ist hier zu gedenken.[1]) ‚Die Räuber' sind ein treffliches Beispiel. In weitem Abstande von jenen Werken zu nennen, aber sehr lehrreich ist Tiecks ‚Lovell', bei aller seiner Unnatur, um der Spuren einer oft überraschend einsichtigen und tiefen Lebenserfahrung willen.[2]) Wessen Seele aber die so unendlich vielgestaltige Erfahrung garnicht gestreift hat, der schafft tote Gebilde, wirkungslose Schatten, — Blasen einer Schaum gewordenen Phantasie. Aus der feuchtwarmen Luft eines begeisterung-erhitzten Gemütes steigen Nebel auf und bilden einen schwankenden, Farben brechenden, manches verhüllenden, alles umflimmernden Schleier, der nichts in seiner Eigenart, alles in gleichmäßiger Verklärung erscheinen läßt. — Ein Typus dieser seltnen Gattung völlig lebensfremder Werke ist der ‚Guido'. Eben die höchst individuelle Art, mit der Loeben auf die Welt reagiert, prädisponiert ihn — bei übrigens großer Intensität des Empfindungslebens und Reizbarkeit des Fühlens

---

[1]) Wer verkennte die lebendigste Erfahrung in dem Märchen am Schluß der ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten?' Die Wahrheit der leichtfertigen Irrlichter, die entzückende Ironie in der Schilderung der alten Evastochter? Wer sähe den gemischten König nicht zusammengefallen, ein widerwärtiges Mittelding zwischen Form und Klumpen?

[2]) Wenn man nicht selbst an mancher Stelle das empfände, könnte jener merkwürdige, rücksichtslos offne Brief eines jungen Offiziers an Tieck, den Holtei mitteilt, die Stärke des Eindrucks auf verwandte Seelen und damit erweisen, daß menschliche Wahrheit auch in diesem Werk ist. Briefe an Tieck, IV., S. 324 ff.

— zu einem eigenartigen Lyriker; für den Epiker, vom Dramatiker zu schweigen, fehlt ihm jede Voraussetzung.[1])

Man muß alle diese Erwägungen bei dem Versuch, über das Buch selbst und seine historische Stellung zu urteilen, sich gegenwärtig halten. ‚Läse die Welt wie Ihr — so kann ich Dir deine eignen Worte zurückgeben, Isidorus — würde es mich nie gereuen, ihrem Gemüth und ihrer Nachsicht vertraut zu haben', schreibt Friedrich Strauß in der an die ‚Freunde seiner Jugend Isidorus und Astralis' gerichteten Widmung der ‚Glockentöne'.[2]) Schärfer und selbstbewußter drückt Loeben denselben Gedanken Ende Dezember 1807 in seinem Tagebuch so aus: ‚Ich lasse nichts drucken, um von dem Pöbel gelesen zu werden, sondern es geschieht blos um der Heiligen, Wenigen willen, und um der Freunde willen, deren Mittelpunkt ich bin'. — ‚Wir erkennen und verstehen uns auf eine unvergleichliche Art, und in diesem Erkennen liegt ein Stolz und eine Schmeichelei für mich', trägt Strauß zu derselben Zeit in sein Tagebuch ein, und Loeben: ‚Ich werde getragen in den Armen meiner Freunde und Jünger,[3]) und ihre Liebkosung stellt sich schützend an den Eingang meiner Kapelle'. Diese ganz kleine Gemeinde, deren ‚Sonne' er ist, war allein imstande, die

---

[1]) Es ist für Loeben schlechthin ein Unglück zu nennen, daß er ein Zeitgenosse der Tieck, der Fouqué und E. T. A. Hoffmann gewesen ist, wie es der Segen seines Lebens ist, daß es die Strahlen der Sonne Goethe durchwärmen durften.

[2]) Glockentöne oder Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen, Elberfeld, 1812 f.

[3]) Er sieht zu dieser Zeit in sich den ‚Meister', der ernstlich erwägt, nach dem Vorbild der Schlegel, Tieck, Rostorf usw. in einem oder mehreren Taschenbüchern, — Amalthea, Füllhorn dichterischer Jugendgaben usw. — seine und seiner ‚Freunde und Anhänger' Lyrik zu sammeln. Entwürfe werden gemacht. Der dann 1816 edierte ‚Schwan' — das einzige gedruckte Zeugnis dieser Versuche — wird, wie die erhaltenen Schemata und Dispositionen zeigen, schon damals, Anfang 1808, geplant; und die in demselben Jahr, ebenfalls bei Goeschen erscheinenden ‚Hesperiden' lange vorbereitet, bringen etwas Ähnliches zur Ausführung.

aphoristischen Manifestationen seiner dithyrambischen Seele als etwas Ganzes aufzufassen und zu würdigen. Sie waren nicht nur das Publikum, an das der Autor vor allem dachte, sie allein waren für dieses Buch ein kongeniales Publikum. Sie stehen unter der gleichen suggestiven Wirkung der Natur und des Lebens in Heidelberg, der schwärmenden Zeit, der bestrickenden Persönlichkeit des Freundes; gleiche Begeisterung — die an sich stets vergänglich ist, deren Voraussetzungen sogar hier ephemer waren — erfüllt sie und ergänzt willig die Andeutungen des dichtenden Freundes: so verbinden sie zu einer Melodie, was uns abgerissne, oft nicht verstandne Klänge einer erst reifenden Seele sein müssen.

Darum würde man historisch nicht ganz richtig und ungerecht gegen den Roman handeln, wollte man ihn lediglich als ein Beispiel, und als ein abschreckendes Beispiel höchst potenzierter romantischer Poesie ansehen: ohne den geschilderten Heidelberger Kreis und dessen eigenartige Verhältnisse und Erlebnisse wäre das Buch nicht das, was es ist, ein sehr lehrreiches Symptom romantischen Geistes in erster Linie, sodann das menschlich interessierende Denkmal einer der hohen Spannung der Zeit noch überspannten Schwärmerei, endlich eine Dichtung, zu der Novalis der Romantiker die Anregung gegeben hat, für welche im übrigen die ‚Romantik', als Schule genommen, nur zum Teil verantwortlich gemacht werden darf.

4. Lyrik. — Reisebüchlein.

Eines Elementes ist noch nicht gedacht, das wesentlich dazu beiträgt, Charakter und Eindruck des ‚Guido' zu bestimmen, der Lyrik: denn das Singen bei jeder Gelegenheit und unter jedem Vorwand spielt hier eine Rolle wie kaum sonst in einer romantischen Dichtung. Über ein Fünftel des ganzen Buches von 360 Seiten nehmen Gedichte von verschiedenster Form und Umfang ein: freie Rhythmen, Dithyramben, mannigfach gestaltete vierzeilige zum größern Teil jambische Strophen, auch künst-

lichere Formen; ferner Stanzen — sechsmal,[1]) — endlich Sonette, ein- und überleitend. Am stärksten sind der dritte Teil[2]) und das letzte Drittel des ersten bedacht, während der kürzeste zweite Teil zurücksteht.

Der Gehalt dieser Lyrik prägt die uns bekannten psychologischen Gesamterscheinungen am schärfsten aus.[3]) Auch in den Übertreibungen am schärfsten. So erreicht die traumhafte Stimmung besonders des dritten Teils[4]) gerade in einigen seiner Lieder ihre höchste Ausbildung:[5]) eine Aneinanderreihung einzelner wie im Traum gesehener Bilder oder Situationen, — Visionen,

---

[1]) S. 23, 99 f., 106, 319, 323, 337.

[2]) Vom dritten Teil macht die Lyrik etwa ein Drittel aus.

[3]) Da die katholisierende Tendenz dieser Zeit bei Gelegenheit des Reisebüchleins zur Sprache kommen wird, erübrigt sich ein Verweilen bei diesem Gesichtspunkt der Betrachtung.

[4]) Hellsichtige Schlafzustände und Träume spielen ja überhaupt im dritten Teil eine weitgehende Rolle, greifen auch wiederholt in die Handlung ein, während in den beiden andern Teilen nur ein bedeutungsvoller Traum vorkommt, am Schluß des ersten, der aber sehr wohl erst nach Beendigung des dritten Teils, als eine seiner Reflexwirkungen, eingefügt sein kann. — Hier dagegen folgt ein bedeutsamer Traum dem andern, jeder offenbart Momente zur Weiterführung der Handlung. Vgl. S. 218, 226, 239; 303, 327, 340, 350, 354. Wie im Traum spricht Guido mit dem ‚Stimmchen' am Fluß, unter dessen Gesang er entschläft. Schlafsucht befällt den Pilger und Flora in Italien, im Traum wird ihnen die Offenbarung, was sie tun sollen; sie finden unter Rosen jenes kleine Mädchen, das Flora durch einen Kuß in neuen wegweisenden Traumschlaf versetzt; welchem Guido wie im Traum zu der Begegnung mit dem Markgrafen von Meißen folgt. Der balsamische Duft der Rose versetzt den Pilger in einen ahnungsvollen Traumzustand. Im ‚Klosterhof' blendet der erschimmernde Felsen mit den fünf Brünnlein des Pilgers Augen, daß sie sich schließen; im Traum hört er dann ein langes, seltsames Gedicht. Im letzten Kapitel überfällt alle angesichts des milchblauen goldhellen Stroms eine ‚überirdische Müdigkeit', der König schläft ein, ohne das Bewußtsein zu verlieren. ‚Ihm träumte alles, was während seines Schlummers um ihn vorging'. — In einem ‚traum-ähnlichen Gefilde' endlich, auf das ein Strahl des Mondes, des lieblichen Landes der Träume, gefallen ist, nimmt das Waldhorn seinen Sitz.

[5]) Z. B. S. 272 f., 285 ff., 303 ff., 311 ff. usw.

die eine andere Verknüpfung als allenfalls durch Assoziationen nicht haben.[1])

Während wir aber für die Prosa des ‚Guido' stilistische Unabhängigkeit vom Oftdg. feststellten, macht sich in der Lyrik eine starke formale Abhängigkeit bemerkbar.[2]) Wenn wir von dem am wenigsten Wichtigen absehen, daß er nur in den Gedichten — im Anschluß an Novalis — die Verwendung von Partikeln in größerm Umfange sich zeigt;[3]) so bleiben drei Elemente, für die Lyrik des Oftdg. kennzeichnend,[4]) die Loeben, wieder teilweise steigernd, übernommen hat: die Frageform, die Relativsätze, die Fülle der Hilfsverben. Ich gebe unten eine Aufzählung der bemerkenswertesten Stellen; man wird beim Vergleichen erkennen, wie häufig dieselbe Stelle eine

---

[1]) Es ist der Mißbrauch jenes Prinzips, das Guido selbst Sophia gegenüber ausspricht: In der Leichtigkeit, Anmut und Zierlichkeit, womit die Gegenstände verknüpft werden, besteht unsere ganze Kunst (S. 161).

[2]) Der inhaltliche Zusammenhang, von geringerem Interesse, auch sonst schon berührt, sei hier nur gestreift, es ist natürlich, daß dem Weinlied Klingsohrs im G. ein Preis der Bacchusgabe entspricht (S. 71 ff.); daß Vorausfagungen zukünftiger Entwicklung, wie sie der Gesang ‚Astralis' z. B. bringt (Oftdg. 151) auch der G. hat: vgl. das Lied der Sonne, S. 86 f.; den Gesang ‚Govinda' S. 274 ff. — Auch unverkennbare Anklänge gibt es, wie dieses Beispiel lehrt:

> Wird denn nie das Blatt sich wenden
> Und das Reich der Alten enden? Oftdg. S. 97.
>
> Wird denn der Kummer niemals enden? . . . G. 102.
>
> Wird die Plage nimmer enden,
> Ist des Elends nicht genug? G. 258.

[3]) O! in Anrufungen; da im Nachsatz; denn, nun, wohl; vor allem doch: z. B. 66, 73, 94, 99, 100 u. ö.

[4]) Ich beschränke mich für den Oftdg. darauf, prägnante Gedichte zu nennen:

Frageform: S. 51 f. mit drei Fragen, S. 96 f. mit zwei Fragen beginnend.
Relativsätze: Das Bergmannslied S. 66 ff.
Hilfsverben: S. 153. (Eine Sammelstelle von Beisp.)

Reihe der Erscheinungen vereint; man sieht auch, wie der zweite Teil zurücktritt.[1])

Wir werden in der so häufigen Frageform wohl teilweise ein Symbol der Sehnsucht sehen dürfen, die verlangend und erwartend in Ferne und Zukunft blickt, teilweise aber ein Zeichen des innerlich Dialogischen dieser Lyrik, die immer in stillem Rapport mit wenigen Intimsten steht.

Die Verwendung der Relativsätze bei Novalis, deren Form oft Wer... der ist, kann man zusammenhalten mit seiner Vorliebe für antithetische Bildungen überhaupt. Hier scheint Loeben einfach Nachahmer des rhetorisch eindrucksvollen Stilmittels gewesen zu sein, wofür auch die von ihm gern angewendete Konditionalform Wenn . . . dann zu sprechen scheint, die ebenfalls bei Novalis zu finden ist.[2])

Was die Hilfsverben angeht, mag auch eine einfache Übernahme dieser oft klangrundenden Wörter durch Loeben anzunehmen sein. Immerhin ist es erstaunlich, wenn man an ihre Seltenheit im Stil der Prosa denkt, welchen Raum sie in der Lyrik einnehmen, vor allem wie ‚wollen' dominiert. Sein Sinn ist zwiefach: der des Wünschens und der Aufforderung; dann eine Hervorhebung des Futurischen, wie sie das Englische kennt. Ob dies besonders stark empfunden wurde? Jedenfalls

---

[1]) Frageform: S. 23, 66f., 71, 94, 100, 102f., 106, 111, 205, 232, 258, 303f., 328, 343.
Relativsätze: z. B. S. 27, 220f., 228, 231.
Bedingungssätze: z. B. S. 86, 104, 112.

Hilfsverben:

wollen: S. 66f., 68, 74, 86, 88, 92f., 101f., 111, 113, 158, 182, 189, 220, 233, 256, 258, 276, 287, 295, 307f., 323, 328.
sollen: S. 7, 101f., 106, 112, 159, 232, 257, 271, 287, 316, 329, 356.
müssen: 28, 93f., 187f., 205, 266, 269f., 286f., 352.
mögen: 28, 101, 106, 158, 238, 257, 266.
können, dürfen: 102, 219, 256, 323, 353.

[2]) Vgl. z. B. Ofdg. S. 173: Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren ...

ist in der Lyrik des ‚Guido‘ auch ein häufiger Gebrauch des Futurums zu bemerken, — den der Oftdg. gleichfalls offenbart —, der vielleicht dort wie hier instinktiv aus den auf zukünftige Verklärung gerichteten Geistern hervorgeht.[1])

Eine bemerkenswerte Erscheinung aber steht Loeben allein zu; das ist die fast völlig durchgesetzte Meidung des Hiats, — nicht nur innerhalb der Vers-Poesie, wo sie weniger leicht raschen Lesern auffällt, sondern weitergehend auch in der Prosa.[2]) Sie ist, wenn man den Kampf mit den Setzern in Anschlag bringt, im ‚Guido‘ mit großer Konsequenz durchgeführt. Ich greife beliebig die Seiten 13, 14, 15 heraus und finde bei sieben vermiedenen Fällen den einzigen Hiat: Stunde auf.[3]) Man könnte an antiken Einfluß denken, auch an Vorbilder wie Haller, Klopstock, Voß, namentlich Goethe; das Entscheidende wird wohl die Empfindlichkeit seines Ohres sein.

Angesichts dieser Hiatempfindlichkeit ist die verhältnismäßige Unreinheit der Reime — selbst bei weitgehender Berücksichtigung des Dialekts[4]) — immerhin auffallend. Die Reim-

[1]) Chamissos Spott über diese Umschreibungen mit Hilfsverben, die nach seiner Ansicht erfolgte, um weibliche Reime zu erzwingen — er denkt besonders an Sonette —, kann nur einigen Fällen gelten. Die Verschiedenheit der Motive für dieses Vorgehen wird doch größer sein. — (Vgl. Minor, Neuhochd. Metrik, S. 355.)

[2]) Loeben hat hier ausgeführt, was ein Vierteljahrhundert später der Professor am Berliner Gymnasium Zum grauen Kloster Karl Giesebrecht vorschlug, allerdings nur für den Vers: das tonlose e ‚unter jeder Bedingung wegzuwerfen‘, so daß er selbst empfahl: Der edl' Achilleus zu sagen. — In dem Schulprogramm vom Jahre 1831: ‚Einige Worte über die Anforderungen, welche Versmaß und Reim an den deutschen Dichter jetziger Zeit machen‘, S. 7. — Vgl. Minor, a. a. O. S. 179.

[3]) In einer Herberg' angekommen; Füll' und Jugend; Weinles' an; mit Laut' [Instrument] und Lied; macht' er; fänd' ich; einigemal' aufgefallen.

[4]) Daß Loeben ‚sächselte‘, ist sicher; trotz der oben gegebenen Proben möcht ich Strauß' Bemerkung von dem nur feinen Durchtönen des Dialekts mehr Glaubwürdigkeit zuerkennen als Clemens Brentanos gelegentlicher, wohl wie so oft stark übertreibender Behauptung des Gegenteils: die

technik im ‚Guido' stimmt mit der des ‚Schwans' und ‚Reisebüchleins' überein, so daß die kurze allgemeine Übersicht Beispiele aus allen drei Werken schöpfen darf.

Es reimt e auf ä, auch auf ö; auch ä mit ö (z. B. gähren: zerstören, Rsb. 21 u. ö.); ebensooft ei mit eu (äu); ĭ mit ŭ, ī mit ū; auch öfter ĭ : ī (dahin : fliehn usw.). Hier haben wir eine Nachwirkung der Schlesier.[1]) Ob aber einige Fälle, in denen ĭ : ŭ und umgekehrt ŭ : ī reimen,[2]) noch durch den Dialekt in Schutz genommen werden dürfen, ist mir zweifelhaft; vollends Reime wie verwirrt : formiert, Rsb. 127, halte ich für eine Lässigkeit des Ohres.[3]) Der beliebte Reim ch : g ist sächsisch; ohne Zögern wird Zweige : reiche : steige gereimt (G. 272) oder verborgen : behorchen (G. 304); seltner, aber anstandslos reimt s : z (Felsen : wälzen, Rsb. 129, 197 usw.); s : ss findet sich auch.[4]) t : d sollte man häufiger erwarten (freute : Haide, Rsb. 25 usw.) —

Aber nicht nur im Reim stimmt das ‚Reisebüchlein' [Rsb.] mit dem ‚Guido' überein, nicht nur die dort erwähnte Durchführung der Hiat-Meidung hat es; wir finden auch die gleichen stilistischen Elemente — u. a. die Hilfsverben noch stärker verwendet —, was aber das Wichtigste ist, die in ihm lebendige Anschauung und Stimmung ist zu einem großen Teil identisch mit

---

Empfindlichkeit des Ohres für Klangunterschiede kann durch die Gewöhnung an einen Dialekt erheblich beeinträchtigt werden, ohne daß doch die Aussprache selbst gleichstark darunter zu leiden braucht.

[1]) Vgl. Schlüter: Studien über die Reimtechnik Wielands, Marb. Diss. 1900, S. 15 über Gellert.

[2]) z. B. Schwan 59 : Grün Rsb. 97 küßt : verschließt
G. 160 (67) hin : blühn „ 90 bist : umschließt usw.
Rsb. 92 : erglühn
Rsb. 49 Sinne : Grüne

[3]) Ebenso z. B. Indien : wunderschön : gehn, G. 269; gestellt : zählt, Rsb. 100. Äther : geht er, Rsb. 157: Hütte : Eremite, Rsb. 140; Liebelosen : großen : ergossen Rsb. 195 usw.

[4]) Rsb. 70 bietet hiutereinander Riesen : außen : Grausen : erschließen. Vgl. Schlüter a. a. O. S. 65: Der Schlesier Gellert scheidet die s-Laute im Reim.

der des ‚Guido'. Das ist begreiflich, denn die Sammlung entstand zumeist gleichzeitig mit ihm, nur einiges ist später hinzugekommen.[1]) So durchaus begegnen wir den bekannten Erscheinungen des Romans, daß für einen Teil des Reisebuchs die Feststellung genügt, wie sich seine Gedichte nach jenen Gesichtspunkten etwa ordnen.[2]) Gleich in der Vorrede, die über den Titel der Sammlung aufklärt,[3]) haben wir ein prägnantes Beispiel für den gleichen Kern der Anschauungen hier und dort: Loeben braucht das Bild: die Gegenden, die er sähe, legten sich als schöne Tapeten um seine Seele, wickelten sie ein, und innen brüte nun die Seele still und behaglich vor sich hin. Diese Anschauung des sich innigen Anschmiegens der Landschaft ist uns

[1]) Der Vertrag mit Schwan und Götz über den Verlag der ‚Blaetter aus dem Reisebüchlein eines andaechtigen Pilgers. Von Isidorus' ist nach Erscheinen des ‚Guido', am 19. März 1808 vollzogen worden. Der Druck der 500 Exemplare starken Auflage sollte Anfang Mai beendigt sein. Anfang Juni erschien das ganze. Das Honorar — bei zwanzig Freiexemplaren — ‚ist aus besonderen Berücksichtigungen des Herrn Grafen von Loeben nur zu zehn Dukaten festgesetzt'. — Der Plan zu dem Buch entstand bald nach der Bekanntschaft mit Strauß. Am 5. September sammelt er, ‚nachgebend den Bitten seiner Freunde', seine einzelnen Poesien für den Druck; am 13. schließt er die Sammlung; am 20. erhält sie Görres, ‚seinem Wunsch gemäß'. Aber durch zahlreiche neu entstehende Dichtungen wird ihr Umfang vergrößert; noch während des Druckes, ja bis in den Mai hinein [am 2. entstand ‚Dichterkrönung, Rfb. 179] werden ihr Gedichte zugefügt, wofür später einige Beispiele hervorgehoben werden sollen. — Einen guten Beleg der engen Anschauungszusammengehörigkeit beider Werke bietet die Romanze ‚Liebetraut', Rfb. S. 25 ff., die jene aus dem dritten Teil des ‚Guido' so bekannte Situation des — inbrünstig umfaßt — zerquellenden Felsens wiederholt.

[2]) Ich erinnere, daß schon erwähnt sind die Gedichte S. 105 f., 33 ff., 204 f. Die, welche sich an die drei Mitgeweihten der ‚Govinda' richten: S. 81, 133, 149. Ich bemerke, daß in späterem Zusammenhange die Gedichte S. 72 ff., S. 168 f., S. 196 f. herangezogen werden.

[3]) Ein ‚Bruder Pilgrim' hat, wenn er durch Gebirge und anmutige Gegenden zog, unter Bäumen und an Quellen, wohl auch in der Herberge bei stiller Lampe, seine mancherlei Gedanken und Gefühle aufgezeichnet. Reisegenossen lesen das so entstehende Büchlein und dringen in ihn, ‚im nächsten Kloster einige Abschriften fertigen zu lassen,' welches er denn auch nach einigem Weigern tut.

aus dem ‚Guido' vertraut,[1]) wo auch die reziproke schon Ausdruck gefunden hat: des sich selbst der Welt Einschmiegens, sie liebend Umfangens. ‚Ich lag mit unendlichen Schattenkörpern um das Licht . . .'[2]) Diese symbolische Anschauungsweise[3]) gipfelt in dem Wort des Jünglings im ersten Märchen des ‚Guido': ‚wenn mich dann eine unendliche Angst befällt, und ich selbst liege wie ein Schleier um mich her.'

Gleiche unendliche Sehnsucht durchzieht den Guido wie das Rsb.[4]) Es ist eine Kristallisation dieser Sehnsuchtsgefühle, wenn ihn die heimat- und rastloszieh enden Wolken fesseln. Eine liebevolle Beschreibung farbenprächtiger Wolkenphänomene aus dieser Zeit ist handschriftlich erhalten; Gedichte des Reisebuchs zeigen die gleiche Neigung (S. 70, 112); wir kennen sie aus dem ‚Guido', ich erinnere nur an die ‚Höllenfahrt', wie da die Wolken dem Pilger Mut zusprechen und ihn in ‚die heimatliche Gegend' hinaufheben wollen. (G. S. 315.) Auch die Symbole der Sehnsucht sind gleich geblieben, ja potenziert worden. Waldhorn und Posthorn haben nicht aufgehört zu klingen,[5]) die Bedeutung des Regenbogensymbols ist gewachsen.[6]) Hoch auf die Wolken tritt er

[1]) Z. B. G. 325: Die ganze Landschaft lag wie ein unendlich durchscheinender Felsen mit tausend Gnadenthüren um die Liebenden her . . . Vgl. damit S. 245: Die Zeiten liegen um mich her wie bunte, zart verschlungne Stellen einer Frühlingsgegend. Derselbe Gedanke S. 304; ähnlich S. 282.

[2]) Vgl. die mit der des Rsbs. ungefähr gleichzeitige ‚spätere Vorrede' zum G. p. VII sq., wo eine Anschauung ganz gleich der des Gedichts ‚Lichtung' (Rsb. S. 87 f.) durchgeführt wird: Blitze aus unendlicher Herrlichkeit verklären die Wolken- und Schattenmassen, die sich um die Seele lagern, wenn irdische Angstzustände, Zweifel und Mutlosigkeit sie ergreifen, wie es etwa das Gedicht ‚Beklommenheit' (Rsb. S. 83 f.) schildert.

[3]) Daß sie auch Novalis nicht fremd ist, beweist z. B. Ostdg. S. 32: die Princessin hat die helldunkle Empfindung einer neuen Welt: ‚ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtsein.'

[4]) Ein Gedicht wie die ‚Offene See', Rsb. S. 39 f., ist die Allegorie solch ringender Sehnsucht nach einem schönen Lande ewiger Jugend, wo Ruhe und Frieden ist. — Vgl. auch das Sonett Sehnsucht, S. 170.

[5]) Rsb. S. 26 f., 29 f., 31 f. usw.

[6]) Rsb. S. 68, 132, 160 usw.

und führt das sehnende Auge in die Unendlichkeit. Die prosopopoietische Naturbetrachtung, wie sie der ‚Guido' übte, ist noch umfassender geworden. Dort symbolisierte sie z. B. der Begriff des sich neigens. Wir haben im Rsb. etwas Verwandtes, eine Gruppe von Lieblingswörtern, aus eben jener Anschauung erwachsen, mit stärkerer Akzentuierung des Sehnsüchtigen: sich aufranken, — aufrichten, — emporkehren, — emporheben.[1]) Die Woge schießt gen Himmel; die Blüte hebt sich in den Lenz empor,

Nach dem Blau streckt Händ' und Sinne
Frische Grüne,
In den Himmel blüht der Wein.

Bäume und Menschen möchten an den Äther reichen, lichtwärts! Mit der Sonne hinauf! ‚Gottan!', wie es in der letzten Dithyrambe heißt. Diese Nüance sehnsüchtiger Stimmung, die ‚gleich in die Sterne blühn' möchte, ist auch dem ‚Guido' nicht unbekannt. In ihm kommt himmelwärts nicht weniger als viermal vor.[2]) Dort wie hier. sind wir wieder im Bannkreis des Dogmas von der Verklärung. Da wird auch sein erster Artikel nicht fehlen: das fern' und nahe. Diese Vorstellung durchzieht lebendig das ‚Reisebüchlein'. Nah' und Ferne erscheinen jetzt, — in den Romanzen vom Grafen Berengar aus Barcelona und Dolce, der Tochter des Grafen von Provence — als die ‚Kinder' der ‚süßen Liebe'. Sie trösten die Liebenden, dieses zur Garnuna, jenes nach Spanien eilend, mit lieblichen Träumen. Auch die ‚Klang und Farben'-Vorstellung begegnet uns in mannigfacher Form. Dem Vermittler dieses Symbols, Jacob Boehme, ist ein langes Gedicht gewidmet,[3]) ihm folgt, im Boehme-

[1]) Vgl. Rsb. S. 13, 20, 34, 37 f., 40, 43, 49, 57, 99, 110, 112, 117 f., 123 f., 130, 147, 150 f., 152, 155, 167, 176, 203, 207, wo oft eins dieser Wörter, immer die in ihnen enthaltne Anschauung zu finden ist.

[2]) Stellen im ‚Guido', welche die gleiche Empfindung atmen, sind z. B. S. 146, 246, 252, 312, 315.

[3]) Als der Hirtenknabe auf der Landeskrone bei Görlitz seine Herde

schen Sinn, ein längeres, ‚Der Gang im Walde', das in Mystik völlig verschwimmt.[1])

Goldnes Tönen und heitres Klingen erfüllen die Seiten des Reisebüchleins mehr als den ‚Guido'. Aber man wird doch Anstand nehmen, hier etwa ein Überwiegen der Gehörseindrücke festzustellen, allgemein: den ‚Schwerpunkt der Bildlichkeit auf dem Gebiet des Tonlebens' zu finden. Daß hier nicht der Schein einem Vorurteil Vorschub leiste! Wenn die Bläue klingt, wenn der Abendstern mit seinen wohllautenden Schimmern über die Trümmer des alten Schloßes rauscht, wenn Schatten tönen, Liebesräume klingen, ein ferner Regenbogen klingt, alles Wachstum Musik wird, wenn alles in Klang und Duft verstäubt, so scheint mir dies und vieles Ähnliche nichts anderes zu bedeuten, als ein romantisches Symbol für das geheimnisvolle, individuelle Leben der Natur, das wenige Vorgeschrittene ahnen, — aber ein litterarisches, ein künstlerisches Symbol, ein wirkliches Erkennungszeichen für die kleine Gemeinde der Gereiften.[2]) Zwischen diesen litterarischen Symbolen und wirklichen, physiologisch basierten Sinnesempfindungen muß man versuchen sorglich zu scheiden.[3])

---

weidete, öffnete sich ihm plötzlich eine schimmernde Felskluft. Dem erstaunt Eintretenden tat sich die ‚Signatur der Erde' und verborgenes Wissen auf, verklärte sich die Welt,

Und vor ihm Morgenroethe
In ihrem Aufgang war.

[1]) S. 116 ff. — Zunächst wird die Natur als ‚ein beschauliches Gottes-wehen' dankbar empfunden; dann aber zieht ein wunderbares Geschehen am Dichter und mit ihm traumhaft-visionär vorüber.

[2]) Solch ein Gedanke mag den Hintergrund folgender Verse aus einer etwas späteren ungedruckten Romanze bilden:

‚Alle Moos' und Gräser klingen,
Blumen singen, wenn sie wachsen,
Nur den ungeübten Ohren
Ist der ewige Klang verloren.'

[3]) Petrich (Vom romant. Stil §§ 5, 43) hat die Notwendigkeit dieser Differenzierung leider nicht beachtet.

‚Lichte Lieder erklingen‘ auch tief unten im Schoß der Erde, im Reich der blitzenden Karfunkel. Der Bergbau mit seinen süßen dunklen Geheimnissen ist Loeben ein immer lockendes Thema, seit Novalis, — bei dem allerdings eignes Erleben und innerste Erfahrung zu seiner Behandlung trieb — es ihm nahe gebracht hat. Unter den hierher gehörigen Dichtungen des Reisebuchs[1]) ist die ‚Romanze vom Bergbau‘, welche schildert, wie ein Mönch dem einsam-fleißigen Bergmann vor Ort die Verehrung der Mutter Gottes predigt, um ihrer katholisierenden Tendenz willen besonders bemerkenswert, die ein wichtiger Bestandteil der Anschauungen des Reisebüchleins ist. Schon dem ‚Guido‘, wie immer am meisten dem dritten Teil, ist sie vertraut.[2]) Ich erinnere an den Besuch der Waldkapelle, die Lieder an die Jungfrau Maria, die Hardenbergsche Anregung nicht verleugnen. — Bereits in der geistlichen Lyrik,[3]) deren Kenntnis der ‚Schwan‘ uns vermittelte, beobachteten wir die Neigung zum Katholizismus.[4]) Aber erst das Leben in einer katholischen Gegend und die Möglichkeit eigenen Eindringens in die Erscheinungen dieses Kultus verinnerlichten die instinktive Neigung. Es mußte Ein-

---

[1]) Die ältere Ballade vom Bergknappen, aus dem ‚Schwan‘ schon bekannt, nimmt sich in dieser Umgebung mit ihrem Schillerschen Rhythmus sehr eigentümlich aus (S. 105 f.). Außer der oben erwähnten Romanze (S. 100 f.) ist noch das ‚Gedicht der Nacht‘ zu nennen (S. 104).

[2]) Vgl. G. S. 66; 219 ff., 227 f., 255 f., 267, 302.

[3]) Für die Heidelberger Zeit zeigt sich dann wieder Strauß' lebendiger Einfluß. So übergab ihm Loeben im September 1807 einige geistliche Lieder für das ‚Bergische Gesangbuch von 1807‘. Leider ist es hier nirgends aufzutreiben gewesen; das Bergische Gesangbuch von 1811, in Elberfeld bei Eyrich erschienen, enthält keine Lieder von Loeben. — Für das Rsb. kommen Gedichte in Betracht wie ‚Das Bild im Herzen‘, S. 97, in Reim und Metrum P. Gerhardts, O Haupt voll Blut und Wunden‘ nachgebildet; S. 187; S. 189 f.

[4]) Auf seinen verallgemeinernd katholisierenden Enthusiasmus dieser Zeit — Anfang 1807 — können wir aus einem Brief seiner trefflichen Mutter schließen: ‚Nenne mich aber nicht die himmlische Maria, diese Verehrung verdiene ich nicht. Eine treue, sorgende, liebende, christliche Mutter und Freundin, hat mich Gott für Dich geschaffen.‘ — -- —

druck machen, wenn er von der allgemeinen und glänzenden Beteiligung an den großen Prozessionen, z. B. am Fronleichnamsfest,[1]) Zeuge war, wenn er — wie des öftern geschah — dem feierlichen Gottesdienste beiwohnte, dessen Art und Weise ihn hinriß. So schreibt er am 17. Dezember in sein Tagebuch: ‚Ich war heut' in der Kapelle der himmlischen Mutter. Jetzt versteh' ich ganz, was Kapelle, was Maria heißt. Ich will ewig knien in deiner Kapelle, o Mutter! Ich bin heimgekehrt in den Schoos deiner Kirche!'[2]) Das Gefühl der Gläubigen, in der allmächtigen Gnade geborgen zu sein, erfüllt auch ihn mit unendlicher Lust und Dankbarkeit. Aber was bei manchen seiner Zeitgenossen ein Spielen ist, wo nicht krankhaft, so doch wider ihre eigenste Natur gehend, was bei andern, Haltlosen, als ein Salto mortale erscheint, was bei einigen Überreizten nur als Reaktion begreiflich wird, — nach der Ungebundenheit eines wilden Auslebens das mehr oder weniger wollüstige Bedürfnis,

---

[1]) G. Reinbeck Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807 [Cotta 1808] schildert gerade dieses Fest ausführlich (S. 67 ff.), im 7. seiner 12 Briefe, deren Abdruck im Morgenblatt 1807 Nr. 277 ff., — der 2., 6., 7., 12. erschienen nicht — jene bekannte, übereilte, scharfpersönliche Erklärung von achtzehn Heidelberger Dozenten usw. hervorrief, die mit dazu beitrug, die Gegensätze zwischen der Voß-Morgenblatt-Gruppe und der romantischen zu verschärfen. Pfaff, a. a. O. p. XXXVIII sq. gibt eine Darstellung des Wichtigsten, doch ohne sich zu wünschenswerter Objektivität zu erheben, da er offenbar von dem Einfluß und Gewicht der romantischen Zeugnisse nicht recht loskommt. Er hätte wohl die Ausführungen der Gegenpartei, vor allem in dem eben genannten Buch, stärker berücksichtigen können. So wenig Reinbecks kleinlich-eingeschränkte Art Sympathie erweckt, macht seine psychologische Analyse der Vorgeschichte dieser ‚Erklärung' den Eindruck innerer Wahrscheinlichkeit, wäre auch für die Kenntnis des Görresschen Wesens von Bedeutung. — Wie Pfaff Cottas, des Morgenblatt-Verlegers, würdige, wenn auch ein klein wenig pathetische Äußerungen zu dieser Angelegenheit einfach ungeschickt nennen kann, begreife ich, falls er sie kennen sollte, nicht.

[2]) Strauß hatte ihn begleitet; er bemerkt in sein Tagebuch: ‚Es ist doch schade, rief Isidorus, daß wir nicht katholisch sind.' ‚Nicht schade, sagte ich, wir sind es, denn der Kultus gehört auch uns, katholisch ist nur die Hierarchie.'

sich in weiche Fesseln zu begeben, sich einzuschmiegen in den nachsichtig bergenden Schoß der Kirche, — hier bei Loeben scheint es mir die Gipfelhöhe eines Weges, der von eingeborner, protestantisch-frommer Gottesgläubigkeit (pietistischer Richtung) eine reizbare Natur mit empfänglichen Sinnen bei starkem, mystisch gefärbtem Liebes- und Anbetungsbedürfnis zur begeisterten Verehrung des katholischen Kultus führen wird. Seine Heidelberger Erlebnisse und Verhältnisse begünstigten diese Entwicklung und beschleunigten einen Prozeß, den durchzumachen Loeben doch wohl nicht erspart geblieben wäre.

In einem Brief an Friedrich Raßmann[1]) schreibt Loeben, er ‚habe die Kraft gehabt, Protestant zu bleiben, und habe die Liebe im Herzen, welche ein irdisches Abbild, ein heiliges Symbol des Heiligen, Bedürfnis ist im Wandel bei den Brüdern. — .... Die Form ist ja eine Mystifikation für die Erde; der klare Himmel schwebt über allen'. Er verweist Raßmann auf die bald erscheinenden ‚Lotosblätter'. In ihnen finden wir ausgesprochen,[2]) was unzweifelhaft auch den Jüngling schon zum Katholizismus zog: ‚Ewig rührend wird das Mütterliche, Zugängliche und Poetische des Katholizismus bleiben, und das Gemüth daher stets eine Ruhestätte in den stillen Kapellen, vor den süßen Weihnachtskerzen, in der sanften, läuternden Atmosphäre des Weihrauchs, in den tragenden Armen der Musik und der himmlischen Mutter finden, und vor dieser in Kindlichkeit, Demuth und Beschauung der Liebe des süßen Heilands versinken.

---

[1]) Friedrich Raßmanns Leben und Nachlaß. München, bei Regensberg, 1833, S. 195 f. Brief vom 18. Dezember 1815. Den Gedankenfaden des Briefes spinnt Loeben in den ‚Lotosbl.' weiter: Das Gefühl, daß sich in allen kirchlichen Vereinzelungen eine Blüthe bildet, an welche sich die erleuchteten Mitglieder aller anschließen, um dem Klaren und Neuen entgegenzureifen, verleiht uns die Kraft, die Anhänglichkeit und die Geduld, äußerlich da zu verharren, wo wir hingestellt sind, der Achtung eingedenk, welche unser Meister für das Bestehende und Geheiligte hatte.

[2]) Die hier und im folgenden angezogenen Stellen stehen im ersten Band der ‚Lotosbl.' S. 315 ff., 319 f., 323.

— — Die katholische Kirche erscheint wie ein tiefer, stets wasserreicher Brunnen in der Mitte einer Stadt, der alle ihre Bewohner um sich her versammelt, und alles rastlos labt, erfrischt, weiht und durchdringt. — — Gerade das Poetische fesselt vorzüglich an den katholischen Kultus; er ist ein im Lichte des Glaubens regsam spielender Diamant.' Den protestantischen Kult nennt er, mit Recht, ‚an sich fantasielos' und preist die ‚Fülle der Sinnigkeit' im Katholizismus: er ist ‚der Leib der Kirche'; der Protestantismus ‚ist seinem eigensten Wesen nach nicht eine Form, sondern ein Geist.'

Was also damals und immer sein schmiegsames, liebevolles Wesen anheimelte, war das innige, kindlich-vertrauende Verhältnis, in dem die katholischen Erdenbewohner zur himmlischen Mutter stehen. An dieser ‚treuesten Brust' findet er seine Heimat; die Ruhe, die er für sich da gefunden, gönnt und wünscht er der ganzen Welt.[1])

Wie aber in dieser kriegerischen Zeit — war doch der Tilsiter Friede eben erst geschlossen! — die religiös-mystische sich mit der patriotischen Stimmung mischt, dafür legt ein handschriftliches Fragment aus dieser Epoche merkwürdiges Zeugnis ab. ‚Der Rhein ist das Blut des gekreuzigten Mittlers Deutschland; recht heilig wird es uns werden, ein süßer Quell der Erquickung und Freude, wenn dieser Messias auferstanden seyn wird.'

Bis zu den heldenhaft-patriotischen Tönen, die in der ‚Aurora' erklingen:[2])

---

[1]) Vgl. Rfb. S. 136. — Der ‚Himmelskönigin' ist das Reisebüchlein geweiht. Mit einem Gedicht an sie beginnt es —

Und breite deinen Baldachin
Auch über dieses Reich der Lieder hin.

Ihr gelten ferner die Gedichte S. 89f., 91f., 134f.

[2]) Rfb. S. 17ff. — Das Gedicht eröffnet den Jahrgang 1808 des Morgenblatts unter dem Titel ‚An die Morgenroethe'. Nicht ohne Schwierigkeit erhielt das Morgenblatt die Erlaubnis zum Abdruck, denn unmittelbar nach der vorhin erwähnten Erklärung der ‚Achtzehner' verlangte Loeben, der

Die Geliebte, so wir minnen,
Der wir ew'ge Treu' bekannt,
Ew'ge Treu mit Herz und Sinnen,
Sie ist unser teutsches Land.
Ihres Schleyers reiche Falten
Wollen wir als Kinder halten,
Die sie sich zum Dienst' ernannt.

haben seine Ansichten noch einen eigentümlichen Läuterungsgang zurückzulegen. Um 1807, als ihn die Vorstellung vom tausendjährigen Reich beherrschte, — wenige Wochen nach der Schlacht von Jena und Auerstädt —, erfüllt ihn die Auffassung von Napoleon als einem ‚Diener des Weltgeistes'.[1]) Er erwartet von diesem großen ‚Reiniger eine Verbindung der germanischen Völkerstämme: ‚Spanien, Frankreich, Teutschland mit Holland, Italien!! — — Kommen wird die Zeit, und nicht mehr fern seyn, wo alle Germanischen Nationen sich vereinen werden, — — aber nur der Deutschen Nation, dem Centro des Ganzen, kann es vorbehalten seyn, das Werk zu vollenden. — — — Deutschland wird die große Monarchie errichten, und alle Bürger

auf das entschiedenste für sie Partei ergriff, von der Redaktion alle seine schon eingereichten Manuskripte zurück. Haug erfüllte den Wunsch, beteuerte aber seine Unschuld — ‚ich bin nur Mitredakteur und die Majorität gilt' — und daß überhaupt die Absicht, irgend jemanden zu beleidigen, dem Morgenblatte gänzlich fern gelegen hätte: ‚wegen dem Institute der achtungswerten **Rudolphi tanta ira**!' — Soeben nahm sein Verdikt zurück, und nun sandte Haug dem ‚edlen teutschen Mann' einen schmeichelhaften Brief, der schließt: ‚Vergessen Sie das Morgenblatt nicht, und den nicht, der unwandelbar ist **Re tuus, Ore tuus, More et Amore tuus**!' — eine verbindliche Wendung, die der Epigrammatiker auch sonst gern einem Briefsschluß anfügt.

[1]) Er sieht in Napoleons Auftreten eine göttliche Notwendigkeit: Der Preußische Staat, erklärt er, mußte, so wie er jetzt bestand, vernichtet werden, weil er, von Egoismus irre geleitet und von stolzer Sicherheit ergriffen, die Fortschritte des großen Zeitenlaufs im Norden gehemmt haben würde. Mag er sich gereinigt aus der Asche erheben! — Ich erinnere an Zacharias Werner, der in einem Briefe an Goethe Napoleon ‚Deutschlands größesten Lehrmeister' nennt. [Schr. der Goethe-Gesellschaft, XIV, 15. Brief vom November 1808.] — Auch an Ad. Müller.

ihr die Königliche Krone reichen. Deutschland ist eine ewige Idee gleich Staat und Welt'.[1]) Diese felsenfeste Zuversicht künftiger Größe des Vaterlandes, — rührend-phantastisch — trägt ihn über die schwere Gegenwart hinweg: sie kann ihn nicht drücken, die einen Kleist zermalmt hat.

Solch hohe Auffassung von Deutschland und deutschem Wesen bleibt ihm während seines Lebens. Die Lotosblätter[2]) finden schöne Worte dafür.[3]) — Nicht immer mag er aber in den nächsten Jahren, wenn neues Unglück Deutschland demütigte, in seine poetische Tätigkeit versenkt, sich — im Sinne Fernstehender — teilnehmend genug bewiesen haben. Man könnte dergleichen aus einem Brief an C. A. Böttiger[4]) schließen, in dem er seine Haltung folgendermaßen rechtfertigt: ‚Es ist eine durchaus moderne Ansicht, daß man so unerbittlich den Dichter von dem Staate trennen will; ist dem Staate denn nicht mit jedem gedient, der's ernstlich meint und treu mit seiner Sache, der das emsig und fromm verwaltet, was ihm der Schöpfer anvertraut? Sind denn überhaupt die göttlichen und ewigen Dinge nicht die Genien, die segnenden Bürgen des Staates? Wahrlich, an Patriotismus soll mich Keiner übertreffen, aber wenn die eine Äußerung mir versagt, soll ich die mir angeborene verwerfen, weil es die meine ist?' Als der Befreiungskrieg begann, zögerte

---

[1]) Vgl. damit z. B. Bemerkungen Hardenbergs, wie: ‚Die instinctartige Universalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutschen Volk. — — Deutsche giebt es überall. — — Es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind.' Fragmente, II, S. 201 f.

[2]) Z. B. Lotosbl. I, 329 ff.

[3]) Wie warm und lebendig seine deutsche Empfindung ist, beleuchtet freundlich eine Variante seines Hand-Exemplars vom Rsb. Da wird aus dem Schluß des ‚Eintritts in's Heidelberger Thal':

Mit Freuden erfuhr ich's nun fürwahr,
Daß ich im gelobten Lande war:

daß ich im lieben deutschen Lande war.

[4]) Brief vom 24. April 1810. Kgl. öffentl. Bibl. zu Dresden.

Loeben nicht, in den sächsischen Banner einzutreten und mitzukämpfen.

Neben dieser auf die Gegenwart gewendeten kriegerischen Stimmung steht die Begeisterung für ritterlichen Kampf und das Turnier, die aus der Hinneigung zu der Zeit der Kreuzzüge fließt,[1]) — vom ‚Guido' her bereits bekannt, wo wir sie wohlbegründet im Kreis der Anschauungen Loebens sahen. Jetzt aber erhalten die andeutenden Züge dieses Bildes größere Bestimmtheit: mit dem Marienkult Hand in Hand geht eine steigende Verehrung des Minnedienstes und Minnesangs überhaupt. —

Gesang, Turnier, das Himmelreich der Frauen,[2]) — ferner aber ein bewußtes Einführen archaisierender Elemente in seine Sprache. Spuren dieser doppelten Tendenz zeigen sich wieder schon im ‚Guido', z. B. bei Gelegenheit des Sängerwettkampfs.[3]) Die Ausgabe der Manessischen Handschrift[4]) bildet eine der ersten Anschaffungen Loebens, da er jetzt, — März 1808 — mit Hilfe seines Verlegers sich eine Bibliothek anzulegen beginnt, und neben Bouterweks Geschichte der Poesie nennt die Berechnung von Schwan und Götz acht Stück des Adelungschen Magazins, Hans Sachsens Gedichte und Lebensbeschreibung. Auch Böckh und Gräters ‚Bragur' suchte er und erwarb ihn bald danach. Der Minne gelten verschiedene Gedichte des Reisebüchleins:[5]) Die

[1]) Siehe z. B. das Gedicht ‚Der Trotzige', Rsb. S. 44 f.; allgemeiner gehalten der ‚Waffengesang', S. 22 f.

[2]) Siehe das Sonett ‚Im Felde', Rsb. S. 20.

[3]) Daß auch die Lyriker des 17. Jahrhunderts, ein Fleming, ein Opitz, ihm nahestanden, daß er unermüdlich besonders für jenen eintrat, ist mehrfach bezeugt: durch einen Artikel in Nr. 51 der ‚Georgia' von 1807; ein handschriftliches Gedicht an Fleming. Wir werden bei Besprechung der ‚Gedichte 1810' und des ‚Arkadien' auf Loebens Verhältnis zum XVII. Jahrhundert noch näher einzugehen haben.

[4]) ‚Der ewige Quell deutscher Lyrik springt im alten Volksliede und stäubt in den Minnesingern, und diese zwei Formen sind es auch, welche die neueren Dichter liebend in sich aufzunehmen strebten;' Deutsche Worte an Frau von Staël 1814, S. 47.

[5]) Rsb. S. 25 f., 50 f., 54, 55 ff., 156 ff.

Romanzen ‚Liebetraut', ‚Süßlieb', die beiden von Berengar und Dolce; der ‚Gesang der Minne'; ‚Minnewarts Frühlingsgruß', bei dem Pfaff richtig vermutet hat, daß der Refrain dieses Gedichtes: Lieben und geliebt zu werden, und die nächste zehnmal variierte Zeile mit dem bleibenden Reimwort Erden Arnims Eingangsgedicht der Einsiedlerzeitung, dem ‚freyen Dichtergarten',[1]) entnommen ist.

Schon die erwähnten Spuren der neuen Tendenzen im dritten Teil des ‚Guido' weisen unverkennbar darauf hin, daß die Anregung von Tieck[2]) ausgegangen ist: wir finden Strophen mit verkürzten Verszeilen, wie sie dann das Rsb. vielfach bringt; mit Dreireim; einmal die achtfache Wiederholung eines Reims auf — eit in Versen von der Länge eines Creticus; Archaismen wie thät (des öftern), ein süß Gelust, manniglich, funden, mocht gesessen seyn u. ä.[3])

Das Reisebuch hat vor allem Archaismen in ausgedehntem Maße, die zum größern Teil auf Tieck zurückzuführen sind,[4]) zum kleinern auf Boehme. Bemerkenswert ist, wie stark sogleich die Bereicherung des Wortschatzes zur Reimbildung ausgenutzt wird.[5]) Wenn man von dem stilistischen Moment der Knüttelreim-Verwendung[6]) absieht, die wohl auf Goethes Einfluß oder Hans Sachs direkt zurückgeht, bleiben als rein sprachliche Sonderheiten:

[1]) Ndr. der ‚Trösteinsamkeit' S. 19. — Das Gedicht ist am 30. April entstanden, am 1. erschien Nr. 1 der ‚Zeitung für Einsiedler'.

[2]) Drei Sonette, Ende April entstanden, widmet ihm das Rsb. Er und Novalis bilden mit Fr. Schlegel, dem auch ein Sonett geweiht ist, den Dreibund, den Loeben verehrt. Siehe S. 164.

[3]) Vgl. G. S. 265, 269f., 272, 280, 286f., 312, 314.

[4]) Prinzipiell sei auf Petrichs Wb. romant. Archaismen, a. a. O. S. 57ff., verwiesen, so sehr es auch noch der Vervollständigung bedarf.

[5]) Daß ein Wort im Reim steht, wird in der folgenden Übersicht durch ein beigesetztes R. angedeutet; die reimfreien Stellen sind durch ein Semikolon abgetrennt.

[6]) Es kommen in Betracht: Eintritt in's Heidelberger Thal; der Gang im Walde; Sankt Hubertus: S. 33—38; S. 116—129; S. 138—146.

I. Alte oder seltne Verben oder Verbformen:

urstaenden (3);[1]) glorificieren[1]) (27, 101; 119, 123 R.); formieren[1]) (4; 114, 117, 121, 127 R. ꝛc.).

Er sahe (27); sande (114); gediehe (119); ritte (141 R.); fienge (139 R.); ware (138 R.)

Er pflag (116 R.); begunnt (139); thät (116, 124, 127, 142 u. ö.); entzunden (: unten 114; 164, 166 R.); funden (112 R.); worden (25); wande [von winden]: Lande (68); vgl. entwande [von wenden]: Lande (G. 337); äugeln[2]) (120, 142, 201 ꝛc.).

II. Substantiva:

Paradeis (34 R.); Rüche[1]) (56); Teufe (83 R.); die Herzensbluth (83); der Monde (60); wild Gevögel (117); Fraue, Geluſt, R. (139); die Grüne (: Sinne 49; 121); mit großen Hulden (121 R.); mit Brunſten (122); die verſoehnten Bläuen (130 R.); Truz (144 R.).

III. Adjektiva; Adverbia:

Vielgetreu (17); viel ſchaurig und viel grüne (25); gulden (121 R.) gülden (: Gefilden 143; 116).

ſänftlich (55, 124, 133, 142); würziglich (91 R.); beſcheidentlich (123 R.); heitrerweiſe, krankerweiſe, (öfter).

überwärts (41, 150); oberwärts (124); heraufwärts (124); lichtwärts (203); unterwärts (41); allzumal (100 R.).

IV. Partikeln:

beſunder (R. 121); jetzunder (122, 124).

als = wie (39, 81, 125 uſw.).

* * *

Das zweite der Sonette an Tieck ſpricht es aus, daß Loeben in der Poeſie dieſes Dichters die Sehnſucht nach dem Süden glühen fühlt. Jetzt werden in ihm verwandte Neigungen immer ſtärker. Noch ſpricht in dem Sonett ‚Süddufft'[3]) weſentlich

[1]) Alles Boehme entnommene Wörter, die Petrich nicht aufführt. — Urstaenden iſt in der Signatura rerum überaus häufig; Ruch und Schmack bei Boehme ganz gewöhnlich.

[2]) Weil es für Tieck ſo charakteriſtiſch iſt, hier aufgenommen. Siehe Petrich, a. a. O. S. 21f.

[3]) Rſb. S. 160; vgl. auch ‚An die Dichter', S. 163.

das Verlangen nach dem südlichen Lande mit seinen Herrlichkeiten, das ihn zeitlebens nicht verlassen hat und nie befriedigt wurde. Erst nach dem Abschied von Heidelberg ziehen dann die romanischen Dichter herrschend in seine Poesie ein. Vorläufig sind Erscheinungen wie die des Gedichtes ‚Posthorn‘,[1]) das ganz in a-Assonanzen reimt, vereinzelt.

Auf Tiecks schlechtes Beispiel ist auch das jetzt völlig halt- und maßlos gewordene Schwelgen in Bildern zurückzuführen. Schon Wackenroder hatte wieder und wieder versucht, diese Neigung seines Freundes Tieck zu bekämpfen, ohne großen Erfolg zu haben. Die Zunahme der Klangbezeichnungen[2]) wird Loeben wohl auch seiner willigen Hingabe an Tiecks Vorbild verdanken, das um so leichter einwirken konnte, weil, wie wir wissen, hier Loebens verwandte Anschauung von ‚Klang und Farbe‘ entgegenkam.

Das Zerfließende, Verschwimmende, Traumhafte, das Unsinnliche seiner meisten Bilder kennen wir vom ‚Guido‘ her. Aber diese und andere dort erörterte Erscheinungen finden sich hier in einer heftigen Steigerung. Loebens Wesen hat ein Stadium des Fiebers durchzumachen. Die zornige Wimper der Wolke rollt;[3]) zischende Gebilde gären; ein Balkon ist grünflatternd; ernste Tränen lodern; dem seligen Strahl, der sich um mailiche Kränze schlingt, entspricht der Lenz, der sich um eines Engels Augen lehnen will; Sommerlüfte wühlen in den Knospenherzen[4]) usw.

Dies wilde Schwelgen in Bildern nicht zum wenigsten er-

---

[1]) Rsb. S. 31 f. Alle vier Strophen haben die Reim-Reihenfolge: Wald : schallt: Wald : wallt: Aufenthalt: Wald.

[2]) Das gleiche wird für die im Reisebuch häufiger werdenden Fälle von ‚Sinnesgütergemeinschaft‘ gelten.

[3]) Bilder aus gleicher Sphäre sind nicht selten; z. B.
Rsb. S. 68: die finstern Wimpern < der Wolken > haben sich verzogen —
„ S. 196: Die zorn'gen scheuen Wimpern im Sturm ausdrücken = weinen.

[4]) Die Belegstellen dieser kleinen Auswahl: S. 21, 55, 135, 153, 165, 196 usw.

weckt die Vorurteile gegen und die harten Verurteilungen dieser Poesie; es verschuldet die ungeahnte Wirkungslosigkeit der meisten Gedichte, deren einzelne Schönheiten in dem alles überflutenden Bildermeer und in einer weichen Hingebung versinken. Das Weben und Drängen der Bilder reizt die Sinnlichkeit unserer Phantasie, ohne sie doch im geringsten durch Anschaulichkeit zu befriedigen. — Die erschlaffende Atmosphäre der Weichheit ruft, bei der Notwendigkeit, anhaltend in ihr zu leben, schließlich eine Reaktion im Leser hervor, daß er nach harter Kraft, ja nach Rauheit sich sehnt, und diese Wünsche, — so begreiflich wie unerfüllbar, denn sie liefen auf eine Änderung des Menschen hinaus, — verleiten nur zu leicht zur Ungerechtigkeit gegen eine Poesie, deren Kern doch, — wenn man von Wucherungen, wie sie im Reisebuch überhand genommen haben, absieht, — wesenstreu ist. Daß dieser Kern so selten rein sich darstellt, weil dieses Wesen so unendlich leicht aus seiner Gleichgewichtslage gebracht werden kann und nur für Augenblicke zur Ruhe kommt, macht ausgeglichene Leistungen bei dem Dichter so selten, — ausgeglichen: im Sinne und innerhalb der Schranken seiner Individualität. Die Gedichtsammlung von 1810 bietet solcher Ruhepunkte seines Wesens eine Reihe. In ihr wird man den Künstler Loeben, dessen bewußte Sammlung so oft und stark unter den Exaltationen des schwachen Menschen zu leiden hat, suchen müssen.

Ungestüm und unbesonnen
Flammt er [des Jünglings Mut] auf und trotzt der Sonnen.
Wird er sich bewält'gen koennen,
Unrein noch dies Feuer nennen,
Mag das reine Feuer brennen.[1])

* * *

[1]) Das Edle, Rsb. S. 137.

5. Loeben und Eichendorff.

Welche Wirkung mußte dieses haltlos-schwärmende, leidenschaftlich-enthusiastische Wesen haben, wenn es auf einen Empfänglichen, noch ganz Bildsamen traf! Ein selbst im Banne Größerer Stehender zog eine zur Selbständigkeit noch nicht erwachte, andersartige Seele in seinen Dunstkreis; und wenn diesem fremden Geist sich die Augen öffneten, sah er die Nebelwelt des andern als das Natürlich-allgemeine an, verleugnete die eigne Natur und lebte in einer, die ihm innerlich nicht anstand. Das war für mehr denn ein halbes Jahr Eichendorffs Schicksal, als er Loebens Freund wurde. Ganz allmählich nur kam die Befreiung. Es lohnt eine kleine Abschweifung, um, den wir eben so kräftig beeinflußt sahen, nun auch als einflußreiches Vorbild eines andern kennen zu lernen; ein Verhältnis zu beachten, in dem Loeben nur der Gebende ist.

Von Eichendorffs Poesie um ihrer selbst willen zu reden ist hier nicht der Ort. Art und Umfang des Loebenschen Einflusses auf sie festzustellen, erfordert ein sehr umfängliches und eindringendes Vergleichen; mit einigen Schlagworten oder mit bedauerndem Achselzucken, wie es wohl vorgekommen, ist da nicht geholfen. Hier soll nur von den Beziehungen Loebens zu Eichendorff, den biographischen namentlich, die Rede sein; die künstlerischen sind nur zu streifen. Aber der Blick, den wir darauf werfen, lehrt uns, daß, was wir als Wesentliches der Loebenschen Art erkannt haben, auch am stärksten auf den Jüngling wirkt. Dies wird bei stofflichen Übereinstimmungen selbstverständlich scheinen. In der Tat genügt die Inhaltsbetrachtung z. B. der Gedichte Eichendorffs im ersten Jahrgang der Astschen Zeitschrift, um die Skala der anklingenden Gefühle zu überblicken: Frühlingsandacht; Waldeszauber; Minnedienst; fromme Sehnsucht; Marienkult; Pflege des Wunderbaren. ‚O laß die Sehnsucht ganz dein Herz durchdringen!‘ mahnt mit seinem Vorbild der junge Eichendorff. Doch nicht nur in den Themen, auch

in den Formen und der Anschauung von Dingen und Erscheinungen stimmen die beiden überein. Wieder und wieder ruft lockend des Jägers Waldhorn. Ein Vogel singt mit wunderbarem Schall: es klingt ‚wie ein Waldhorn im Traum'. Alles in dieser Welt klingt. Auch die ‚Musik der Sterne' bleibt nicht ungehört, die ‚vor großer Sehnsucht' klingen. Alte Klänge ‚schreiten blühend'. So sind Gesicht und Gehör auch in jener Strophe der ‚Zauberin im Walde' gemeinschaftlich beteiligt, die von den ‚Sämtl. Werken' später, — gleich den neun Anfangsstrophen — fortgelassen wurde:[1])

Locken dich nicht selbst die Klänge,
Wie sie ferne, wie Karfunkel,
Dunkelleuchtend irre schweifen
Durch das schauersüße Dunkel?

Fern und nah ist ein unermüdlich verwendetes Symbol Eichendorffscher Poesie in dieser Zeit. Ein ewig ‚Träumen von den Fernen' erfüllt ihn. Alle Ferne singt ihm prophetisch. ‚Aus blauer Ferne' erwartet er die Wunder seiner Welt. Blau sind ‚die Weiten'; blau — nebst grün und golden — Eichendorffs Lieblingsfarbe. Blau ist der Tag; kommt die Luft geflossen, ist der Wind; ‚tiefblau' ist Frühlingslust. Im Innern wogt es blau:

Von innen fühlt' ich blaue Schwingen ringen;

ein Farbenschleier umkleidet die Außenwelt — —

Wann frisch die buntgewirkten Schleier wallen.

Poesie ist ihm die Wunderblume, die ‚aus milden Flammen bunt gewoben', mit wundersüßem Scheine in der Nacht irdischer

[1]) Siehe Friedrich Asts ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst' 1808, I. Jahrg. 4. Heft, S. 43. — Die Varianten dieser ‚Romanze' sind lehrreich für die Ergänzung der Mäßigung und der Prägnanz, nach der allmählich der junge Dichter zu streben begann.

Bangigkeit sich erhebt. Das Attribut süß steht dieser weichlich-überschwänglichen Epoche am meisten an. Was wäre nicht süß? Schmerz und Liebe; Lieder und Bilder; Wald und Laute. —

Das ‚Langen' und ‚sich neigen' in Sehnsucht und Zärtlichkeitsdrang ist Eichendorff eine vertraute Vorstellung, so gut wie das unendliche ‚Verlangen nach der Heimat'. Die seligen Tränen des Schmerzes und der Lust, der Sehnsucht und der Liebe, bei Loeben unversieglich, fließen auch bei Eichendorff oft und leicht. — Wenn bei Eichendorff im lichten Tanz des Maien der ‚Einz'ge' weint, erkennt man unschwer, wie hier das Vorbild Loeben gewesen ist:

Es weinte in den Frühlingsschein
Ein Außer-Einziger hinein.
(Rsb. S. 50).

Wenn Eichendorff von Treulieb' spricht — klagend, daß sie auf Erden ausgestorben, — denken wir an Loebens Romanze ‚Süßlieb', im ‚Reisebüchlein'. Daß der Verehrer Loebens auch des Hilfsverbs wollen sich reichlich bedient, war zu erwarten.

Nach diesen notwendig andeutenden Hinweisen verweilen wir bei den biographischen Beziehungen. Strauß und Budde kennen wahrscheinlich die Brüder Eichendorff, wenn auch nur oberflächlich, schon von Halle her,[1]) vielleicht auch jenen Nicolas Heinrich Julius, mit dem die Eichendorffs gleich am ersten Tage im ‚Prinzen Karl' Bekanntschaft schlossen. Es ist sogar möglich, daß Julius die Freundschaft der beiden Paare vermittelte. Wie Bekannte werden die Eichendorffs am 19. Juni in Strauß' Tagebuch angeführt: er macht einen kleinen Spaziergang mit ihnen. Am Sonntag den 15. November trifft Loeben bei Strauß und Budde ‚einen unendlich guten jungen Menschen', Joseph von Eichendorff. Bald danach nennt er ihn einen ‚gar

[1]) Siehe Strauß' Abendglockentöne, Berlin 1868, S. 80f.

herzigen Menschen, ... den ich zu beruhigen hoffe in seinem Kampf zwischen Poesie und Jurisprudenz'. Strauß stellt sich der Beginn dieser Freundschaft durchaus als der Gnadenakt des Ingeniums gegenüber einem gewöhnlichen Sterblichen dar: Wir waren froh, der Graf ließ sich zu dem guten Menschen herab. Dem jungen Joseph selbst erscheint Loeben als eine ‚poetische Natur in stiller Verklärung'. Am nächsten Sonntag, nachdem vormittags die Barone bei Loeben einen Besuch gemacht hatten, begab sich dieser des Abends zu ihnen.[1]) Bei Tee, Kastanien und Äpfeln, Klavier- und Gitarrespielen blieben sie bis zehn Uhr zusammen. Der Besuch des folgenden Sonntags erreicht schon das Stadium herzlicher Vertraulichkeit: ‚Wir gaben uns gegenseitig auf's innigste, kindlichste hin,' erzählt Loeben. Die Eichendorffs hatten Loeben nach Haus gebracht und verweilten noch bis gegen elf Uhr bei ihm, — was etwas heißen will, denn damals ging man früher zu Bett als etwa heut, stand aber auch um fünf Uhr oder früher auf, im Sommer wenigstens, — der Winter ließ es vielleicht sechs werden.

Doch nicht nur die Sonntage vereinigten sie, auch in der Woche wurden nicht selten gemeinsame Spaziergänge unternommen. Strauß und Budde nahmen gewöhnlich teil. Noch vor Weihnachten übergibt Joseph Loeben ‚einige weiche Poesieen', über die dieser am 25. Dezember mit ihm spricht, beredt und schwungvoll begeistert, wie er sich selbst gesteht. Doch erst der 4. Januar des nächsten Jahres bringt eine intime Konfession des jungen Dichters gegen den älteren Freund: ‚Meine erste Eröffnung gegen Isidorus und freudiger warmer Empfang. ... Viel mit Isidorus zusammen,' berichtet sein lakonisches Tage-

[1]) Das ist Eichendorffs Tagebuch zu entnehmen, welches wiederholt zur Ergänzung der Notizen Loebens und Strauß' herangezogen werden kann. Die Güte seiner jetzigen Besitzerin, Freifrau Marie von Eichendorff, gestattete mir seine Benutzung, die doch nicht überflüssig war, wenn auch H. A. Krüger das Wichtigste den Blättern entnommen hat. — Die stichhaltigen Resultate des Krügerschen Buches über den jungen Eichendorf setze ich stillschweigend voraus.

buch. Wir werden von nun an einen fast täglichen Verkehr annehmen können. Die Tagebücher erwähnen nur ausgedehnte Besuche oder Spaziergänge, auch da ein jedes nachweislich unvollständig und willkürlich auswählend:[1]) zwischen den Zeilen lesend dürfen wir mit Sicherheit ein viel häufigeres Sehen und Sprechen vermuten.

Die Sonntags-Ausflüge waren allen eine liebe Gewohnheit. Gerade den am 24. Januar, über den auch Joseph in seinem Tagebuch etwas ausführlicher wird, schildert Strauß als typisch. Bei Isidorus versammeln sich nachmittags die Freunde. Dann wandeln sie langsam und schlendernd nach Rohrbach. ‚Vielleicht, wie heute, muß der eine Baron über seine Idee von Bestialisation der Humanität[2]) herhalten, vielleicht macht sich ein traulich Gespräch.‘ Ein eignes Stübchen im ‚Ochsen‘[3]) empfängt sie anheimelnd. Der Ofen meint es gut mit ihnen; behaglich lagern sich alle und entzünden die Pfeifen. Sannchen bringt den Kaffe, setzt sich ein Weilchen und schäkert mit ihnen. Dann beginnt ein Geplauder hinüber und herüber, ‚in leichtfertigen Worten, wo Isidorus und Dionysius exzellieren, Budde einspielt[?], die Barone aber blaues Wunder sehen, bis endlich der Gedanke einkommt von der Aufführung des Donauweibchens.‘[4]) Doch ohne Sannchens Hilfe kommen sie nicht aus. — — Dann geht es in die Stadt zurück, durch die lange Allee, rings eine Schnee-

---

[1]) Nennt etwa Loeben den 17., 18., 20., 23., 24., 31. Januar, so fügt Eichendorff den 3. und 4. hinzu, läßt aber den 18. und 23. aus, obwohl er an beiden Tagen Loeben Gedichte mitbrachte, das erste Mal unter anderen ‚zwei zarte Sonette‘ an Isidorus, erwähnt auch den Nachmittagsbesuch am 20. nicht. — Strauß wieder nennt Sonntag den 10., an dem er alle bei sich sah.

[2]) Eichendorff schreibt nur kurz: Dispute über die Bestialität.

[3]) Diese Angaben nur bei Eichendorff.

[4]) Ferdinand Kauers damals so ungemein populäres Singspiel lockte die Freunde noch öfter zu Aufführungsversuchen. Wie von etwas Gewohnten berichtet drei Wochen später Strauß: Wir . . . gingen nach unserm Rohrbach und spielten das Donauweibchen.

ebene, in der Ferne die Rebenberge, das Abendrot verklärt alles. ‚Burschenlieder kommen aus melodischer Brust, und die ganze Jugend wird wach.‘ — ‚Was wohl gleichkomme an Geist und verstandenem Leben einem Heidelberger Sonntag?‘ fragt Strauß begeistert.[1])

Auch der Februar bringt ‚neue, ganz vortreffliche Gedichte‘ Eichendorffs, an denen Loeben herzliche Freude hat. Gerade ist das erste Heft der ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst‘ des Professors Friedrich Ast in Landshut ausgegeben worden. Am 12. März sieht es Loeben im Lesekabinett von Mohr und Zimmer mit großer Befriedigung durch, und eine Woche später macht er Eichendorff den Vorschlag, Ast einige seiner Gedichte einzuschicken. Joseph willigt ein; zufällig ist sein Namenstag an diesem 19. März, und Loeben gibt ihm den Dichternamen Florens.[2]) — So bleiben sie in traulichem, stetem Verkehr, bis die Barone am 5. April nach Paris reisen. Doch schon der 4. Mai sah sie wieder in Heidelberg. Die Woche bis zur gemeinsamen Abreise sind sie mit Loeben täglich mehrere Stunden zusammen.

---

[1]) Der 10. März sei noch erwähnt, weil es scheint, daß an diesem Tage die Episode des ‚Guido‘ einen ihrer würdigen Schluß erhielt. Loeben und Eichendorff schildern, wie sie in der Richtung auf Neckargemünd durch Schluchten und über Berge kletterten, durch Schnee wateten und sich verirrten. Dann hat Eichendorff die kurze Bemerkung: ‚Mappe in der Felsenkluft versteckt.‘ Eben war der ‚Guido‘ erschienen. Es wäre durchaus im Sinne dieser phantastischen Epoche, das Manuskript, nach dem gedruckt worden, auf diese Weise wieder der Natur zurückzugeben, als deren heilige Emanation Loeben sein Werk ansah. — Damit wäre dann das Nichtvorhandensein dieses Manuskripts in dem sonst so treu bewahrten Nachlaß erklärt.

[2]) Ende Februar begann Loeben an einem ‚Volksbuch‘ von der Galathea zu arbeiten. Der anfängliche Titel ‚Einfache Liebesgeschichte Graf Reinalds und der Galathea‘ ward nachher in ‚— — Florens und der Galathea‘ geändert. Ohne Zweifel ist Loeben zu dieser Änderung durch die Lektüre von Tiecks ‚Kaiser Oktavianus‘ angeregt worden, den ihm Görres' Gattin am 17. März mitgegeben hatte und den er in den nächsten Tagen ‚mit Lust las‘. So wäre Florens ein ahnungsvoll gewählter Name für den jungen Dichter als sei er, gleich dem erst verkannten Kaisersohn des Volksbuches, berufen, dereinst Taten zu vollbringen, deren man mit Bewunderung gedenken würde.

Mit Absicht bin ich auf Einzelheiten eingegangen. Es gilt, die falsche Anschauung von einem ‚Verkehr' Eichendorffs mit den Arnim und Brentano auszurotten. Krüger hat schon im ganzen das Richtige getroffen, nur — aus Materialmangel — nicht schlagend genug beweisen können. So hat man sich veranlaßt gesehen, seine Darlegungen abzulehnen. Es wird zur Klärung beitragen, R. Steigs ausführliche Anzeige des Krügerschen Buches in der Deutschen Litteratur-Zeitung [1]) analysierend zu betrachten. Der glänzende Aufsatz des alten Eichendorff ‚Halle und Heidelberg' bringt eine immer wieder ausgeschriebene Schilderung des Heidelberger Lebens der Brentano, Arnim und Görres. Die Dioskuren wohnten im ‚Faulpelz', und nun beschreibt Eichendorff diese Wohnung sehr lebendig. Steig schließt daraus: ‚Eichendorff ist also in diesem Quartier gewesen. Und darin muß er auch Brentano getroffen haben. Und jeder Zweifel daran ist unrecht, ob er auch wirklich, wie er begeistert schildert, den sprühenden Abendunterhaltungen Arnims, Brentanos und Görres' beigewohnt habe.'

Die letzte Behauptung wird sich alsbald erledigen; die beiden ersten so kategorisch hingestellten sind in ihrem einseitigen Folgern aus dem Altersbericht des Dichters methodisch zum mindesten anfechtbar. Woher weiß Steig, daß E. die Wohnung der beiden ‚aus der Erinnerung' beschreibt. Ist z. B. eine mündliche Tradition während des Verkehrs in Berlin irgend weniger wahrscheinlich? [2])

---

[1]) DLZ. 1899, Nr. 7, Sp. 263—268.

[2]) Derselbe prinzipielle Einwand ist gegen eine Behauptung wie diese zu machen: ‚Auch über den Streit der Romantiker mit Voß wußte E. aus persönlichem Erlebnis Bescheid; denn die Bemerkung des ‚Erlebten', daß Arnim aus großmütiger Pietät mit dem vereinsamten Greise friedlich zu verkehren gesucht habe, konnte er seiner Zeit nicht aus litterarischer Quelle schöpfen.' Beweist das etwa ‚persönliches Erlebnis'? Was hindert anzunehmen, fragt man dagegen, daß E. diese Gesinnung Arnims erst 1810, in Berlin, kennen gelernt habe? Aber selbst angenommen, er habe von ihr schon in Heidelberg vernommen: kann er diese Kenntnis nicht auch dann durch Görres' Vermittelung oder sonst indirekt erhalten haben?

Steig vermutete richtig, daß die Reise der Brüder E. nach Paris kaum einen Monat dauerte. Um nun die Behauptung eines Verkehrs der schlesischen Barone mit Arnim und Brentano durchzusetzen, beschränkt er die Zeit dieses Verkehrs selbst, indem er sehr glücklich notwendig mangelnde Sicherheit des Wissens durch Bestimmtheit der Diktion ersetzt: ‚— — hält sich E.s Darstellung seiner persönlichen Begegnung mit ihnen <A. u. Br.> innerhalb reiner historischer Treue und Wahrheit. Aber freilich fand diese intimere Zulassung zu ihrem Freundschaftsbunde mit Görres nicht vor, sondern nach dem Pariser Abstecher der jungen E. statt.' Also während eines Zeitraumes von acht Tagen, neben einem vielstündigen engen Verkehr mit Loeben, den Reisevorbereitungen und zahlreichen Abschiedsvisiten. Erwägen wir immerhin die Möglichkeiten einer persönlichen Berührung mit A. und Br. für diesen Zeitraum. Als Vermittler käme nebst Görres, über den nachher gesprochen werden soll, Loeben in Betracht.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann indirekt bewiesen werden, das Loeben A. und Br. in Heidelberg persönlich nicht kennen gelernt hat.[1]) Dies Ereignis hätte er seinem Tagebuch, das einmal einen gesehenen Grafen Fugger oder sonst einen Tagesbekannten treulich nennt, nicht verschwiegen. Doch gäbe ich auf das Schweigen des Tagebuchs allein nichts; Wert erhält diese Tatsache erstens dadurch, daß Strauß' Aufzeichnungen verglichen werden können, zweitens dadurch, daß man die psychologischen Voraussetzungen der gelegentlichen Bemerkungen, E. oder L. sei Arnim oder Brentano unterwegs begegnet,[2]) erwägt und mit

[1]) Krüger läßt die Frage offen, ob L. Arnim und Brentano persönlich kenne; seine Annahme (S. 92), er sei schon längere Zeit vor den Eichendorffs in Heidelberg gewesen, ist willkürlich: am 17. Mai kamen diese, am 19. Loeben an. — Das gegen e. Bekanntschaft m. A. entscheidende Zeugnis vgl. S. 187.

[2]) Eichendorff berichtet, wie sie am 2. Februar 1808 auf dem Wege nach Nauenheim, am 14. in Rohrbach Arnim trafen, hier im Schlitten. Krüger zitiert die Beschreibung des Arnimschen Kostüms durch E. Loeben erzählt, wie er am 28. April den Dioskuren auf dem Wege nach Schlierbach begegnete.

jener negativen Feststellung kombiniert. Gerade diese Bemerkungen in den Tagebüchern legen den Schluß nahe, daß E. wie L. solche Begegnung als ein nicht alltägliches Erlebnis empfanden und sich anmerkten. Hätten sie mit A. und Br. in irgend welchem Verkehr gestanden, würde wohl eine Zufalls-Begegnung auf der Landstraße geringeren Eindruck gemacht haben. Notiert man sich, wie ein Mensch, dem man begegnet, gekleidet ist, wenn man ihn näher kennt? Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist die Kontrolle, die Strauß' ganz ausführliches Tagebuch gestattet, der Tag für Tag mit Loeben zusammen ist und mit keiner Silbe von einem Verkehr mit jenen Dichtern spricht. Einmal — am 4. Februar 1808 — war Strauß mit Arnim in einer Gesellschaft zusammen. Der junge Voß hatte ihn bei der Rudolphi, ‚dem ersten Cirkel' der Stadt, eingeführt. ‚Mit von Arnim gingen wir nach Hause,' erzählt Strauß und charakterisiert ihn nun mit Worten, die unzweifelhaft machen, daß er zum erstenmal mit ihm gesprochen hat: ‚Das freye, gesetzte, in sich abgeschlossene Wesen dieses Mannes und eine jugendliche, auf sich selbst gegründete Freundlichkeit hat mich sehr für ihn eingenommen.'

Strauß und Loeben scheinen also keine nennenswerten Beziehungen zu A. oder Br. gehabt zu haben. — — Dann könnte zu einer flüchtigen persönlichen Begegnung Eichendorffs mit ihnen allenfalls Görres eine gelegentliche Vermittelung gegeben haben, dessen Hörer alle fünf waren, — Loeben nur vorübergehend —, mit dem alle in freundlichem, aber keiner in tiefer gehendem Verkehr stand. Namentlich käme der 31. Jan. 1808 in Betracht. Er ist auch in diesem Sinne ausgenutzt worden. E. berichtet: ‚Nachmittags Isidorus bei uns. Gen Abend mit ihm, Strauß und Budde in die Vesper bei den Franziskanern. Darauf alle zu Görres, wo auch dessen Frau und niedliche Schwester. Gespräche in der tiefsten Dunkelheit.' Auch Strauß und L. heben das lange Sitzen in der Dämmerung hervor. Allzu ausgedehnt ist der Besuch kaum gewesen, denn Strauß

und Budde brachten noch ‚den ganzen Abend' bei Loeben zu. L. berichtet weiter, daß Creuzer hinkam,[1]) von A. oder Br. erwähnt keiner irgend etwas. So bliebe nur noch die Möglichkeit einer Berührung mit den beiden für den 6. Mai: da sind die Eichendorffs zu Abend bei Görres, wie L. meldet. Über den Verlauf dieses Abends wissen wir nichts. Hoffen wir, daß sie wenigstens einmal Zeugen der Sarkasmen des ruhelos Witzigen sein und den königlichen Anblick des andern, des gelassen Beharrenden, genießen durften!

Steig bemerkt mit gewohnter Zuversichtlichkeit ferner: ‚Nun stimmt auch alles Litterarische, was von Joseph von E. selbst oder indirekt durch seinen Sohn berichtet wird.' Denn: Steig ‚sieht nicht ein, weshalb nicht Joseph von E. einer der (am ‚Wunderhorn') mitsammelnden, gleichgestimmten Studenten gewesen sein könnte'. Dieses mangelnde Vermögen der Einsicht scheint mir die Teilnahme E.s an den Sammlungen zum ‚Wunderhorn' nicht wahrscheinlicher zu machen. Sie ist im Gegenteil wenig glaublich. — —

Wir fassen zusammen: das Verdienst Krügers ist, energisch auf die Bedeutung Loebens für die Heidelberger Epoche E.s hingewiesen zu haben. Die ganz enge Gemeinschaft der beiden jungen Dichter vom November bis zum Ende des Heidelberger Aufenthalts ist nicht zu bezweifeln; sollten Beziehungen zu Arnim und Brentano schon damals überhaupt bestanden haben — was sehr unwahrscheinlich ist —, waren sie oberflächlich und verschwinden hinter dem Einfluß Loebens.

---

[1]) — — — ‚mein langes Gespräch mit ihm, ich sprach viel, stark und würdig gegen Voß'.

Wir erinnern uns, daß zwei Wochen nach dem boshaft-groben ‚Bußlied der Romantiker' von Voß verstrichen sind, das am 14. Januar im Morgenblatt erschien; neben A. W. Schlegels Übersetzung des ‚dies irae' gesetzt benutzt es dieselben Reime. — Gegen einen Genitiv wie Zoren statt Zorns kannte Voß keine Nachsicht:

Wird auch Feuer ohne Schonung
Meinen Reimen zur Belohnung — —

Man sollte es nicht glauben, wenn man die Gegensätze betrachtet, daß so ganz und gar der Freie dem immer Unfreien verschmelzen konnte. Jener wirft sich mit frischer Herzhaftigkeit den andringenden Wellen des Lebens entgegen und meistert sie, da er mit Kraft sich ihnen hingibt; diesen, wie eine Espe in rastloser Unruhe bis zum Wipfel erzitternd, erschüttert jeder Hauch. Jener kommt zur Klarheit, denn seinem scharfen Blick zerstreuen sich die Nebel, die am Morgen eines Lebens aufsteigen; diesem quellen, in seinem begeisterungstrunkenen, weichen Dasein immer neue und verschleiern die Aussicht auf ein eignes Ziel; die wechselnden Gestaltungen einer im Innersten unselbständigen Phantasie täuschen ihm immer wieder eine ersehnte, nur zu raschgläubig hingenommene Klarheit vor, aber Sehnsucht nach den erhofften goldnen Wundern einer verschwimmenden Ferne verläßt ihn zeitlebens nicht und raubt ihm die ruhige Sicherheit dessen, der fühlt und weiß, daß er auf eignem Boden baut. — Herrmann v. Eichendorff hat schon recht, wenn er die beiden ‚grundverschieden in ihrem innersten Wesen' nennt, aber seiner Anschauung, eigentlich habe zwischen den Freunden von jeher eine Kluft bestanden, die ‚nur durch das persönliche Wohlwollen zeitweilig überbrückt' worden sei, ist entschieden entgegenzutreten. In der Blütezeit ihrer Freundschaft tauchte nicht das leiseste Gefühl der Wesensverschiedenheit auf. Das kam erst ganz allmählich, nach der Berliner Zeit, zum Bewußtsein und fand nun sogleich einen schroffen, wie es nicht anders sein kann übertriebenen Ausdruck in ‚Ahnung und Gegenwart', das doch noch so manche Erinnerung an Loeben birgt, dem Besitzer kaum bewußt. Jene sattsam bekannten Parodieen Loebenscher Art prägen deutlich die Gegensätze: da geht der junge Eichendorff gegen die ‚sich selbst zerstörende Schwelgerei in Bildern' und gegen den ‚feinen Firniß von Sanftmuth' vor; da ekeln ihn ‚die Falschen mit ihren Taubenherzeu' an, da preist er ‚das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben'. — Und den Zornworten des Jungen gibt der Alte eine stählerne Spitze. Man kann gut

nachempfinden, wie sich der hohe Beamte, der überlegene, welterfahrene Greis eines Schamgefühls nicht erwehrt, wenn er etwa des Frühlings 1808 gedenkt: er verschließt sein Herz und wird nicht ohne Bitterkeit ungerecht.

Der Blick auf das dichterische Verhältnis Loebens zu Eichendorff ließ erkennen, wieviel noch durch ausgedehnte stilkritische Betrachtung, ausgehend von Loebens Einfluß auf ihn, für die Kenntnis Eichendorffs zu gewinnen ist. Auch die biographische Übersicht ist insofern nicht ganz unnütz gewesen, als das Nebeneinander zweier romantischer Gruppen in Heidelberg für 1807/08 festgestellt werden konnte, zwischen denen Görres allenfalls eine lose Verbindung aufrecht erhält. Wichtiger aber als einiger Gewinn, der hier für die Kenntnis von Loebens äußerem Leben abfiel, ist die Verfolgung seiner geistigen Entwicklung in dieser Zeit starker Anregungen.

6. Übergangszeit. — Abschied von Heidelberg.

Tiefer noch als Loebens Lyrik hat die Tieckſche Dichtung seine epische Produktion beeinflußt. Wir werden im einzelnen zu beobachten haben, wie der Sturm von Eindrücken, mit denen dieser vielgestaltige und vielgewandte Dichter den Jünger Hardenbergs überfällt, sein Wesen nachhaltig erschüttert, aber über die ethische Wirkung hinaus Loeben völlig aus seiner bisherigen Bahn epischen Schaffens herausdrängt, einem Wege zu, der den Nacheifernden bei seiner Gestaltungsschwäche leider in die Sandwüste der Konvention führte.

Bei dem Lyriker — als der Loeben künstlerisch allein in Betracht kommen kann —, ist Tiecks Wirkung, so eindringlich wir sie für die Gegenwart sahen, doch nicht eben nachhaltig im weiteren Verlauf; anders bei den epischen Versuchen des Jahres 1808.

Rückblickend stellt Loeben im April 1808 fest, wie es ihm während der Arbeit am Guido unmöglich war ‚zu empfangen‘,

d. h. irgend etwas zu lesen. ‚Seit der Vollendung des Guido erwachte nun allmählich das Bewußtsein und die Reflexion und das Treiben, den Moment der Gegenwart kennen und begreifen zu lernen.‘ Hier hat die Betrachtung einzusetzen.

Jetzt lernt er also — Anfang 1808 — Tieck kennen, kauft und liest innerhalb der nächsten Wochen in begeisterter Bewunderung fast seine sämtlichen Schriften, mit den ‚entzückenden Volksmährchen‘ beginnend. Er steht ‚in Flammen und Hölle‘ beim Karl von Berneck und hat am ‚Sternbald einen seligen Genuß‘;[1]) bei der ‚göttlichen Genoveva‘ vergießt er Tränen und küßt das ‚heilige Buch‘, wie er in der Ekstase der Bewunderung zu tun pflegt. Aber auch die Seelenquälereien des ‚Lovell‘ macht er durch: ‚er ist ein totaler Gegensatz meiner Natur, des Enthusiasmus; ich bin sehr angegriffen und entfremdet.‘ Dann folgt der ‚Kaiser Octavianus‘.[2])

Diese Vertiefung in die Tieckische Poesie ruft zunächst eine kurze Periode des Zweifels an der eignen Kraft, der Niedergeschlagenheit und Arbeitsunfähigkeit hervor, der er teilweise

[1]) ‚Tieck! Geliebter!! Mein Bruder! Ich rufe laut Gottes Segen über Dich, Deine Seele ist rein und gefällt Gott,‘ schreibt er am 21. Januar nach der Lektüre des ersten Teils, in dem noch das Vermächtnis Wackenroders, aufrichtige Innigkeit, im Gegensatz zum zweiten Teil zu spüren ist. Tieck sind drei Sonette des ‚Reisebüchleins‘, im April entstanden, gewidmet. S. 164—166.

Wackenroders ‚Herzensergießungen‘ lernt er zufällig Ende Februar kennen; sie versetzten ihn nach ‚trüben, ängstigen Wochen‘ in eine selige Stimmung: ‚Nie hat mich ein Buch mit einem beruhigenderen Blicke angeschaut, es war als hätte ich einen höchst einfachen Schlüssel zu einem sehr großen Schaze gefunden.‘ — ‚Ich hielt das Buch unaufhörlich in meinen Händen, jedes Blatt war mir theuer, wenn ich es anfühlte, unbesehens wußt' ich mich zu Hause, ungenannt fühlt' ich mich gemeint, wußt' ich mich geliebt.‘ — Ich gebe absichtlich diesen Erguß des Tagebuches und erinnere an meine Ausführungen oben, über die Wahlverwandtschaft zwischen Novalis und Loeben.

[2]) ‚Aus den duftigsten und reizendsten Elementen aller romantischen Poesie zusammengewoben, ein Spiel zur Lust aller Sehnsucht, Lieb' und Lust im Menschen,‘ so charakterisiert er ihn in den deutschen Worten an Frau von Staël, 1814, S. 158.

durch Satire gegen sich selbst Herr zu werden sucht. — ‚Ich bin heute ganz in's Humoristische geraten, um meine trübe Stimmung zu kurieren. — Dionysius war sehr entrüstet, daß ich über mich selbst seit ein paar Tagen so entsetzlich humoristisch sprach und Tieck usw. in den Himmel hob, wie er verdient.' [15. Januar.] Aus diesen Tagen stammt ein dramatisches ‚Inhalts-Verzeichnis' seiner Lyrik — ‚Index ad codicem repetitae praelectionis cum Clave' —, dem man die Kenntnis des ‚gestiefelten Katers' und das ‚Zerbino' ansieht: den Auktionator, der mit ironisierenden und herabsetzenden Bemerkungen die einzelnen Dichtungen unter den Hammer bringt, unterbricht der empörte Autor, der alle Käufe rückgängig machen will, wogegen die Käufer, Bäcker Gottlieb, der Bader, Bauer Wenzel, ein Kalendermacher u. a. protestieren; nach vielem Reden und einigem Prügeln wird die Auktion verschoben. — Als Loeben Novalis nähertrat, fünfviertel Jahre zuvor, hatte die berauschende Erkenntnis einer Verwandtschaft der Weltanschauungen seinen Sinn für die Erkenntnis der erheblichen Unterschiede in Art und Begabung unempfänglich gemacht: und die Heidelber Freunde trugen dazu bei, die Trübung seines Urteils zu vermehren; stellte ihn doch Prof. Michaelis ohne Bedenken über Novalis. — Jetzt lernt Loeben einen zeitgenössischen romantischen Dichter kennen, dem er an Gewandtheit in der Form und wohl auch an Schmiegsamkeit der Phantasie sich ähnlich fühlen konnte, dessen weit überlegene Lebenserfahrung und Gestaltungskraft er anerkennen mußte; zum erstenmal drängt sich ihm ein Vergleich auf und führt — nach früheren Anfällen allgemeiner Mutlosigkeit — zu greifbarem Zweifel an der eignen dichterischen Begabung und weiter zu prüfender Betrachtung, bald Verwerfung dessen, was er geschaffen hat.[1]) So äußert er schon Ende Januar

[1]) An solche Zustände der eignen Seele hat Loeben gedacht, wenn er später in den ‚Lotosblättern' sagt: ‚Wie verwandt ist Ironie mit einem glühenden Schmerz nnd einer glühenden Liebe! — Ironie entspringt aus dem Vergleichen des hohen Ideals des Alls in der Seele mit dem gegen-

seine Unzufriedenheit mit dem I. Teil des ‚Guido', vor allem den Märchen. ‚Man sieht es ihnen an, daß sie gar nicht in den Organismus der ganzen Poesie gehörig verwuchsen. — Sie langweilen und verzögern die Handlung auf eine unerträgliche Weise. — Eine Erinnerung an diese Weitläuftigkeit kann mich

---

wärtigen Zustande, sie ist ein bei dieser betrübenden Wahrnehmung erwachendes Bewußtseyn höherer Kraft, welche darin besteht, daß man sich über das stellt, was man um und an sich fühlt, und das Misverhältnis selbst zum Gegenstande des Komischen irgend einer Art macht, anstatt in demselben ganz vernichtet und muthlos unterzugehen.' (Lotosbl. II, 45 f.) Ein ‚erwachendes Bewußtsein höherer Kraft!' Das ist bei Loeben die Kehrseite der oben geschilderten Selbsterkenntnis, die eine klare und gefestigtere Natur vielleicht zu förderlicher Selbst-Beschränkung geführt hätte; sie darf nicht übesehen werden: aus der partiellen Verurteilung seiner früheren Dichtungen — dem ‚Reisebüchlein' geht es bald wie dem ‚Guido' — entspringt ein verstärktes Selbstgefühl in der Gegenwart. In dem S. 168 zitierten Sonett heißt es nachher:

Will sich ein Fremder gegen ihn erheben,
Des Dichters Wandel bis hierher erwägend;
Fühlt dieser schnell sich in den Himmel steigen.

Begegnet ihm Mangel an Verständnis und Enthusiasmus, steigert das sein Selbstgefühl nur, wie das ‚Reisebüchlein' mehrfach bezeugt.*) So entrüstet er sich im ‚jüngsten Gericht', (S. 196 ff.) gegen diese ‚Liebllosigkeit der Welt'.

Doch ihr wisst von keiner Andacht,
Dräutet nie mit Flammenzungen,
Und es lösen meine Zähren
Nie den Felsen eurer Herzen,

und im ‚Ritterschlag' (S. 168 ff.) donnert er, der brieflich Strauß die verständige, aber jenem weniger als ihm selbst nötige Mahnung zuteil werden läßt: ‚Du mußt vor allem ... Meister werden des Feuers das Dich so ungestüm durchströmt.'

Tod und Hölle jedem Felsen,
Der sich wirft in meine Bahn!
In den Grund will ich ihn wälzen,
Wird ihm traun nicht wohlgethan.

*) Schon Nr. 87 der ‚Georgia' vom 26. August 1807 hatte eine ‚Ode an die Erbärmlichkeit' gebracht.

zur Verzweiflung bringen!'[1]) In dieser Zeit entsteht das dritte der vier dem II. Teil des ‚Guido' vorgesetzten Sonette:

Der Dichter sieht mit heiterm Unbehagen
Auf manchen der zurückgelegten Schritte;
Nach seiner teutschen, unverhohlenen Sitte
Pflegt er sich's dreust in's Angesicht zu sagen;

unter diesen Erwägungen wird am 2. Februar, während die Drucklegung ihrem Ende entgegengeht, die ‚spätere Vorrede' geschrieben. ‚... ich bin fähig, unter euch Fremde vor meine Habseligkeiten zu treten, über sie zu sprechen, zu lächeln, zu spötteln wie ihr'. p. VI. Die beiden vorderen Teile des Buches ‚betrachtet er im Grunde nur als Skizzen, einer edleren Ausführung überlassen'; mit der ‚Verklärung' hebe erst das eigentliche Gedicht an. p. X, XI. — Aber schon Mitte März, gleich nach der Ausgabe des Romans, verurteilt Loeben ihn vollkommen. Sein Tagebuch ist ein interessanter Beweis dafür, wie ephemer und persönlich beschränkt die Wirksamkeit des ‚Guido' war und sein mußte, da wenige Monate schon nachdem die Stimmungen, unter denen er entstand, verflogen sind und Loeben selbst sich in manchen gewandelt hat, der Dichter kein Verhältnis mehr zu seinem Werk hat:

‚Unbegreiflich ist die Verblendung meiner Freunde für den Guido, der objektiv betrachtet, schlechterdings in keinen Betracht kommt. Es ist alles roh, unzusammenhängend, abgerissen, arm, wenig Erfindung, noch weniger Ausführung. Der I. Theil ist durch und durch verfehlt, ungestalt und ohne Reiz; der II. kurz, und dennoch gegen den ersten und dritten gehalten, viel zu verweilend auf Einzelheiten; im III. ist wie in den beiden andern gar kein Verhältnis in den einzelnen Parthien, überall Schwere und Unbiegsamkeit, der letzte Abschnitt total roh, materiell, stumpf und verfehlt ...' Einen Monat später heißt es: ‚Jede Kritik

[1]) In solcher Stimmung wird z. B. ein Gedicht geschrieben wie ‚Beklommenheit', Rsb. S. 83ff.

über den Guido, die nicht mit dem Vernichtungsprozeß anfängt, wird zu keinem richtigen Resultat führen.'[1])

Aber bald beschäftigt ihn eine Reihe von Romanentwürfen, deren Themen unter dem Einfluß oder doch aus dem Kreise Tieckscher Stoffe gewählt sind. — Bei der hastigen Intensität seines Arbeitens wird einiges ziemlich weit geführt, auch zu einem vorläufigen Abschluß gebracht; eine Beförderung zum Druck vereitelt dann das rasche Fortschreiten, das in neue Bezirke trägt, für die das Ältere nicht mehr paßt. ‚Ich bin älter geworden um viele, viele Jahre, ja, ich habe vielleicht in dieser kurzen Zeit das gelebt, was die armseligen Ephemeren unter mir ein Menschenleben nennen', schreibt er damals einem Wittenberger Freunde, Claus. — Die Fülle der vorliegenden Zeugnisse seiner sich wandelnden Neigungen zwingt zu einer nur andeutenden Charakterisierung der Tendenzen und des Geschaffnen.

Die Lektüre der Tieckschen ‚Volksmährchen' zeitigt die ‚Idee zur Geschichte der heiligen Gertrudis' — nur eine Skizze —, die aber schon nach wenigen Tagen der Plan zur Erzählung vom alten ‚Grimoald[2]) und frommen Reinhard', seinem Sohn,

---

[1]) Aber mochte auch dem Geist des Dichters das voreilig veröffentlichte Dokument einer wilden Gärung schon weit zurückliegen, den Zeitgenossen (wohl auch den in der Gegenwart um die Erforschung dieser Zeit Bemühten) repräsentierte es für die nächsten Jahre die Persönlichkeit nicht nur, sondern auch die künstlerischen Bestrebungen Loebens, der diesem Buche namentlich, damals wie heut, den Titel des ‚Hyperromantikers' verdankt, es ward eine Zielscheibe ihrer Verachtung oder ihres Spottes. Mancher wird ein Urteil gefällt haben wie Therese Huber in ihrem Brief an Usteri vom Juni 1808 (Goethe-Jb. XVIII, 124); besonders das Karfunkelmotiv im Guido reizte den Hohn eines Baggesen und Genossen. Des Karfunkels spottet auch z. B. von Blomberg, mit dem Loeben einige Zeit in Heidelberg verkehrte, in seiner Satire ‚Der Teufel im Bade' (Schreibers Heidelberg. Taschenbuch für 1811, S. 126). Der bekannte ‚Klingklingel-Almanach' wie etwas später die ‚Divina Comedia' (Berl. Kgl. Bibl. Yy 8466) verhöhnen beide namentlich dieses Karfunkelmotiv.

[2]) Man wird mit der Annahme der Entlehnung des Namens aus Tiecks ‚Genoveva' wohl nicht fehlgehen.

ablöst. Dieser zieht aus, für seinen leidenden Vater auf einem ‚goldgelben Hügel' ein Stück des wundertätigen heiligen Kreuzes zu suchen, und findet dabei seine Mutter, die ins heilige Land als Eremitin gegangen war; dort betete sie für ihren Gatten, der einst im Zorn ihren Vater erschlagen hatte. —

Einen Monat später kommt ihm der Gedanke zu einem ‚Volksbuch', der ‚schönen, neuen Historie von der Galathea', die auf drei Bücher berechnet war. Das erste ausgeführte handelt ‚von der einfachen Liebesgeschichte des Grafen Florens und der Galathea', deren Liebreiz den Florens, als er ihr auf der Jagd im Walde begegnete, und später auch seine Eltern bezauberte. Die ‚Melusine' gab die vorbildliche Anregung. In diesen Kreis gehört auch die Erzählung vom ‚getreuen Pilger', im Mai begonnen, die von der Freundschaft eines deutschen Bernhard zu dem Provenzalen Florio handelt. Dieser heiratet später die zuerst fälschlich für seine Schwester gehaltene Blancheflur.[1])

Die ‚ewige Liebe', die ‚ewige Treue', schwärmerische Freund-

[1]) Nur in diesem (irrtümlich angenommenen) geschwisterlichen Verhältnis besteht ein äußerlicher Anklang an den bekannten mittelalterlichen Roman von Flore und Blancheflur, den Loeben wohl sicher nicht kannte. Die Namen mögen Sylvesters, des jüngsten Hardenbergs, sehr allgemein gehaltne Romanzen von Florio und Blancheflur in Rostorfs — Karl von Hardenbergs — ‚Dichtergarten' [Erster Gang, Violen. Würzburg bei Stahel, 1807, S. 20ff.] hergegeben haben. — Die dort geschilderte Situation regte Loeben zur Ausführung seiner Romanze ‚Berengar und Dolce' [Rfb. S. 55ff.] in dem gleichen reimlosen Versmaß [– 4 ∪] an. — Den ‚Dichtergarten' las Loeben seit Ende 1807 mit Eifer und Bewunderung immer von neuem, so daß nicht undenkbar wäre, daß Sylvesters ‚Mährchen von Thule' [S. 335ff.] mit der Gestalt der Edda, die ihrerseits auf Novalis' Märchen im ‚Oftdg.' zurückgeht, in einigen Zügen die Edda-Episode im III. Teil des ‚Guido' beeinflußt hätte; werden an diesem Teil doch noch im Januar 1808 Umarbeitungen vorgenommen. Doch ist es sehr wohl möglich, daß bei beiden unabhängige Ausführung Novalisscher Anregungen vorliegt; jedenfalls ist einige stilistische Verwandtschaft zwischen dem ‚Mährchen von Thule' und dem ‚Guido', der ja in der Hauptsache ohne Kenntnis des ‚Dichtergartens' geschrieben ist, unabhängig. — — Loeben widmete später Karl von Hardenberg einen liebevollen Nachruf in Kinds ‚Harfe' III 1816, S. 351ff. —

schaft; Trennung, Sehnsucht, Wiedersehen, Gelübde, Pilgerfahrten; frommer Glaube, Träume, wunderbare Begebenheiten, seltsame Abenteuer der Helden in der Jugend, — das sind die Ingredenzien dieser Erzählungen, die mit der ärmlichen Konvenienz ihrer Handlung wie ihrer Figuren auf das hindeuten, was später immer mehr hervortreten und nur in einzelnen kleineren Leistungen überwunden werden sollte: auf die Unfähigkeit des Lyrikers, in epischer Prosa irgend eine Eigenart zu gewinnen, über allgemeine Darstellung in Sprache und Ton hinaus Individuelles zu gestalten.[1])

Von der Gruppe eben genannter Arbeiten hebt sich ein Entwurf ab, den das wachsende Bedürfnis, ein klares Verhältnis zu der neuen ‚göttlichen Poesie' zu gewinnen, hervortrieb. ‚Eine leichte Wanderschaft durch sie, mit ewiger Tendenz des enthusiastischen Prinzips und mannhafter Vernichtung des entgegengesetzten, sollte den Inhalt des ‚modernen Roman's Emanuel' bilden. Der Held hat sich bisher mit der Medizin beschäftigt, die ihn unbefriedigt läßt. ‚Er fühlt, daß er viel zu viel An-

[1]) In den beiden ersten Teilen des ‚Guido' finden sich einige kurze schlicht beschreibende Stellen; verhältnismäßig einfach, auch stilistisch; z. B. S. 44; besonders aber im zweiten Teil, dessen Darstellung bürgerlicher Verhältnisse zu etwas mehr Klarheit und Natürlichkeit nötigte: etwa S. 150f., 178, 186, 190f., 202f.

Diese Stellen sind in doppelter Beziehung aufschlußreich: einmal lassen sie durch den Kontrast zum Gesamtgehalt des Buches erkennen, daß das Intensitäts-Niveau der sonst in ihm offenbarten Gefühle und Anschauungen selbst für diese Seele abnorm hoch, durch die Erregung jener Monate in die Höhe getrieben ist, dann aber weisen sie — und das ist in diesem Zusammenhang hier von Wichtigkeit — durch ihren Inhalt, der fast immer konventionell ist, ja in Kleinigkeiten nicht frei von einer Spur Philiströsität, auf jene spätere schriftstellerische Tätigkeit Loebens hin, die hauptsächlich in einer reichlichen, selten individuellen Roman- und Novellen-Produktion bestand. Es möchte einem leid thun, daß so die schimmernden Nebel des ‚Guido', zerrissen, schon einen flüchtigen Blick auf die noch abwärts liegende wenig erbauliche kahle Ebene gestatten. — Denselben Charakter farbloser Konvention trägt auch die kleine Novelle ‚Julius und Blanka' im Morgenblatt 1808 Nr. 139, 140.

dacht in sich habe, um in einer Wissenschaft sehr glücklich zu seyn.' Der Roman wäre eine Allegorie der Entwicklung Loebens geworden, und das Zitat zeigt, daß er das Wesen seines Geistes richtig erkannte. Der Plan kommt nicht zur Ausführung, so wenig wie die Ansätze zu einem Trauerspiel ‚Der kleine Eulenspiegel.'[1])

Neben all diesen epischen Versuchen, welche die lyrische Produktion eindämmen, ohne sie doch zu unterbrechen, gehen die vorbereitenden Arbeiten für ein großes Epos ‚Heinrich von Veldeke' her, von dem er glaubte, daß mit ihm ‚überhaupt das eigentliche Leben erst angehen werde. Das Bisherige ist nur ein sehnsuchtsvolles Anstreben, nach allen Seiten hin, ohne Mittelpunkt gewesen' . . .

Veldekes Persönlichkeit scheint Loebens Interesse schon zur Zeit des ‚Guido' geweckt zu haben, in dem er auch schon erwähnt wird. [‚Ja der Guido! sagte der alte Veldek immer, der wird euch ein Kern-Junge' G. S. 237.]

Noch hat er nur ganz allgemeine Vorstellung wie das ganze zu gestalten sei; ein andeutender Entwurf findet sich, demzufolge etwa das Werk in drei Teile zerfallen, und zwar der erste die Jugend darstellen sollte und das ‚Erwachen zur romantischen Poesie'; einen Aufenthalt in der Provence, Dichtung seines Heldengedichts der zweite; im dritten, den ein Prolog der ‚heiligen Muse' eingeleitet hätte, wäre dann Veldekes Herumwandern, der Aufenthalt beim Landgrafen Hermann von Thüringen, sein Tod und seine Apotheose geschildert worden.

‚H. von Veldek', heißt es, ‚erscheint mir als ein Heiliger des Enthusiasmus; als ein Märtyrer der überirdischen Sehnsucht und der Andacht soll er durch das Gedicht durch sein Leben schreiten, und sterbend, in Musik und Verklärung, die heilige Märtyrerkrone empfangen, die ewige Liebe schauen.'

[1]) Eine erhaltene Szene stellt den phantasievoll in der Natur lebenden Knaben dar, den die Eltern, Müllersleute, seine Gaben verkennend für blödsinnig halten.

Ausgeführt scheint nichts zu sein: Der Abschied von Heidelberg kam dazwischen, und die Rückkehr nach der Lausitz brachte mit den veränderten Lebensbedingungen neue dichterische Pläne und Arbeiten.

Der Abend des 11. April sah die erste schmerzliche Trennung; Strauß und Budde nahmen tränenden Abschied von Loeben, sie fuhren nach Iserlohn zurück.[1]) Der Termin ihrer Abreise war ursprünglich etwas früher festgesetzt worden. Schon am 2. April hatten — auf einem dem Straußschen Tagebuch eingehefteten Bogen — die Freunde eine Abschieds-Orgie gefeiert.[2]) Mit dithyrambischen Worten forderte Dionysius Isidorus auf in diesen Blättern zu sprechen: ‚Komm und laß es unsere Kinder und Kindeskinder lesen und weinend und jauchzend es lesen, wie Du mich liebst. Wenn sie an diese Stelle kommen, wissen sie es schon längst, was Du mir warst, und sehnend werden sie nur ein Wort von dem göttlichen Isidorus sich erflehen, daß sie selber lesen und vernehmen, wie Du in jedem Deiner Worte lebest und glühest. O so sprich, daß sie .... mit wehmütiger Thräne im Auge die Blätter zusammenschlagen und ausrufen: So liebten sich Menschen nicht mehr wie Isidorus und Dionysius!‘ — — — ‚Rede Isidorus, denn wo Du zu Deinem Dionysius redest, da wird Dir der Herr selbst die Worte in den Mund legen.‘ Die nächsten zehn Seiten füllte Loebens Hand: — — — ‚Auch Du, Geliebtester, verlangst Worte von mir. Was ich in jedem Walzer und in jedem: Ave Maria! und Orate meines Lebens, in jeder einzelnen Knospe des funkelnden Lichtkranzes, der Blumensprache, in jedem Kusse Dir hingab, was ein Tag dem andern und ein Puls dem an-

[1]) ‚Lebt wohl, lebt wohl meine Freunde! Die Jugend ist dahin, die Zeit der Akademie ist vorüber, schließt den Tempel. Das Fest ist aus!‘ (Strauß' Tagebuch.)

[2]) Gleichsam solche Szene vorahnend hatte schon Monate bevor die beiden Freunde wurden, Loeben in dem ‚Hieroglyphen‘-Fragment der ‚Georgia‘ (Nr. 59) geschrieben: ‚Und in göttlichen Dithyramben troffen des Wahnsinns Entzückungen von ihren brennenden Lippen.‘

dern fortreichte, wie ein wunderthätig Arcanum, das von den Ahnen auf alle Enkel erbt bis zum jüngsten Tage der Erde; das soll ich jetzt zusammenfassen in Eine wilde unbändige Fuge, und die Blizaccorde sollen durcheinander schiessen in gestirnten Streifen, und eine Glorie mit der andern ringen, alle Elemente, worein das Eine Element zerfiel und aus Uiberfülle sich spaltete, sollen zusammenbrechen und sich bestürmen, und ich soll sie alle beschwören in das heilige Ei der Liebe hinein, und der Weltgeist soll ruhig über ihnen brüten und die Ewigkeiten der Treue in trunkener Feier begehn. — Wohlan! es sei gewagt.'

Und nun folgt der ‚Schwanengesang', den das ‚Reisebüchlein' auf S. 72—77 unter dem Titel ‚Abschied', von dem einen Teil Strauß in seinen ‚Abendglockentönen' S. 122 f. wiedergibt.

Es leuchten die Wogen,
Der Morgen erscheint,
So fahre denn wohl,
Geliebtester Freund!

— — — — — — —

‚Ein Ritter bin ich, zu vertheidigen
Was mir die Welt in der Welt,
Und ein Riese, wenn mich der Zorn
Ergreift, und das Gnomengeschlecht
Gegen den Einzelnen grinzt.
Denn ich sag' es frei, und schäme mich nicht:
Wenig hab' ich vollbracht,
Großes, wenn ich mit euch
Mich messe!
Adelich bin ich gesinnt,
Und fromm und treu werd' ich bleiben,
Ringen mit Macht,
Dehmuth war immer mein Theil
Kraft und Mark, die sind mir gegeben;
Auch ist mir gegeben zu lieben die Welt,
Das Uibrige stehet bei Gott. —'

So schließen mit einem Gewittersturm feurigster Begeisterung diese acht Monate innigster Freundschaft wie sie begonnen; die Freunde sahen sich nach Jahren noch zweimal, widmeten sich Bücher [Abendglockentöne 123 f.], schrieben einander wiederholt, später seltener; aber die schöne Erinnerung an die trunkne Zeit der überschäumenden Jugendkraft lebte in ihnen und erwärmte noch das Herz des greisen Predigers, als den Dichter schon Jahrzehnte die Erde deckte. —

Einen Monat später, am Donnerstag den 13. Mai, verläßt Loeben Heidelberg, von den Gebrüdern Eichendorff begleitet. Sie fahren mit Extrapost durch Weinheim und Heppenheim[1]) über Darmstadt nach Frankfurt; Offenbach zu besuchen wird nicht vergessen: ‚es ist ein Garten bis dahin.' Dann geht es über Hanau, Aschaffenburg in den Spessart: ‚Schwelgen und Baden in der alten kühnen Grüne. Andenken an F. Schlegel, wir lasen oft sein Gedicht: Im Spessart.'[2])

Sonnabend nacht kommen sie in Würzburg an und schlafen aus; Montag mittag steigen die Türme Nürnbergs vor ihnen auf. Der Besuch von Schloß und Rathaus nimmt den Nachmittag in Anspruch; das Tagebuch berichtet weiter: ‚Abend. Süd-Wärme. Spaziergang durch die Straßen. Alles verloren in gold-blaue Ferne. Herrliche Brunnen und Brücken, Thürme, Posaune vom Thurm herab. Nachtigallenschlag.' Am nächsten Tage trennen sich die Freunde: ‚Sie auf Regensburg und Wien zu, ich mit einer Mithkutsche nach Bayreuth los;' von dort fährt Loeben in drei Tagen nach Dresden, wo er am 22. eintrifft; am 24. ist er auf dem Familiengute Nieder-Rudelsdorf, wo er für den Rest des Jahres bleibt.

---

[1]) ‚Bergstraße. Köstliche Baumblüthe, Grün, herrliche Ruinen, alte Burgen.' (Loebens Tagebuch.)

[2]) Du warst der Alten Haus und Burg;
In diesem grünen Zelt
Drang deines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.
Dichtergarten S. 136 f.

Kapitel 3.

Wanderjahre. — Weiterbildung.

1. In der Heimat.

Mit der Rückkehr in die Heimat beginnt nun in Wahrheit eine ganz neue Entwicklungsstufe: immer stärker regt sich in ihm die Neigung zur südlichen Dichterwelt; die Saat Tiecks, deren Keime wenigstens wir schon im ‚Reisebüchlein' erkannten, trägt jetzt Frucht. Loeben wird auf länger als ein Jahr — während welcher Zeit er auf den Lausitzer Familiengütern lebt — völlig in Nachahmung romanischer Dichtformen und Anschauungen verstrickt. Italiener und Spanier sind seine Lieblinge. Ein Ertrag des ihnen gewidmeten Studiums ist die Ausbildung bedeutender formaler Gewandtheit. —

Bei aller regen geistigen Tätigkeit führt er auch ein höchst geselliges Leben. Das adelige Fräuleinstift Joachimstein, dicht bei dem Dorfe Radmeritz [in der Nähe Seidenbergs] gelegen, dessen Stiftshofmeisterin[1]) die Mutter des Grafen Loeben im nächsten Jahre werden sollte, steht in lebhaftem Verkehr mit Nieder-Rudelsdorf und den benachbarten adeligen Familiensitzen.

[1]) Sie folgte der Frau von Unruh Ende September 1809 im Amte, das sie bis zu ihrem Tode innehatte. — Eine kurze Charakteristik aus den Stiftsannalen, die aber wohl mehr die letzten Jahre ihres Regiments berücksichtigen, sei hier angeführt: ‚Sie war eine sehr verständige und gutmüthige Dame. Sehr zu bedauern war es, daß sie sehr schwer hörte, woher denn manche Unannehmlichkeiten sowohl für sie als auch fürs Ganze entstanden. Und da sie vermöge ihrer Herzensgüte alles gut haben wollte, und niemandem etwas Unangenehmes sagen konnte, so wurde ihre Güte

Die Zahl der Stiftsdamen[1]) betrug damals etwa zwölf,[2]) von denen die Hälfte schon 20 bis 40 Jahre im Stift lebte; die andern waren erst innerhalb der letzten zehn Jahre eingetreten: 1798 die Fräulein von Bünau und von Tettau; 1801 Wilhelmine von Kiesewetter, 1803 Constanze von Unruh; im folgenden Jahr Luise Sophie von Jeschky, 1808 ein Fräulein von Salza. Diese Damen — Loeben, wie es scheint, nur um wenige Jahre voraus,[3]) — sind ebenso häufige Gäste auf Nieder-Rudelsdorf und den Nachbargütern, wie sie Loeben als Gast in Joachimstein empfangen; sie, dazu die Familien der Ferentheils, Rechenbergs, Schelihas usw. bilden einen angeregten Kreis, in dem musikalische Unterhaltungen, Spaziergänge, gesellschaftliche Spiele und Tanz, Gespräche über Kunst und abendliche Vorlesung neuerer Dichtwerke Anlaß und Gelegenheit zur Pflege freundschaftlicher und zärtlicher Beziehungen geben.

Loeben ist in seinem Element; sein Charakter ist nun einmal efeuartig: wir finden, was wir schon in Heidelberg beobachten konnten, bestätigt, daß er, um beruhigt zu leben, durchaus persönlicher oder brieflicher Anregung durch Freunde und Freundinnen, wie der Möglichkeit, selbst anregend zu wirken,

---

oft gemißbraucht, und der Geist der Unordnung erhielt dadurch viele Nahrung. In den letzten Jahren ihres Lebens wurde sie sehr kränklich, daher vieles unterlassen wurde, was nach den Statuten geschehen mußte. Ihr Lebensende erfolgte ziemlich schnell, da sie nach einem Krankenlager von 3 Tagen ihr Leben endete am 21. April 1825.'

[1]) Ein Verzeichnis der Stiftsdamen von 1764—1825, Auszüge aus den Stiftsannalen und dem Kirchenbuche verdanke ich der Güte des Herrn Pastors Haupt zu Radmeritz.

[2]) Unter ihnen zwei Mitglieder der Familie Nostitz, von der in der Zeit von 1809—1822 drei weitere hinzukamen; eine Salza, Kiesewetter, von Mühlen, von Berge.

[3]) Wilhelmine von Kiesewetter starb erst 1854, wird also damals kaum die Mitte der Zwanzig überschritten haben; auch daß sie allgemein ‚Mimi' genannt wurde, läßt auf verhältnismäßige Jugend schließen. — ‚Sie macht mir fortwährend die Cour,' bemerkt Loeben gelegentlich, und über Fräulein von Unruh schreibt er, sie suche ihn auf alle Art zu erobern.

bedarf. Auch fördert die Schönheit und wohltuende Ruhe der ländlichen Umgebung seine dichterische Produktion, die jetzt, wieder hauptsächlich der Lyrik zugewandt, unerschöpflich ist.

Er selbst faßt im September das Ergebnis dieser Arbeiten in die Worte zusammen: ‚Das Streben eines ganzen Sommers ist Vollendung der Form gewesen.‘ [1]) Sie zu erreichen, studiert er die großen italienischen, später die spanischen Dichter. Dazu hatte ihn schon früher eigne Neigung, dann die vorbereitenden Studien zum ‚Heinrich von Veldeke‘ geführt, wie er einmal be-

---

[1]) Schon während der Verhandlungen über das ‚Reisebüchlein‘ denkt Loeben daran, eine Sammlung ‚romantischer Dichtungen‘ bei Cotta erscheinen zu lassen. Dann wählt er einen andern Titel: am 19. April 1808 dankt Cotta ‚für die angenehme Zusicherung des Verlages der Romantischen Wälder‘; über den Druckort zur Erleichterung der Korrektur wird mehrfach korrespondiert, in einem späteren Brief Cottas, der statt des zuletzt vorgeschlagenen Leipzig, weil er dort keine Papierniederlage habe, doch zu Tübingen rät, heißt es: ‚Was das Honorar betrifft, so ziemt mir kein anderer Vorschlag als der, es vom Absatz abhängen zu lassen.‘ — Loeben scheint auf den Titel unabhängig von Wilhelm von Schütz gekommen zu sein, der ‚Romantische Wälder vom Verfasser des Lacrimas‘ (Berlin, in der Realschul-Buchhandlung) 1808 erscheinen ließ. Jedenfalls steht er aber von seinem Plan ab, nachdem er diese am 11. August erhalten und sie ihn ‚überaus angenehm und freudig ergriffen‘ hatten; Mitte August schreibt er Cotta ab.

Gedichte aus dieser Zeit bringt vor allem die schon erwähnte ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst‘ Friedrich Asts, von der ein vollständiges Exemplar in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek sich befindet. Daneben kommen in Betracht:

W. G. Beckers Taschenbuch z. geselligen Vergnügen 18. Jahrg. 1808 S. 65, 132, 233; 19. Jahrg. 1809 S. 130.

Heidelberg. Taschenbuch auf 1809 S. 34ff. Ferner:

Goldmann und Freudenfelds Zeitschrift für Poesie, Unna 1812, I. 1.

Urania 1815 S. 264 = Friedrich Raßmanns ‚Blumenlese südlicher Spiele im Garten deutscher Poesie‘ (Berlin 1817) S. 97.

Kinds ‚Harfe‘, III. Band 1816, S. 159ff. = Blumenlese südl. Spiele S. 18ff.

Raßmanns ‚Hesperische Nachklänge in deutschen Weisen‘, Köln 1824, S. 116, 180, 219. (Alles aus der Handschrift.)

merkt; die Kenntnis der Bemühungen A. W. Schlegels und Tiecks war eine weitere Ermunterung, in seinen ‚südlichen Versuchen' fortzufahren.[1]) Durch Übersetzen wie durch eigene An-

[1]) Seine Wandlung von 1807 zu 1808 charakterisiert gut eine Variante der ‚Ode an den Herzog von G.' (Cottas Taschenbuch für Damen auf 1809, S. 292):

Im ersten handschriftl. Entwurf 1807 heißt es:

Indien und Hellas Klänge
Bardennacht, Tuiskons Sänge
Sollen ineinander glühn
Lebensrege Harmonien.

1808 im zweiten und im Druck:

Südesrauschen, Eisengänge
Sollen durcheinander ziehn...

Aber: Sinn und Neigung zum südlichen Kolorit sind Loeben keineswegs erst durch die Bekanntschaft mit den Bestrebungen der Schlegel, Tieck usw. gleichsam angewöhnt worden. Man wird sich doch vor allzu einseitiger Akzentuierung des vorbildlichen Einflusses dieser Männer sorglich zu hüten haben bei dem Versuch, die Entwicklung Loebens und verwandter Geister zu verfolgen. In dieser jüngeren Dichtergeneration ruhen bereits keimartig romantische Anschauung und Empfindung und brechen dann oft rasch hervor, bei der ersten günstigen Gelegenheit. — Nicht immer, ja ganz selten werden die Übergänge dem forschenden Auge so erkennbar sein wie zufällig bei Loeben, — aus Mangel an Material. Sein Fall mag typisch sein, und später wird man vielleicht parallele Beobachtungen bei andern auch machen können. Es ist die Gruppe der ‚Vermittelnden', — zwischen klassischer und romantischer Dichtung einerseits, zwischen ‚Romantik' und großem Publikum andererseits.

In diesem Zusammenhang will ich auf den schon erwähnten kleinen Aufsatz Loebens in Nr. 8 der Georgia von 1807 über Anacreon hinweisen, in dem — fast zwei Jahre vor dieser Zeit — die bemerkenswerten Sätze stehen:

‚Mehrere der Gedichte auf Amor neigen sich sichtbar zu dem Romanzenton der späteren Zeitalter hin, und diese Wahrnehmung giebt ihnen in meinen Augen ein neues frischeres Interesse. — Dieses gilt ganz besonders von dem Liede μεσονυκτιοις ποθ' ὡραις, welches ein so süß geheimes, inniges, wunderbares Leben athmet als wir in mancher spanischen Romanze finden, deren reizend sinniges Wesen sich nicht selten an die Lieblichkeit des Anacreon anschließt.'

wendung der fremden Formen sucht er ihrer mächtig zu werden. Ein Stück aus Dantes Hölle, eine Reihe von Sonetten, Canzonen und Madrigalen des Petrarca,[1]) auch ein Madrigal des Guarini werden getreu ins Deutsche übertragen. — Den ‚Kaiser Octavianus', das Beispiel umfangreicher Verwendung romanischer Maße, übertrumpft er in dem unvollendet gebliebenen Versuch, ein romantisches Gedicht ‚Florio und Clelia'[2]) in Sestinen zu schreiben. Ein Prolog in Stanzen gibt eine kurze Exposition:[3])

Zwei Schlösser standen, eins, wo die Garonne
Läßt ihre süßen Silberkinder spielen
Mit Frühlingsbildern und mit Blumenwonne,
Das andre, wo Zitronenlüfte kühlen
Die üpp'ge Glut der catalon'schen Sonne,
Und blaue Lüft' im Blumenfeuer wühlen;
Hier war's, wo Clelias lichte Schönheit thronte,
Dort war's, wo Florios süße Sehnsucht wohnte.

‚Bei Ritterspielen und bei Frühlingsfesten' sehen sich die beiden; ihre Liebe begünstigen die Eltern, aber unter der Bedingung, daß Florio der Schar der Neider durch edle Taten seine Würdigkeit erweise; Clelia bleibt in banger Sehnsucht zurück. —

Auch der Form der Variationen, die jetzt beliebt wird bedient er sich: so finden wir in Asts Zeitschrift (I, 4, S. 36 ff.) zwei Friedrich Schlegelsche[4]) Themen variiert.

---

[1]) Ein Beispiel in Asts Zeitschrift II, 3, S. 22 ff.

[2]) Je ein Fragment in Raßmanns ‚Blumenlese südl. Spiele', 1817, S. 111 f. und in desselben Herausgebers ‚Hesperischen Nachklängen' (Köln 1824), S. 219 f.

[3]) Die Situation ist mit der schon erwähnten des ‚Berengar und Dolce' im ‚Reisebüchlein' verwandt; ja der Plan des ganzen Gedichtes scheint hervorgegangen aus einer Fortsetzung jener beiden Romanzen, von der das Tagebuch gelegentlich spricht.

[4]) Loebens Begeisterung für ihn war in stetem Wachsen. Schon im ‚Reisebüchlein' (S. 167) widmet er ihm ein Anfang April 1808 entstandenes Sonett:

Dem Fernen muß er seinen Trieb bekennen,
Daß Edles sich zum Edlen liebend finde, — — —

Ganz besonders gefördert glaubt er sich aber, als ihm — in den letzten Monaten von 1808 — ‚das Geheimnis der spanischen vierfüßigen Trochäen' aufgegangen ist. ‚Der Trochäus drückt die hohe, in sich selbst ruhende gediegene Kraft aus, welche am Spanier so sehr uns Deutsche anzieht.' Ein Strom von ‚Romanzen' ergießt sich jetzt, nach dem Zeugnis seines Tagebuchs, das die täglich entstehenden Gedichte verzeichnet. Gleich so vielen dichtenden Zeitgenossen schwelgt er in dieser Form. Einiges ist erhalten und zeigt, daß ihm gleich Tieck[1]) Glaube und Liebe die Eltern der Romanze sind, Ritter und Pilger zu ihrem Gefolge gehören. In einigen ‚Romanzen aus den Kreuzzügen' finden wir alle diese Elemente vereinigt. In engster Verbindung mit dieser Leidenschaft für die Romanze steht die Vorliebe für die Assonanz. Hier haben Versuche wie die ‚Zeichen im Walde' von Tieck und anderes, auch z. B. die Romanzen in W. v. Schützens ‚Romantischen Wäldern' usw. anregend gewirkt. Eine ‚neue Periode seiner Produktivität' scheint ihm nun zu beginnen; bald danach, im Dezember, schreibt er Budde: ‚Für jetzt scheint es, daß meine Poesie einen Weg nehmen wird, wo die teutsche und spanische Poesie sich umschließen und meinen Geist zur reinen kräftigen Teutschheit verklären werden, die ja überhaupt die Mysterie meines Innern ist.'[2])

Wie anders urteilt er jetzt über den ‚Alarcos' als vier Jahre früher: ‚Nie schaute ich so ergreifende Klarheit und so ächt tragische Unendlichkeit. Wie sollt' es anders seyn? Er ist von Fr. Schlegel!' So ist denn auch Schlegels ‚Ode' in Asts Zeitschrift (I, 1, S. 61 ff.) inhaltlich wie in Reimstellung und Rhythmus vorbildlich für Loebens ‚Ode', Ast, I, 4, S. 1 ff., gewesen.

[1]) Ihn verehrt er vor allen als Meister:

‚Du bist und bleibst der Engel der Romanze'

ruft er ihm in einem Sonett zu (‚Reisebüchlein' S. 166). ‚Den Frühlingsbekränzten' nennt er ihn später einmal. (Deutsche Worte an Frau von Staël, 1814, S. 149.) Auch brieflich sucht er sich Tieck zu nähern und sendet ihm am 22. Nov. 1808 Beiträge für einen von diesem etwa geplanten Musenalmanach. (Holtei, Briefe an Tieck 1864 II, 264.)

[2]) Zu der ‚Blumenlese südlicher Spiele', die Fr. Raßmann 1817 herausgab, hat Loeben als Vorrede ein Stück einer ungedruckt gebliebenen

Zwei Romanzen stehen im 4. Heft des I. Bandes der Aſtſchen Zeitſchrift: Seite 33 ff. ‚Die weiße Roſe‘; S. 50 ff. ‚Die ſchöne Jägerin‘; beide ſind, mit noch andern etwa gleichzeitigen, in die Gedichtſammlung 1810 aufgenommen, wo ſie das V. Buch bringt. Beider Thema iſt Liebesſehnſucht; in der erſten Romanze ſendet die Geliebte dem Allzugleichgültigen eine weiße Roſe, empfängt ſpäter eine rote, Symbole quälender Sehnſucht und erwiderter Liebe;[2]) die Weinende lehnt andern Schmuck als Perlen ab. — Die zweite iſt durchgehends in a-Aſſonanzen gehalten; in ihr wird die Sprödigkeit der freiheitsdurſtigen Sylvia in zärtliche Hingebung zu ihrem Entführer gewandelt, als ſie ihn auf der Jagd verwund ethat und für ſein Leben fürchtet.

Die Natur wird in einigen Romanzen gefeiert, vor allem der Frühling; oft auch, hier und in anderen Gedichten, der

---

‚Anleitung zur Kenntnis der ſüdlichen Reimkunſt‘ gegeben, die er zur Belehrung einer Freundin (vielleicht der Thereſe a. d. Winkel) verfaßt hatte, wie es Raßmann ſchrieb. (Vgl. Raßmanns Leben und Nachlaß, Münſter 1833 S. 202.) Wenngleich einige Jahre ſpäter entſtanden, ſpricht ſie noch völlig die Anſchauungen aus, die ſchon 1808 den Dichter erfüllten: Wer dem Weſen der Poeſie tiefer und ſehnender ins Auge geblickt habe, der wiſſe, daß die holden heitern ſüdlichen Spiele von ihrem Weſen nicht getrennt werden können. ‚Wo ſich dieſe lieblichen Weiſen mit der inneren Poeſie eines Gemüths im Zauberbunde verſchmolzen haben, da iſt die Erſcheinung dieſer Blumen und Blüthen des Südens erfreulich, ſinnreich und beluſtigend im Garten deutſcher Dichtkunſt.‘ Unſerm deutſchen Weſen vielleicht fremdartig, aber von ſchöner Fremdartigkeit. Doch nur warmen und innigen Dichtergemütern komme es zu, dieſes liebliche, ſinnvolle Spiel zu treiben; ungeſchickt, ſteif, froſtig, mit einem Wort abſtoßend wirke dagegen Zwang und eine zu große Abſichtlichkeit. — Wenn man erfreulich finde, daß die deutſche Sprache ſich den ſchönen metriſchen Verhältniſſen der klaſſiſchen Sprachen anſchmiege, ſo dürfe man gegen die Biegſamkeit, mit der ſie den Weiſen der ſüdlichen Dichtkunſt ſich zu fügen ſuche, zum mindeſten nicht ungerecht ſein. (A. a. O. p. III. sqq.)

[2]) Dieſe Symbole ſind bei den Spaniern beliebt, ihr ſinnvolles Spiel beſchäftigt Loebens Phantaſie lebhaft. Einen Beweis bringt gleich eines der nächſten Gedichte in demſelben Heft der Aſtſchen Zeitſchrift, S. 45 ff., ein Minneſang.

‚liebe teutſche grüne Wald'.[1]) — ‚Eine untergehende Sonne iſt ein glorienreicher Tod. Darum iſt der Sonnenuntergang der höchſte und für mich der rührendſte Moment des natürlichen Organismus,' bemerkt Loeben im Dezember; ein Zeugnis dieſer Anſchauung iſt der ‚Abend', bei Aſt I, 4, S. 39 f.

Seine Vertrautheit mit der romaniſchen Poeſie wächſt; er gerät über Bouterweks Geſchichte der Poeſie und begeiſtert ſich an der Betrachtung der Italiener und Spanier; er lieſt den Don Quixote ‚mit hohem andächtig genieſſendem Ernſt'; er lernt auch Calderon jetzt kennen, und er empfindet und es geht ihm ähnlich wie A. W. Schlegel von ſich ſagt:

Fantaſtiſcher Naturen
Viel Labyrinthe ſchuf er,
Doch triumphir'nder ringen
Die Lieder noch, entſchleyert
Myſterien er, und feyert
Sein Phönix-Opferfeſt;
Daß mich ihm nachzuſingen
Die Sehnſucht nie verläßt.

(An Fr. Schlegel 1802, Poet. Werke 1811, I. S. 220.)

So entſteht gegen Ende des Jahres ein unvollendetes Mantel- und Degenſtück ‚Triumfe der Liebe', das zuerſt den Namen ‚Der Ring' tragen ſollte. Loeben verwarf die Arbeit bald ſelbſt mit der Bemerkung: ‚ohne allen höhern eigenthümlichen Wert'. Und er hat recht, denn was vorhanden iſt, entbehrt jeder Individualität; es treten Schemen auf, die mit Reimen ſpielen. Ein Zweikampf und die Flucht des einen

[1]) Seine Schönheit und ſeinen Zauber preiſen ja die meiſten der Romantiker; um nur die Loeben gerade am nächſten ſtehenden zu nennen: Tieck, Friedrich Schlegel, Roſtorf; Florens, den jungen Eichendorff, nicht zu vergeſſen. — Loeben in ſeiner Neigung zum Süden und Orientaliſchen wird ſelbſt die deutſche Fichte einmal, da er ſie lange und mit inniger Verſenkung betrachtet, zur Palme, dem Symbol der ſüdlichen Natur, — ſo erzählt er in ſeinem Tagebuch.

Kämpfers, der fälschlich wähnt, seinen Nebenbuhler getötet zu haben, gehören der Vorfabel an; der Flüchtling fällt in Mohrensklaverei, rettet sich zurück nach Alicante. Liebesnot und -sehnsucht, Trennung und Wiedersehen zweier Paare, zwischen deren Angehörigen die Handlung verschlungen wird, klingen als die Hauptmotive an, der Ausgang sollte wohl glücklich sein.[1]) — Um zu erkennen, wie vollständig dem Lyriker jede Spur dramatischer Begabung fehlt, genügt die Angabe, daß im ersten Aufzug sechs lange Monologe[2]) von drei Dialogen in Terzinen, gereimten Trochäen oder Jamben unterbrochen werden! Aber bei dieser ausgesprochenen Neigung zum Süden betont Loeben in Briefen und im Tagebuch wiederholt, seine Gedichte seien ‚ächt teutsch'.

Teutsch begann ja meine Liebe,
Und von ihr werd' ich nicht lassen,
Können's auch nicht alle fassen,
Daß ich um so teutscher bliebe
Bei dem südwestlichen Triebe,

erklärt er in einer Dezime.[3])

So etwa begann das Jahr 1809, von dem der Zufall leider will, daß über seinen Verlauf Genaueres nicht zu ermitteln ist: der Schreibkalender des Jahres und Manuskripte aus dieser Zeit fehlen, so daß wir gezwungen sind, von eingehender Betrachtung dieser ausgesprochenen Übergangszeit abzusehen.[4]) Während dieses Jahres vollzieht sich, wie im folgen-

[1]) Zwischenspiele, in denen Dolor und Poesie auftreten, waren beabsichtigt.

[2]) Von ihnen zwei im Kanzonenmaß; zwei in Terzinen; einer eine Sestine; einer in je zehnmal die gleichen Reime wiederholenden trochäischen Reimpaaren.

[3]) Auch in jenem obenerwähnten Brief an Budde, der die reine kräftige Teutschheit seines Geistes hervorhebt, scheint es, als wolle er dem Freunde gegenüber sein patriotisches Herz salvieren, das doch bei aller romanischen Begeisterung deutsch fühle.

[4]) Der unfreiwillige Verzicht auf einen Bericht von Tatsachen gibt Gelegenheit zu einem kurzen methodischen Exkurs; um mit wenigen Worten

den die Analyse des sechsten Buchs der Gedichte von 1810 lehren wird, die Lösung Loebens von Mystik und Romantik; der Gesinnungswandel, der ihn Fleming, vor allem Goethe nähert. Goethe wird jetzt sein Führer. An Bewunderung und Liebe zu seinem Genius hatte er auch vorher schon sich nicht genug tun können: ich erinnere u. a. nur an das dankbar verehrende Sonett des ‚Reisebüchleins' an ihn als einen der ‚guten Götter' seines Lebens. Doch sein Einfluß hatte dem sinnfälliger andringenden, wohl auch durch nähere seelische Verwandtschaft stärker packenden andrer, romantischer Dichter nachstehen müssen. Jetzt mildert sich das extrem Abgeschlossene seiner Dichtkunst; an Goethescher Kunst, noch mehr vielleicht von Goethescher Natur versucht der junge Dichter Maßhalten zu lernen. Daß es nicht von Dauer ist und sein kann, verschuldet nicht mangelnder guter Wille, verursacht das Unglück seines Lebens: Fremdem allzu nachgiebige Weichheit und die eingeborene Liebe zum Nebelhaften — Erst für den Berliner Aufenthalt Loebens beginnen die biographischen Quellen wieder reichlich zu fließen, erst in diese Zeit fällt auch wieder eine größere Veröffentlichung.

2. Berlin und die Gedichte von 1810.

Seit dem Herbst 1809 etwa weilte Loeben in Berlin und wohnte mit den beiden Eichendorffs, die auf seine Einladung nach der Hauptstadt Preußens gekommen waren, in demselben Hause. Zwischen dem untern Stockwerk, wo er, und dem obern, wo sie wohnten, bestand ein reger Verkehr. Oft enthält sein Tagebuch Vermerke wie diesen: ‚Recht lange bei meinen Freunden

---

die bisher und noch für die nächsten drei Jahre zu beobachtende chronologische Form der Darstellung gegen den leicht zu erhebenden Vorwurf der Pedanterie oder Schwerfälligkeit in Schutz zu nehmen. Sie wird zur Pflicht in Anbetracht des ungemeinen und raschen Wechsels in den Anschauungen des Dichters und der jähen Wendungen seiner Künstlerbahn. Bis zur Zeit des Befreiungskrieges bedarf es chronikenartiger Treue, um den Wandlungen dieses Epigonen nicht nur folgen, auch sie richtig würdigen zu können. Später genügt ein mehr summarisches Verfahren.

oben, Mitteilungen, Gespräche, Vorlesen von Poesien.' Öfter sieht sie auch Josty bei sich, der beliebte Treffpunkt der eleganten und vornehmen Welt. Hermann Eichendorffs Angaben zufolge gedachten die Brüder nach kurzem Aufenthalt Berlin wieder zu verlassen, aber ein Nervenfieber fesselte Joseph seit Beginn des Jahres 1810 etwa ans Zimmer. Ende Januar schreibt Loeben: ‚Florens wieder sehr leidend. Es ist trostlos.' Doch besserte sich sein Zustand während des nächsten Monats so, daß beide am 4. März abreisen konnten.

‚Um 5 Uhr (Morgens) reisten meine geliebten Eichendorffs ab, denen ich den Zauber meines hiesigen Aufenthalts wie das Drama seinem Chor verdanke. Mit tausend Thränen ließ ich sie fort aus meinen treuen Armen, und viele flossen ihnen nach.' — Loeben brachte die beiden Brüder, vor allem allerdings den älteren, da der jüngere meist krank war, in Berührung mit einem großen Teil des damaligen litterarischen Berlins. Er stand mit Adam Müller und seiner Gattin in herzlichem Verkehr und hörte mit Entzücken Müllers ‚göttliche Vorlesungen' über Friedrich II., wie er auch Fichtes Vorträge im Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität, besuchte und ihn ‚immer mehr lieben lernte.' — Im Müllerschen Hause lernte er Brentano kennen, mit dem er während dieser Wochen wiederholt zusammen war. ‚Er unterhielt uns', schreibt er z. B. am 4. Januar, ‚den Abend mit seinen Tollheiten unter denen oft herrlich tiefe Töne liegen, — — — endlich schloß er mit köstlichem Guitarre-Spiel'. Drei Wochen später nach einem Besuch bei Sanders, heißt es: ‚Brentano auch da. Ich liebe Brentano.' Und Brentano scheint wirklich, trotz der Grundverschiedenheit ihrer Naturen, trotz allen überlegenen Sarkasmus' auch, der immer einmal durchbrach, Neigung zu diesem Antipoden und doch in schwärmendem Enthusiasmus ihm Verwandten empfunden zu haben, wenigstens solange sie in persönlicher Berührung waren.

Am 1. Februar empfängt Loeben seinen Besuch; Bren-

tano hört mit steigendem Interesse Loebensche Poesien an. Dann geht es hinauf zu Eichendorffs. ‚Brentano spielte und sang tausenderlei Unvergleichliches und Lieblingssachen.‘ Einige Tage darauf besuchte Loeben dann die Dioskuren in ihrer gemeinsamen Wohnung in der Mauerstraße. — Denn kurz vorher hatte er auch Arnim kennen gelernt, am 25. Januar: ‚Nachmittags bei Müller, Arnim kam hin. Ich sprach ihn zum erstenmal und versprach ihm einen baldigen Besuch.‘ Da verlebte er nun ‚einige herrliche Stunden — —, Gespräche, Gemälde, Marienbilder, das alte Stammbuch usw.‘. — — In Müllers Vorlesung zuerst und später in dessen Wohnung macht er damals auch Kleists Bekanntschaft. Doch blieb der — flüchtige — Verkehr wohl äußerlich: diese Naturen standen sich zu fern. Loebens bekannte Verbindung mit Kleists ‚Berliner Abendblättern‘, jetzt von Reinhold Steig eingehender betrachtet,[1]) vermittelte wahrscheinlich der gemeinsame Freund Fouqué. Mit diesem nämlich (und für ganz kurze Zeit auch mit Chamisso) kam Loeben hier bald in innigste Berührung. Beide Dichter verkehrten im Hause des Buchhändlers Johann Daniel Sander, den man zu erwähnen pflegt, wenn von der Textgeschichte ‚Hermann und Dorotheas‘ die Rede ist: er besorgte die Korrektur des vom ältern Vieweg in Berlin verlegten, in der Druckerei der Vossischen Zeitung gedruckten Epos' zu großer Zufriedenheit Humboldts und des Dichters. Daß er durch merkwürdige Lebensschicksale interessant ist, lehren die beiden starken zu wenig genutzten Bände seiner Briefe an C. A. Böttiger, deren Originale

[1]) Vgl. R. Steig und Kleists Berliner Kämpfe 1901, S. 434 f. und Neue Kunde zu H. v. Kleist, 1902, S. 42 ff.

Von Loeben rührt in Nr. 69 der ‚Berliner Abendblätter‘ vom 22. März 1811 ein novellistischer Beitrag her, der den Titel ‚Die furchtbare Einladung‘ trägt. — Daß die gleichzeitig entstandene Erzählung Loebens der ‚Schlüssel zum Brunnen‘ in Nr. 16 des Fouqué-Neumannschen ‚Preußischen Vaterlandsfreundes‘ vom 23. Februar 1811, von Kleist durchgearbeitet worden ist, macht Steig mit zutreffenden Gründen wahrscheinlich.

die Dresdner königl. Bibliothek bewahrt. Das Verhängnis seines Lebens war seine Gattin Sophie, die nach des klatschliebenden Böttigers[1]) getrübtem Urteil, solange sie Jugend und Reiz besaß, eine feile Kokette war, die gern mit den schönen Geistern liebelte. Daß diesem einseitigen Verdikt Wahrheit zugrunde liegt, ist ebenso sicher wie daß es übertrieben ist. Wir wissen aus Launs Memoiren,[2]) um einen andern Dresdner Zeitgenossen anzuführen, der im Herbst 1802 Sanders Gastfreundschaft genoß, wie taktvoll z. B. Sophie Sander Adam Müllers oft herrisch aufbegehrende leidenschaftliche Verehrung für sie in Schranken zu halten wußte. — Eine höchst sonderbare Trennung, ja Gegensätzlichkeit des Geschäfts- und des geselligen Kreises bestand im Sanderschen Hause. Und bei den unvermeidlichen Gelegenheiten ihres sich Schneidens gab es oft komische Intermezzi; bei Laun ist davon zu lesen. Dieser schreibt: ‚Sanders Comptoir war ein eigentlicher Herd der Gegenrevolution wider die neuen Ansichten in Kunst und Litteratur.‘ Kotzebue-Merkels ‚Freimüthiger‘ erschien bei ihm, der anfänglich auch an seiner Redaktion teilnahm, bald aber, über den in ihm herrschenden Ton empört, sich ganz von ihr zurückzog. Die Romanfabrikate August Lafontaines verlegte er, feilte auch, was des sorglosen Schriftsteller eilfertiger Feder entlaufen war. Denn Sander galt als Stilist von Ruf. So das Geschäft. — Um den Sanderschen Teetisch aber, dem die ‚reizende Hausfrau‘ vorstand, sammelte sich vorzüglich die neue Schule und deren Anhang. Diesen geistreich-schwärmenden Teeabenden hielt der Gatte sich fern, doch weniger wohl aus Abneigung gegen die

[1]) Der schlimmste Repräsentant dieser Klatschsucht der Zeit über litterarische Persönlichkeiten war sicherlich Böttiger, der kritiklos mit schwatzhaft-kleinlichem Behagen einhamsterte, was er an Staub aus den Häusern der Großen zugetragen erhielt. Am unangenehmsten tritt das entgegen aus seinen Notizen, von denen einen Teil der Sohn nach dem Tode des Vaters zusammenstellte und unter dem Titel ‚Litterarische Zustände und Zeitgenossen‘, Leipzig 1837, 2 Bde., herausgab.

[2]) Bunzlau 1837, I, 192 ff., 206 ff.

dort verkehrenden Perſönlichkeiten als um ſeines bis aufs äußerſte geſpannten Verhältniſſes zu Sophie und um der großen Arbeitslaſt willen, die er bewältigen mußte, um bei der damaligen Darniederlage des deutſchen Buchhandels ſich über Waſſer zu halten. Loeben jedoch, der leicht Entzündliche, war bald vertraut im Sanderſchen Hauſe und ganz begeiſtert von der liebevoll ſich hingebenden, treuen, feinen Seele ſeiner Herrin. Tagebuch-Bemerkungen von der Haltung der folgenden ſind öfter zu finden. ‚Ich las viel vor aus meinen Poeſieen, ſprach viel aus dem Herzen. Die Sander verſtand mich tief. Bei Tee und ſpäter Wein, Muſik uſw. blieben wir bis 12 Uhr beiſammen, ich mußte immer mehr leſen, und die Sander ſagte mir, daß ſie lange keinen reicheren Abend verlebt hätte. Auch ich war in meiner rechten, natürlichen Stimmung.‘ Loeben iſt während ſeines ganzen Lebens die Gegenwart eines noch ſo kleinen hingebenden Publikums Exiſtenzbedingung geweſen. Konnte es nicht ſinnlich greifbar ſein, ſo bildete das Surrogat ein ausgebreiteter, leidenſchaftlich betriebener Briefwechſel. Unterband auch dieſen — wie es in den Kriegsjahren wohl vorkam — die mangelhafte Poſtverbindung, ſo war er aufgeregt, unſchlüſſig, haltlos, ſchlechthin arbeitsunfähig. In Berlin waren die Lebensbedingungen ganz beſonders günſtig für ihn: als Publikum die Eichendorffs; die Reſonanz des Müllerſchen Hauſes; der Sanderſche Teetiſch und was er vereinigte —; zu dem trat nun noch die Freundſchaft mit Chamiſſo und Fouqué. Die Begegnung mit jenem, zu dem ſich Loeben ſchon lange hingezogen fühlte, verlief echt romantiſch-überſchwänglich. Am 13. Januar wird er mit dem ältern Eichendorff ‚zu Sanders gebeten, Chamiſſos Abgang zu Ehren‘, ſo berichtet das Tagebuch und fährt fort: ‚er geht nach Ville Napoléon als Profeſſor, vor einigen Tagen erfuhr ich es zu meiner Betrübnis, wir näherten uns heute einander inniger, und ſo gelang mir wenigſtens noch mein ſehnlicher Wunſch. Ich ſehe ihn gewiß noch vor ſeiner Abreiſe wieder. Bekanntſchaft mit W. Neumann.

Es war ein allerliebſter gemütlicher Abend. Müllers, Theremin, Wolfart, Robert, Chamiſſo. Innige, deutliche Näherung gegen letzteren, gegenſeitiges Bedauern, uns nicht eher gefunden zu haben.' Am nächſten Tage ſendet Loeben dem raſch gewonnenen Freunde das Gedicht ‚Wär' ich feſter dir verbunden, (Gedichte 1810, S. 31).

Es ſchließt:

Früchte folgen doch der Blüthe,
Die ein Hauch ſo ſchnell entriß;
Treu' iſt mehr als Hinderniß;
Und dem edleren Gemüthe
Bleibt das Ewige gewiß.

Zwei Tage darauf verfehlt Chamiſſo am Morgen Loeben in ſeiner Wohnung, iſt gegen abend noch einmal umſonſt bei ihm und kommt endlich nachts, zwiſchen 11 und 12 Uhr, zum drittenmal und nun nicht vergeblich herauf. ‚Wir blieben eine innige halbe Stunde beiſammen und ſprachen über Angelegenheiten unſrer Geiſter und Herzen. Übermorgen iſt er fort. Eine liebevolle Umarmung beſchloß dieſen mir ſo teuern Moment. Wir ſchieden im Glauben, immer weniger getrennt uns zu fühlen.' [1])

Die Annäherung an Fouqué war von längerer Dauer; ſie entſchied ſogar zum Teil Loebens Aufenthalt während der nächſten Jahre. An jenem 25. Januar, da er bei Müller auch Arnim zum erſtenmal ſprach, fand er Bernhardi und Fouqué bei dem Freunde ſchon vor. Das Tagebuch meldet: ‚Fouqués Freude, mich zu ſehen, und ſogleich inniger Handſchlag, feſt verbunden

[1]) Die ſo raſch Vertrautgewordenen haben ſich wohl nicht wieder geſehen, wenn auch aneinander gedacht. So bringt die Hitzigſche Ausgabe der Werke Chamiſſos von 1839 auf S. 311 des V. Bandes unter Nr. 128 ein ſcherzhaftes Gedicht an Fouqué, aus Napoléon, vom Anfang des Jahres 1811, welches beginnt:

Ei, ei! Freund Loeben, laßt es lieber ſein,
Was wollt Ihr mir zu meiner Herrin Füßen?

zu bleiben.' Wieder fanden die verwandten, schwärmenden Naturen sich im Augenblick. Schon am 1. Februar verließ zwar Fouqué Berlin, aber die enge Verbindung ward aufrechterhalten. Loeben liest Fouqués ‚Sigurd' mit hohem Entzücken und fühlt sich dadurch zu neuer Produktion unbestimmt erregt. Am 12. Februar entwirft und sendet er ‚dem Dichter des Sigurd' jene beiden Sonette, die in die Gedichtsammlung 1810 als 42. und 43. aufgenommen sind (S. 302/03). Das zweite Quartett des ersten lautet:

Nachdem es endlich glorreich dir verliehen
Das heil'ge Grab zu schau'n in ernster Stunde,
Das heil'ge Grab der alten Heldenrunde!
Stehst du als Ritter auf von deinen Knien.

Das zweite Sonett, eines seiner guten, lautet:

Wenn Stolz und Wollust nagend uns umschleichen,
Uns all umzüngelnd mit dem bunten Rauche;
Wenn losgelassen wie aus gift'gem Schlauche
Thorheiten windeschnell die Welt durchstreichen;

Wenn's scheinen will, daß mit zerbrochnen Speichen
Des Wagens Rad in Schlamm und Abgrund tauche;
Da fühlt der Mann, daß er der Freundschaft brauche,
Nicht, gleich den andern, elend zu erbleichen.

Du weckst die Töne unbesuchter Zeiten,
Du wälzest Felsen her von ihren Hünen,
Streitbare Mauern gegen diese Fluten.

Uns beiden will das Laub der Eiche grünen,
Der deutschen, deren Äst' im Sturm sich breiten;
So halt' ich dich, den Biederen und Guten.

Am 23. Februar empfing er darauf von Fouqué ‚einen himmlischen Brief und ein ganz beglückendes Gedicht... Frohe Gewißheit, daß dieser Mensch für mich noch ein reicher Quell

des Troſtes und der Erquickung ſein wird.' — Dieſen ganzen Kreis von Dichtern und Gelehrten vereinigt, vielleicht dem ſcheidenden Fouqué zu Ehren, ein großes Diner im Engliſchen Haus, am 31. Januar, an dem nach Loebens Bericht u. a. Fouqué, Hagen, Büſching, Fichte, Arnim, Brentano, Neumann, Wolfart, Hitzig, Robert, v. Rochow, Bernhardi und er ſelbſt teilnehmen.

Ward ſo die Berliner Zeit bedeutſam und anregend für Loebens Entwicklung, brachte der Aufenthalt eine wichtige Epoche ſeines dichteriſchen Schaffens auch zu äußerlichem Abſchluß: den Bruch mit der exaltierten Romantik der letzten Jahre beſiegelt ihm und bezeugt uns jene jetzt entſtehende Sammlung ſeiner Poeſieen, die gleichzeitig einen ziemlich vollſtändigen Überblick bietet über die Stationen des weiten Gebietes, das der junge Dichter in ſeiner Entwicklung ſchon durchmeſſen hat, die obendrein auch die Bahn der nächſten Jahre ſchon andeutet. — Bald nach der Bekanntſchaft mit der Sanderſchen Familie trat Loeben dem Gedanken näher, eine umfangreichere Auswahl ſeiner Dichtungen zu publizieren, die er früher ſchon begonnen und handſchriftlich ‚Lyriſche Wälder' benannt hatte. Die Verhandlungen mit Sander ſcheinen raſch zu einem befriedigenden Ergebnis geführt zu haben. Am 9. Januar ſchickt Loeben ihm ein Paket ſeiner Dichtungen zur Anſicht, am 18. erhält er vom Verleger eine zuſagende Antwort. ‚Der Druck ſoll am Montag (das war der 22.) beginnen. Ich habe noch viel dafür zu präparieren,' ſchreibt Loeben. Adam Müller erhält ſogleich die Blätter des ſpätern erſten Buches, die er im Verein mit ſeiner Frau ſo zu des Dichters Zufriedenheit ordnet, daß der ſie völlig in dieſer Reihenfolge zuſammen mit dem zweiten Buch Sander ſchickt. Dann macht er ſich an das Abſchreiben und Ordnen ſeiner Sonette, die das vierte Buch ſeiner Gedichtſammlung bilden. Sie hat er am ſtärkſten während dieſer Wochen vermehrt, bis zuletzt Einſchübe machend: 25 Sonette ein Drittel alſo des IV. Buches, ſind von Ende Januar bis

Ende Februar — neben vielem andern [1]) — entstanden. Auch über deren Anordnung hörte er Adam Müllers und seiner Gattin Rat an. Dann legte der etwa Patience, während sie mit Loeben die Reihenfolge besprach. An den Eklogen des dritten Buches rundete er nebenbei auch etwas, wenngleich erst in den letzten Tagen des Februars Buch III und IV zum Druck kamen. Namentlich aber macht ihm die Arbeit am V. Buche, das zum Teil von eigentlich romantischem Charakter ist, Freude. — Am 30. Januar wird ihm der erste, am 9. Februar erst der dritte Korrekturbogen zugestellt; ein Besuch bei Littfaß aber, dem Drucker, veranlaßt beschleunigte Lieferung, so daß Anfang März das Buch gedruckt ist. Am 19. März, in Wittenberg, erhält der Dichter schon seine Freiexemplare [2]), von einem Schreiben der Frau Sander begleitet, und schon am 28. desselben Monats schickt er aus Joachimstein ein Exemplar an Goethe, mit einem Brief, ‚aus dem Herzen bescheiden und einfach heraus'.

Von den sechs Büchern dieser rasch entstandnen Gedichtsammlung [3]) ist das eigenartigste und für Gesinnung und Person des Dichters aufschlußreichste wohl das sechste, die ‚Reise zum Parnaß'; das Reifste findet sich in den Sonetten des vierten Buches; entwicklungsgeschichtlich am interessantesten sind das zweite Buch — anknüpfend an die Epoche der ersten anakreontischen Versuche des Dichters — und das erste Buch, das lehrt, wie

[1]) So sind z. B. sechs Beiträge des zweiten und fünf des fünften Buches aus dieser Zeit: Von der ‚Reise nach dem Parnaß' gar, welche das VI. Buch bildete, ist der erste der 6 Gesänge erst am 4. Februar begonnen, am 6. der Plan zum Ganzen entworfen worden, das nun sehr rasch hintereinander fertig geworden sein muß.

[2]) Die Verlagsbedingungen sind nicht bekannt: vielleicht bestand in Gewährung einer größeren Anzahl von Freiexemplaren das Honorar.

[3]) Ihr genauer Titel ist: Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. Berlin, bei Johann Daniel Sander. 1810. — Das Exemplar des sehr selten gewordenen Werkes in der Kgl. Bibl. zu Berlin trägt die Bezeichnung Yn 56.

von ihnen aus der Romantiker den Weg zu Goethe nimmt. Im fünften Buch sehen wir der Romantik einen Tribut gezollt, den der Dichter zum größten Teil den Werken seiner überstandenen extrem-romantischen Periode entnimmt, während dann die Eklogen des dritten Buches schon in die arkadische Stimmung der folgenden Jahre überleiten.

In den sechs Gesängen der ‚Reise zum Parnaß' überblickt der Dichter in großer Allegorie die Jahre seiner Jugend. Das ganze Fragment[1]) fixiert sein Gefühl, daß er vor einem Abschluß stehe, daß eine neue Epoche für ihn beginne, daß er in hoffnungsfreudiger Frische auf freiere Wege, neuen Zielen zu, sich wenden werde. — Nach des Cervantes Vorbild,[2]) dem Dantes Einfluß sich gesellt, beschreibt Loeben wunderbare Abenteuer in fabelhaften Regionen, so Confessionen und Satire einkleidend.

I. Auf schaurig leuchtenden, duftlastenden Pfaden gelangt er zum Thron der Mystik, deren Haar mit goldnem Kamm Romantik schlichtet — — —

Hier sah ich sie zuerst, im Kranz' aus Mohne,
Die mächt'ge Circe, wie ich unbesonnen
Mich her verirrt, mir selbst zu traur'gem Lohne.

In Zaubernetzen hielt sie mich gewonnen,
Seit sie, zu eines fernen Waldhorns Klange,
Vom Thron die ersten Wort' an mich begonnen. (399.)

---

[1]) Eine Anm. Loebens am Schluß des Inhaltsverzeichnisses lautet: ‚Die Mittheilung dieses Fragments als solches dürfte sich in so fern entschuldigen lassen, als wenige Beziehungen desselben dem antheilsvollen und bewanderten Leser unverständlich bleiben können. Vielleicht am Schicklichsten eignet sich das Fragmentarische, auf Künftiges wie Vergangenes Bezogene, zum Schlusse dieser Sammlung.'

[2]) Wie Cervantes und Dante bedient Loeben sich der Terzinen. — Allerdings ist die ‚Reise nach dem Parnaß' des spanischen Dichters in erster Linie kritisch. Am Ende eines reichen Lebens stehend beabsichtigen ihre acht Kapitel, auf den Verfall der zeitgenössischen Dichtkunst die Aufmerksamkeit zu lenken. — Nur der vierte Gesang des Loebenschen Fragments hat ausgesprochen diese satirisch-kritische Tendenz.

Lange Zeit hat er glutdurchwühlt in ihren Banden geschmachtet — Jugend und blindes Verlangen nach dunklem Glück muß er Verführer nennen — bis er endlich erwachte und nun beschloß, den trüben Wundern zu entfliehen. Mit eignem Munde dies der Göttin anzukünden hat er sich aufgemacht. Danach enteilt er — — —

Unangebellt von feur'gen Zauberhunden
Entwand ich schweigend mich den stummen Tiefen.

II. Nicht ohne Unmut geht er an die Reise, mit schwacher Hoffnung für die Zukunft seiner Dichtung. Er fühlt, daß ihr die einstige Unschuld unbedachter Tage auf immer versagt ist:

Als keine Klügeleien mich entstellten,
Da war ich wenig, doch ich war mein eigen. (402.)

Er denkt daran, der Wissenschaft sich zuzuwenden; zu lichter Welterkenntnis sich aufzuschwingen, in die Tiefen der Forschung hinabzutauchen. Den Grübelnden führt der Weg in öde Wildnis, eisigen Abgründen entgegen. Da steht ihm, der schon entschlossen ist, hier ruhend den Morgen zu erwarten, ein herrliches Frauenbild vor den Blicken, von deren lächelnden Lippen er vernimmt:

Es pflegt die Menge Venus mich zu nennen,
Als Schönheit aber will ich dir mich zeigen,
Der Dichtung Sohn ist wert, mich selbst zu kennen. (405.)

Sie spricht dem Zweifelnden Mut zu, daß er wahrhaft ein Dichter sei:

Dir war zur Leitung früh kein Freund ergeben,
Du mußtest einsam deiner Blüthe pflegen,
So ward sie oft mit trübem Schein umgeben. (407.)

Ihn zum Parnaß zu geleiten verspricht die Göttin, damit, geweiht aus seinen ungetrübten Quellen, sein Mut sich zum Leben vorbereite.

III. Die Schönheit entschwindet; er aber steigt weiter empor, zu einem Meer von steilen Felsenmassen. Er scheint verirrt. Da dringt aus der Tiefe ‚ein dumpf Geräusch gewirrt und heis'rer Töne' an sein Ohr, und während sein Auge noch vergebens den Nebel zu durchspähen strebt, trägt ein edler Löwe den Gott der Liebe zu ihm. Der belehrt ihn, daß jene dumpfen Töne von Geschöpfen stammen,

welche fern den Quellen
Der lautern Lust und alles Menschenlebens
Von ihrer Selbstsucht Speise träg' aufschwellen, (412)

und gebietet ihm, seinen Löwen zu besteigen, der sie zu ihnen in die Höhle bringen werde. — Rasch sind sie an Ort und Stelle.

IV. Der Dichter fühlt ein widerliches Regen. Vor ihnen liegt ergossen

Ein Meer, wo jede trübe Well' aus Sande,
Aus Sand der Abgrund, wo die Schritte sinken,
Und Sand die Ferne bis zum letzten Rande. (415.)

Aus zwei Bächen, die durch den Staub sich plagen, ragt eine Sandbank auf: da hebt sich ein Hügel, auf dem wunderliche Vögel mit Menschenköpfen kreischend und sich putzend hocken.

Sein Führer bedeutet ihn:

Dies ist der Helicon der Deutschen Dichter; — — —
Sie sitzen da, wie so viel Höllenrichter,
Schon bist auch du vor ihr Gericht gezogen. (417.)
— — — — — — — — — — — — —
Du magst allein den Musensiz begrüßen,
Wenn ich erschiene, würd' er mich nicht fassen. (418.)

Eine weiße Wolke entführt ihn; den Dichter aber hebt der stolze Leu mit einem Schritt zum Helicon empor, allwo ihn wilder Flügelschlag und tolles Lärmen empfängt: er sei ein Glöckner der romantischen Minne, krächzen sie in hohlem Durch-

einanderschreien, ein Knecht der Himmelskönigin. Edel gefaßt entgegnet er:

Kommt euch denn nie das rechte Wort zu Ohren?
Wer sagt' euch denn von einer neusten Schule,
Als eure Blindheit und die Brut der Thoren?
Kennt ihr die ew'gen Meister unsrer Schule?

Und er nennt ihnen den großen Pindar, Sophokles und Goethe. (419.) Doch das heisere Toben übertönt ihn. Ihr Monarch, ein Wiedehopf auf stolzen Beinen, mit einer Federkrone, spricht, verächtlich blickend, Worte der Verdammung über ihn. Da umgibt ihn lichter Schein, und gewaltig wird er nach oben gehoben, durch die Macht des Gottes, zu eben jener Stelle, wo er zuerst ihn traf! Der Genius entweicht mit lächelndem Winken.

V. Den einsamen, ermüdeten Dichter drohen sehnsuchtsvolle Erinnerungen an die so rauh verlassene, schwärmende Zauberin Mystik zu übermannen, als drei sanft erleuchtete Gestalten, der Schönheit Abgesandte, nahen. Sie leiten ihn zum Ausgang aus dem schauervollen Felsenkreis, und die erste mit den frühlingsheitern Augen begann: woran es ihm bisher gefehlt habe, das sei die unbefangene Vertrautheit mit dem Leben ...

Ein trüber kranker Wahn, der dich verführte,
Entzog den Geist, der in das Leben paßte,
Dem Leben und dem Lohn, der ihm gebührte.

Ich sah betrübt, wie sie um dich erblaßte,
Die reiche Einzelnheit des jungen Lebens,
Und wie ein Schwindel nach dem All dich faßte. (427.)

Er segle vergebens zur Welt der Denker, er sei ein Dichter, der bei den Kränzen des vollen Lebens weilen müsse.

Systeme schüttle los und Machtbefehle,
— — — — — — — — — — — — —
Sei ganz erst frei, den Banden zu entrinnen,
In die du fielst; in neue sich zu kleiden
Ist nur für Frei' ein würdiges Beginnen. (428.)

Als so der holde Leichtsinn ihm eine sonnige Fernsicht eröffnet, wenn er ihm folge, mahnt ihn das schlichte Handwerk, in dessen Werkstatt Fleiß und Wissen sitzen, der äußeren Gestaltung mit liebevoller Strenge sich anzunehmen; und den schon mutig und entschlossen Blickenden löst mit gütigen Worten Gesundheit, die dritte der Gestalten, von den letzten Banden seiner Krankheit. Da strömt ihm Verjüngung labend zum Herzen, mit heitrer Stirn sieht er den Pfad sich aus den Felsen lenken und fühlt ‚die Glut des Himmels auf sein Haupt sich senken'. (435.)

VI. Auf ihrer Wanderung gelangen die vier in einen frohen, luftigen Hain. Dem Dichter wird verheißen, daß er die Schönheit wiedersehen werde. Nun erblickt'er einen Fluß von muntern Wimpeln belebt, sich nähernd ein gewaltiges Schiff, herrlich geschmückt, einem reichen Garten ähnlich mit Früchten, Bogengängen, Lauben. Freunde gesellen sich zu ihm; in vertraulichen Gesprächen wandelt man auf und nieder. Bald mehrt sich das Leben am Strande, Gondeln fahren hinüber, herüber: von einer zur andern schwingt sich die Unterhaltung. Während er dem allen noch das Wunder genießend zuschaut, kehren die drei Gefährtinnen zurück und geleiten ihn zum Sitz der Göttin. Vor ihr zu Boden gesunken vernimmt er, daß dieser Strom bis zum Parnassus rausche und mit der Morgenröte dies Prachtschiff sich in Bewegung setzen werde:

Es darf, nach ihm verliehenen Gesezen,
Die alle, so des Berges Weih' empfangen,
Tagtäglich in Parnassus Au'n versezen. (444.)

Dort werde er dann mit den seligen Geistern der großen abgeschiedenen Dichter Zwiesprach halten dürfen. —

Den Kern bezeichnend, könnte man das Fragment eine Absage an die Romantik, zum mindesten die der mystischen Observanz, nennen. Loeben selbst ist sich über seine Sinnesänderung und ihre Tragweite ganz klar, wie ein auszugsweise

durch das Tagebuch erhaltner Brief an seine Heidelberger Freunde Strauß und Budde, der am 3. Juni 1810 verfaßt ist, lehrt, — wenn auch begreiflich dem Rückblickenden die vollzogene Wandlung plötzlicher und radikaler erscheint, als sie vor sich ging. Er schreibt: ‚Zuerst suchte ich Rettung vor jener schwärmerisch verengenden Mystik, in die ich mich aus feuriger Sehnsucht verwickelt hatte. Ich suchte in dem Mittel Rettung, das man anwendet, wenn es brennt; ich goß Wasser auf das Glimmende. Ich bildete den schärfsten Gegensatz aus; ich suchte alles Wunderbare und Mysteriöse zu entfernen, und eigentlich ließ ich das wahre Reich der Prosa über mich kommen.‘ Das begann also gegen Ende des Jahres 1808 und setzte sich 1809 fort. Damit ist, wie wir wissen, nur eine Seite seiner Bestrebungen beschrieben. Nebenher wuchs in dieser Zeit seine Vorliebe für die spanischen Dichter, und die Beschäftigung und gesteigerte Ausbildung in den südlichen Formen der Dichtkunst näherten ihn wieder an einem wichtigen Punkte der romantischen Bewegung, die eine Popularisierung gleichsam der romanischen Formenfülle und -pracht auf deutschem Boden anstrebte. Für die Zeit aber, deren Exponent die Gedichtsammlung von 1810 ist, wird immer mehr Goethe das übergeordnete Vorbild seines Schaffens: daher jetzt und hier der Verzicht auf südlichen Formenreichtum.

Einer Ausdrucksform aber bewahrt der Dichter jetzt und künftig Treue, einer Form, die vom Begriff der Romantik als unzertrennlich empfunden ward und wird: dem Sonett. Ihrer sind an 90 in der ganzen Sammlung zu finden, sechs Dutzend im vierten Buche vereinigt.

Eine ganze Reihe von Themen und Verhältnissen kommt in ihm zur Sprache. — Die verhältnismäßig umfangreichste Gruppe von Sonetten widmet Loeben der Dichtkunst und dem Leben. Er betrachtet beides mit den philosophischen Blicken des allgemeinen Beobachters sowohl wie aus den Gefühlen seiner individuellen Bedingtheit heraus. Er dichtet über die ‚Lebens-

kunſt', über ſeine eigne Lebensführung und deren perſönliche Vorausſetzungen; er ſpricht vom Beruf des Dichters überhaupt und ſucht ſich klar zu werden über die eigne dichteriſche Miſſion.

Mit dem Genuß der Gegenwart verſchlingt ſich ihm ſtets die dankbare Erinnerung genoſſener und erſehnter Freuden frohe Erwartung (65).[1]) So treibt er ‚Lebenskunſt': ihn bildet das Leben, an dem er ſelbſt im Weiterſchreiten zu bilden ſucht (66). Trägheit und Selbſtſucht werden verdammt: ‚Jetzt iſt nicht Zeit zu weinen noch zu ſchlafen.' Ein neuer Morgen erwacht am Himmel (24). Ja, eine neue Welt geſtaltet ſich rings, unruhig wogt der neue Stoff und möchte ſich eine gemäße Form bereiten: ‚Nun ſeht euch vor, lernt Recht und Falſches ſcheiden!... Ehrt nicht zugleich die Flitter mit den Schätzen' (40). Wohl dem, der das Glück kraftvoller Jugend genießt (47): gleich der Wohltat eiſiger Quellen, friſch grünender Bäume, lichter Berge — Sitz und Ausfluß nah wirkender, vertrauter Natur — iſt dieſes Glück zu ſchätzen (44). Wohlauf! Laſſe die Jugend die Wimpel fliegen. Doch Stolz ſo wenig wie Kleinmut, ſondern mit Kraft gepaarte Demut ſei des Menſchen — zumal des Künſtlers — Stimmung, in der er höheren Zielen nachſtrebt (41). Wie die Nachtigall frühlingsnächtiges Gebüſch liebt, der Adler auf wolkengebietenden Felſen thront, hat jedes Weſen ein Recht auf ſeine Art. Leitſatz der künſtleriſchen Perſönlichkeit ſei: ‚Bild' aus, was dir Natur; es iſt das Aechte!' (39). Wer die ewigen Kränze des Lebens binden will, lerne die Blume des Augenblicks faſſen (23) —, Gedanken, die zum Fundament Goetheſcher Weltanſchauung gehören. — — Aber die Blüte ſeines Lebens, die Kunſt, bedarf des Lichtes geſchäftig-wiſſensfroher Belehrung, damit ſie nicht vergebens knoſpe: ‚Schrift und Leben' bildet ihn gleichmäßig (4). Doch weislich beſcheidet er ſich gegenüber den un-

[1]) Die je in Klammern beigefügte Zahl bezeichnet die Nummer, welche das Sonett im vierten Buch hat.

mäßigen Anforderungen einer unselbständigen Menge an den Künstler:

Wer klein wie ich, der dichtet nicht für alle;
Und wer für alle räuchert, ist der Kleinste (5).

Zwar nicht einmal überall Anerkennung findet das heilige Amt des Dichters. Gar manche halten es für ‚Raub an ernsteren Pflichten'. Wie sehr verkennen solche Tadler, daß nur, wenn die Pfleger der Kunst in treuem Verein mit den Lenkern des Staates, den Gelehrten wie den Männern des Handels und Gewerbes arbeiten, das Schiff des Volkes in Glück und Ruhe das Meer des Lebens befahren werde, daß allen Anteil am Steuer zieme (6).

Wollte er auch schweigen, ja im Aufblick zu den unerreichten großen Vorbildern (17) überhaupt die Feder ruhen lassen: Kann er dem schwellenden Frühling widerstreben, der die Blüten seiner Lieder hervordrängt? (12) Mögen immerhin die zarten nur wenig Sonnenschein und vielen Regen erfahren, mag der Ruhm aus roter Wolke niemals zu ihm niedersteigen: unbeirrt und aufrecht wird er durch die Menge seinem klaren Sterne folgen (70); und wenn der geschwundene Sommer einst seinen Jugendstamm entblättert, gibt seinem Blick ins Künftige Hoffnung, bescheidnen Trost:

Vielleicht, wenn wir vom Herbst gebrochen werden,
Wird eine Gottheit meine Asche sammeln
Und, Blätter, euch in grünes Laub verwandeln (45).

Nicht immer gelingt es dem beunruhigten Gemüt, den Pfad zur Zuversicht so rasch und leicht zu finden. Mit Wärme und Begeisterung Geschaffenes scheint dann dem stille Prüfenden so trübe, so leer, ein undankbares Ringen (2), — — doch: ‚Ein hoffnungsfroher Lenz befreit die Seele aus dem Zweifelkerker' (3). Auch über das niemals prüfende Urteil der Menge, die mit Huldigungen gebend und nehmend spielt, erhebt sich

nach anfänglichem Eifern der edle Geist. Sternenglut sengt ihm den Scheitel, mag ihm der Fuß noch bestaubt sein! (25) So siegt der Glaube über Wahn und Zweifel, die unser Leben umgarnen:

Der Seele werden himmlische Momente,
Wo die gebundne Schwinge sich entfaltet,
Wo ungehindert sie die Wolken spaltet
Und feiernd schwebt in ihrem Elemente (38).

Zwei Engel halten ihn an der Hand: Die Dichtung und der Glaube, unlöslich vereint im Kern seines Herzens (71). Mag uns seine Benennung, mag die Umschreibung mit Worten die Menschen entzweien, das Gefühl ist ewig: dem Glauben an ein unsterblich Göttliches fallen wir doch in die Arme (68). Sich hier bescheiden zu können wird als Höchstes und Reinstes von den Menschen errungen; am Ende wird unsre beschränkte Weisheit den Glauben nur fester gewinnen (37).

In wem der Glaube mit dem Zweifel also siegreich kämpft, der öffnet willig sein Herz der Sehnsucht, des Glaubens und Zweifelns vielgeliebter Schwester. So herrscht denn die mächtige Königin der Romantik auch in diesen Sonetten.

Solange Menschen Boot' und Schiffe bau'ten,
Sind sie nach goldnen Vließen ausgezogen (18).

Nach Liebe sehnt sich der Dichter, wie der Vogel im Käfig nach den freien Genossen (31); Nachtigall und Blumenduft leiten seine sehnsüchtigen Schritte auf den Pfad der Liebe. Wunderschöne Worte richtet er an den Mond, den Vertrauten der Sehnenden (29):

Das Fenster öffn' ich, deinen Duft zu trinken,
Und daß der Blick in deinen Stralen bade,
Sanftmüt'ger Mond, wie dort vom Wolkenpfade
Sie Tropfen gleich und Blumen auf uns sinken.

Noch entzückt ihn, wie einst, die ‚wundervoll und ew'ge Näh' und Ferne' (71). Aufrichtig ruft er, mit Freunden von liebgewordnem Orte Abschied nehmend:

Je ferner dir, je inniger die Deinen (22).

So ist ihm auch die Sehnsucht nach der Glut des Südens nicht nur geblieben (26), sie wächst stetig. Und wenn vor seinem geistigen Auge der ‚Deutsche Kunstberg' sich in das feurige Abendrot hebt, so steigen zu ihm aus den Fluten und vom Himmel herab ‚Des Südens Götter, die Verklärten, Frohen' (28). — Nicht geschwunden ist die Begeisterung für das Mittelalter, ein verlorenes Paradies (32). Mag das charakteristische und schöne Sonett im Wortlaut folgen:

Es träumte mir, ein Greis mit Silberhaaren
Entführte mich auf eines Schlosses Zinnen;
Mit Wonne noch bewegt es meine Sinnen,
Wie mir geschah, als wir da oben waren.

Ich sah die Schiff' und Wimpel unten fahren,
Durch offne Gauen edle Ströme rinnen;
Ich sah in Wäldern Jägernez' entspinnen,
Ich sah am Quell die Hirsche bei den Aaren.

Viel Städte schaut' ich, hoh' und niedre Thürme;
Den Blick umfing ein stolzes Wohlbehagen
Bei diesen Märkten, Straßen, Gärten, Thoren.

Mit einmal tönt' es hohl, als ob man stürme;
Der Greis verschwand, ich hört' ihn nur noch sagen:
„Dies war das Paradies, das ihr verloren."

Sehnsüchtig, gläubig-hoffend, begeisterungsfroh, ist sein Platz am Altar der Freundschaft und Liebe (46): als ihr Priester will er andächtig das heilige Feuer hüten. — ‚Dem blüht kein Lorbeer, der die Liebe meidet!' Die Größten — von Sappho, Alcaeus, den großen Italienern bis zu Novalis,

dem ‚Lehrling edler Frauen', und Goethe — danken ihr das Beste (17). Wohl liebt er Scherz und Spiele, Reigen und glänzende Feste, doch mehr als alles beglückt ihn Gespräch mit Freunden und das Lied der Liebsten, das ihn einwiegt (7). Wie Sonne die Orangen, treibt Liebe ihn zur schönsten Frucht (11). Sie hat es dahin gebracht, daß er der ernsten, einst befreundeten Nacht mit Angst und Furcht entgegensieht: sie trennt die Liebenden (8); ja, der Liebe magischer Duft hat ihn so berauscht, daß wilder Wahnsinn auf seiner Stirne lodert. — Doch selten, daß solche Stimmung ihn erfüllt; öfter und lieber verehrt er den Freundinnen sinnvolle Gaben von herzlichen Worten begleitet: ein kunstreich gewobenes Linnen, einen Edelstein (10. 16).[1])

Alle die genannten Elemente finden sich vereint in jenem Sonetten-Zyklus, der dem Andenken der gestorbenen Geliebten geweiht ist: Freundestreue und -liebe bilden die Kette dieses Gewebes einer zärtlichen Seele, Zweifel, Glaube und Sehnsucht, Freude am Leben und die Beruhigung in künstlerischem Schaffen seine Fäden. (Sonette 48—64). Die Tagebücher weisen nirgend mit bestimmten Worten und unverkennbar auf dieses Verhältnis hin. Wie es mit Tagebüchern wohl zu gehen pflegt, daß man das stärkst Erlebte und ganz Erfüllende dieser treuen Stätte des Erinnerns nicht erst anvertraut: müßte doch ein Stück unsrer Seele absterben, sollten wir dieser Erlebnisse je verlustig gehen. So bleibt das Intimste oft ungesagt, konzentriert sich, was am tiefsten wirkte, oft in einen Namen, einen Ausruf, der dem Schreibenden die Fülle der Gesichte bringt, dem nachgeborenen Wiederleser ein Wort ist, nicht bedeutsamer als die andern. Dennoch ist für den Kundigen, der den Wendungen dieses Lebens nachgegangen ist, sogleich erkennbar,

[1]) Von Gedichten zum Geleit solcher Freundschaftsgaben bringt das zweite Buch drei, die hier erwähnt sein mögen: Mit Vergißmeinnichten (S. 143); mit einem Tuch (S. 166); mit einem Herzen von Rubin S. 188).

daß der Sonettenzyklus ein Wittenberger Erlebnis Loebens aus den Jahren 1806 und Anfang 1807 reflektiert. Dort begegnete der Dichter einem Mädchen, — Wilhelmine[1]) nennen sie übereinstimmend die Tagebuchaufzeichnungen von 1806 und 1810, — das nachhaltig auch während der Ereignisse der reich gefüllten nächsten Jahre sein Herz beschäftigte: die Schlichtheit, Aufrichtigkeit und Hingebung wahrer Liebe hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Ein Mädchen, aus dem Mittelstand entsprossen,
Für alles Froh' und Gute voll Bewegung,
— — — — — — — — — — —
So war, um die ich Tränen hier vergossen.

Nachdem Loeben von Wittenberg nach Heidelberg übergesiedelt war, wurde ein reger, zarter Briefwechsel aufrecht erhalten. Aber plötzlich trat auf seiten des Mädchens ein unerklärliches Schweigen ein. Den Zweifel des Liebenden an ihrer

[1]) Ihr gilt wohl auch das Gedicht des zweiten Buches der Sammlung von 1810 (S. 158): An Wilhelmine. — Von welcher Wirkung diese innige Liebe, die keinem der oft beliebten Tändeleien glich, auf Loeben war, lehrt eine Stelle des auszugsweise (vgl. S. 199) erhaltenen Briefes an Strauß und Budde. ‚... Der Vorfall meines Lebens, von welchem an die wärmste Klarheit in mich zurückgekommen ist über den Sieg des Glaubens über die Vernunft, über die einzige Rettung, die es für alle menschliche Dinge giebt, den Glauben, [ist] der Verlust des weiblichen Wesens, welches das einzige war, von dem ich, unter tausend Erinnerungen hier stehen bleibend, fühle: ich habe geliebt, und ich liebe treu; des Wesens, das durch seinen Tod mich hinübergezogen hat, hoffend und stark, in die Welt des Glaubens und des Liebens.'

Am 23. Januar 1810 notiert Loeben: ‚Mit der Ordnung der Sonette an Wilhelmine beschäftigt'. An diesem selben Tage entstehen aus der wieder erglühenden Erinnerung an vergangene Zeiten heraus die Sonette 58 und 59; am nächsten Tage in gleicher Stimmung 60 und 63; an eben diesem Tage auch 64, die ganze Tiefe des Verlustes vom Standpunkt der Gegenwart aus ermessend; endlich noch 69 an diesem fruchtbaren Tage, als innerlicher Abschluß der ganzen Kette von Erlebnissen und Ereignissen. Dann schreibt Loeben nieder: ‚Und so glaube ich die Anordnung der Sonette an Wilhelmine geschlossen zu haben.'

Treue schürten einige Übelgesinnte, bis endlich, zusammen mit seinen eignen letzten Briefen, ihm die Trauerkunde kam, das junge treu gebliebene Herz habe aufgehört zu schlagen.[1]) Da ergreift den Dichter die Erinnerung innig und schmerzlich: er durchwandert in Gedanken die schönen Tage gemeinsamen Erlebens, die Zeiten des Zweifelns, da sie nicht mehr schrieb; er durchlebt noch einmal die Herbheit der Todesbotschaft und zugleich die Süße des wiedergewonnenen Glaubens an ihre unwandelbare Treue. Er besucht ihre Vaterstadt wieder und steht vor ihrem Hause und sieht die Tür, ‚einst seiner Sehnsucht Schranke'. Er kostet den Schmerz nie mehr zu befriedigender Sehnsucht, unwiederbringlich verlorenen Glücks durch. Sein Fühlen wird vertieft und erhoben und findet manchen schönen herzlichen Ausdruck. — Dieser Zyklus steht künstlerisch als Wiedergabe einer gereiften, tiefen Stimmung im ganzen Bande der Gedichte von 1810 am höchsten. — Es ist angebracht den Kunstwert einiger dieser Sonette hervorzuheben, und notwendig, gegen die nachgebetete Verketzerung dieser Produkte einige Worte zu sagen. Denn ganz gewiß ist auf dem Gebiete der Sonettendichtung von der Romantik stark gegen den Geist der Poesie gesündigt worden, gewiß ist auch Loeben nicht unerheblich daran beteiligt, und Uhlands Mahnung in jenem schönen Brief vom 18. März 1812 (U.s Leben, zusammengestellt v. s. Ww. 1874. p. 79 ff.): das deutsche Sonett nicht als Spiel, sondern als besonnenstes Kunstwerk zu nehmen, ein Juwel, nicht eine Blume in ihm zu sehen, hätte er wohl mehr beherzigen sollen. Gewiß trifft das zu, und auch Bürgers an seinen Freund F. L. W. Meyer gerichtete

---

[1]) Diese Todesnachricht muß ihn im Sommer 1809 erreicht haben. Vgl. das 54. Sonett. Er gedenkt des Tages, da sie zum letztenmal zusammen tanzten:

Es war der achte Tag im rauhen Merzen,
Vor nun vier Monden und zwei ganzen Jahren.

Anfang März 1807 verließ Loeben, wie erwähnt, Wittenberg: das führte also auf den 8. Juli 1809.

Voraussage von den zukünftigen Sonettenüberschwemmungen und dem Zetergeschrei der Kunstrichter, die darin herumzuschwimmen hätten, ist nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Dennoch, mein' ich, ist es so ungerecht wie es sachlich unberechtigt ist, daß jene zeterschreienden Kunstrichter, gleichzeitige und spätere, nun einen, durch verschiedene Exzentrizitäten auch sonst aufgefallenen Dichter herausgreifen und ihn zum Prügeljungen machen. So verfährt Heinrich Welti (in seiner ‚Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung', S. 216 ff.) z. B., indem er Loeben als den angeblich ‚berüchtigsten — — — Repräsentanten' dieser Schar von Dichterlingen anführt und nun ein Verdammungsurteil fällt, dessen Oberflächlichkeit dem Historiker des Sonetts am wenigsten ziemte, der wohl Veranlassung gehabt hätte, in den Sonetten dieser Gedichtsammlung von 1810 fortbildungsfähige Keime aufzuspüren und den Hinweis auf Platen nicht zu unterlassen, an dessen Formbeherrschung manche Strophe Loebens gemahnt.

Die starke innerliche Bewegung, ja Ergriffenheit Loebens in der Zeit um 1810 kommt dem Gehalt seiner Sonette zugute. Seine Höhe der erziehenden Kraft der Sonettenform an sich zuzuschreiben wäre grade diesem Dichter gegenüber, der schwierigere Formen nur zu virtuos meisterte, nicht angebracht. Vor- und nachher ist das lässig-leichte und oberflächliche Wortprangen seiner Sonette öfter zu beklagen.[1])

[1]) Gegen diese oberflächlich-leichtfertige Sonettenfabrikation richtete sich des Dänen Jens Baggesen ‚Karfunkel oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete-Romantiker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810'. (Tübingen, Cotta.) Seine Parodieen, oft von Geist weit entfernt, haften am Äußerlichen: der Kniff der neu begründeten Sonettenfabrik sei, beliebige Endreime niederzuschreiben und dann ohne weiteres Besinnen über diese Bout-Rimés loszudichten. Die Satire gilt im wesentlichen der Heidelberger Epoche der Romantik; Loebens Produktion von 1810 wird nicht herangezogen, aber die Heidelberger Exaltationen des Loebenschen Kreises gegeißelt. In der ‚dritten Klingklingel-Epoke', der mystischen nach der genialischen und der romantischen Periode (S. 109 ff.),

So darf sich jener Hinweis Uhlands auf die Wichtigkeit der innern Form für das deutsche Sonett und seine Warnung vor spielerischer Verwendung dieser im Deutschen nur durch geistige Bedeutsamkeit wertvollen Kunstform auch gegen einige Sonette des vierten Buches richten. Es sind namentlich das 13. bis 15., denen ein Mißbrauch der Sonettenform vorzuwerfen ist. Das erste verarbeitet den Stoff des hübschen anakreontischen Liedes vom Eros, der, in den Kelch der Rose langend, von einer Biene gestochen ward, und vergleicht nun des geliebten Mädchens Lippen mit den Rosen. Tändelnd ist auch das zweite, das von der Schwierigkeit einer Wahl zwischen zwölf Schönen handelt. Das dritte ist ‚auf eine Polonaise' gemacht. Diese Gedichte erleuchten jene Seite des Loebenschen Wesens, die dem Anakreontischen von jeher zugewandt war, und die in dieser Sammlung vornehmlich im zweiten Buche sich

---

gibt es eine ‚Dithyrambe an Dionysos, Isid. Or. geweiht', von Orlando Glorioso; natürlich ein Sonett, dessen erstes Terzett wohlgelungen parodiert:

Wild wolle mich mit deinem Blut beträufeln
Das im Pokale duftig glüht und golden,
Und wütend mit der Traube Fleisch umflechten!

Es folgen u. a.: ‚Drang nach dem Unendlichen', ‚An Mysticina', ‚Indische Ost-West-Erlösung', ‚Das neue Heil'; ‚Schon spür' ich Brahmas Wirkung in mir siegen', u. s. f. — In zwei ‚Sonetten colla coda' (S. 41, 42) werden 27 Romantiker aufgezählt: nächst den Matadoren, die in der Hauptsache um die ‚Trösteinsamkeit' sich gruppieren, und einigen Mitläufern, die Landshuter ‚Akademiker', wie sie sich in ihrem Organ, der Aststschen ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst' unterzeichnen: Ringseis, der bekannte Arzt, der früh verstorbene begabte Rottmanner, Low, Löw u. a.; endlich jene beiden, welche dem Landshuter Kreis nahe gekommen, Mitarbeiter Asts geworden waren: Loeben und, durch seine Vermittlung, Eichendorff, Isidorus und Florens. Ein Isidorus occidentalis, ein Pseud-, ein Orthisidorus treten im ‚Karfunkel' als Dichter auf. Parodien auf das Karfunkelmotiv, das Hauptsymbol der Sehnsucht im ‚Guido', gehen als leitendes Thema durch den ‚Klingklingel-Almanach':

Sehnsuchtsvolle Ahndung des Verborgnen — — —
Mir dämmert schon sein Frühroth, der Karfunkel.

auslebt. Wie sehr sich Loeben hier in der anakreontischen Sphäre fühlt, zeigt die Aufnahme von vier der gelungensten jener handschriftlichen Entwürfe, die 1806 in direktem Anschluß an die Dichtung Anakreons und seiner Nachfolger entstanden sind: Die Pomeranze; an ein Mandelbäumchen; Frühlingsverlangen; ein Stehler, kein Hehler ... (S. 110—112).

Die meisten dieser kleinen Gedichte sind in vierhebig-fallendem Rhythmus geschrieben, dem Lieblingsmaß der Anakreontiker; in einigen wechseln vier- und zweihebige Verse; einige verbinden vier- und dreihebige. Neben der vierzeiligen Strophe wird der Fünfzeiler (und seine Doppelung) bevorzugt, der die verschiedensten Bindungen der Reime a b a b a oder b a b a b gestattet, von deren zwanzig Möglichkeiten ein Drittel etwa häufiger vorkommt.[1])

Daß Loeben gelegentlich seine Art und sein Wesen ganz richtig und nicht ohne Humor zu beurteilen weiß, lehren die graziös sich selbst ironisierenden ‚Tändeleien einer Feder' (184), die er bitterlich klagen läßt, nachdem soeben das Liebchen sanft mit ihr geschrieben:

Ach! nun wird er nach mir greifen,
Jagt mich rastlos wie durch Reifen
Über Glossen und Sonette,
Kneipt mich fest wie eine Klette, ...
Bei ihm geht es um die Wette.

Ihn treibt ein steter innerer Drang zu hastigem Produzieren, dem er sich nur zu willig überläßt. Was er denkt, gestaltet sich ihm zum Lied, ‚und so schwellen die Gedichte'. Keines der Lieder danke seine Entstehung kalter Erfindung: sie seien die Früchte schöner Stunden, — —

Sind die Worte meiner Schmerzen,
Meiner Scherz' und meiner Lust. (205.)

[1]) Um dies gleich hier abzutun, so gilt von Rhythmus und Strophen jenes erheblichen Teils der Gedichte des ersten Buches, der dem Gehalt des zweiten nahesteht, ganz Ähnliches.

Was sein Fühlen beschäftigt, sind die großen und kleinen Erlebnisse eines ausgebreiteten Liebeslebens, das Tändeln und Lauschen, Suchen und Meiden, Kommen und Scheiden (138).

‚Dichter müssen immer lieben,‘ diesem Glaubenssatz ist er treu geblieben, solang er lebte (132); solang er lebt, hat darum sein Herz Not gelitten. Aber: all dieses Lieben und Leiden, so arg es sich gebärde, kann in dem ganzen Buch nicht einmal den Eindruck erwecken, daß es ihn ganz erfülle; kein Gedicht atmet wirkliche Glut tiefster Erregung. Und wenn eins ‚Wahnsinn der Verzweiflung‘ überschrieben ist (145), so enthüllt es sich als eine Reimkünstelei[1]) in hüpfendem Rhythmus. — Es scheint, als ob der Strom der Leidenschaft sein Herz nur immer spannentief füllte, — wir sahen, als er mächtiger war, den Wert seiner dichterischen Produktion steigen, im Sonettenzyklus. Oder ob die unablässig geübte Erregung zu großer Anspannung ihn schließlich unfähig machte? Ob so die matter und matter fließende Strömung eine einst vielleicht tiefe Anlage mit dem Sande der Konvenienz verflachte? Denn das ist es hauptsächlich, was uns den im ganzen so ernüchternden Eindruck dieser Poesien verursacht: daß ihm die Gabe *originaler* Kunstgestaltung versagt war. Der Typus eines Epigonen kann nicht vollkommener ausgeprägt sein als in Loeben. Vorhandner Formen und schon geschaffnen Ausdrucks sich bedienend hüllt er eignes, wenn auch schwaches Empfinden in ein fremdes Kleid. Dieses Vorgehen beruht vornehmlich auf der mangelhaften Tätigkeit des kritisch bewußten Verstandes, sodann auf einer Schwäche des Charakters; ihm fehlt Wille und Mut, ein Eigener

[1]) Das Schema des Gedichtes ist: ⏑ 4 ∪ a wobei c jedesmal reicher
⏑ 2 b Reim ist.
⏑ 4 ∪ a
⏑ 4 b
⏑ 2 b
⏑ 4 ∪ c
⏑ 4 ∪ c
⏑ 4 b,

zu sein und zu scheinen. Diese Mängel gedeihen doppelt üppig auf dem Boden jener so tief im Menschen wurzelnden Nachahmungssucht, welche den Blick zu großen Meistern emporzurichten gewöhnt ist und darüber versäumt, dem Schlage des eignen Herzens zu lauschen. Und die Grundlage von alledem: der Dichter ist als Mensch keine starke Persönlichkeit. Dem Stoff seiner Kunst, seinem Erleben fehlt zwingende Kraft. Es ist ein Tändeln mit der Liebe; weder schlechthin leichtfertig noch auch leichtsinnig, eher leichtherzig; ein Spielen auch mit dem Schmerz. — Amor ist sein Lehrer: hofft er eben ihm entronnen zu sein, so ereilt ihn sein nie fehlender Pfeil von neuem. Zärtliche Küsse, gern empfangen trotz stechenden Bartes, wechseln mit Zagen und Klagen, zu denen eine Spröde oder Überstolze ihn bringt. Jubel oder verschwiegene Freude über Erhörung trübt bald wieder eifersüchtiges Zweifeln: denn immer wacher Argwohn an der Treue der Geliebten wird unaufhörlich in tändelnde Worte gekleidet. Ein Bedürfnis nach solchem Streit der Liebe scheint dem Dichter innezuwohnen,[1]) — winken doch die süßen Küsse leicht errungener Versöhnung; auch mag die Kenntnis des eignen Herzens, das zum Kokettieren nicht selten geneigt war, den Dichter ein wenig argwöhnisch gemacht haben. Was er einmal in dem Gedicht ‚An die Jugend' (6) unersättliche Forderung nach Liebe nennt, wird für ihn eher zutreffen als der folgende Vers: ‚Unermüdlich Treue halten.'

Wie oft entquellen Tränenströme dem getäuschten Herzen! Es ist nicht anders:

Tränen, Seufzer müssen sein,
Denn die Lieb' ist süße Pein.
Lasset ab, so streng zu richten,
Wenn in unseren Gedichten
Tränenflut für Tinte fließt. (140.)

[1]) Die Möglichkeit der Nachahmung eines ähnlich gerichteten romanischen Zuges ist hier wohl auszuschließen.

Dann ringt sich wohl auch in aufrichtiger Stärke ein Gefühl durch, und es gelingt ein Gedichtchen wie ‚Trauer und Sehnsucht' (195):

Ach! man lernt das Glück erst kennen,
Wenn Erinnrung uns ergreift,
Ungelabt die Lippen brennen,
Ungestillt der Busen schweift. — — —

In gelegentlicher Selbsterkenntnis erklärt der Dichter wohl, es scheine ihm ‚unsäglich unerträglich, daß ein Ton dem andern gleicht' (131), aber er ist machtlos: in seinem Herzen geht die Liebe aus und ein. — Und recht wohl weiß Loeben auch die heitern Stunden ihres Genusses, bei Tanz und Wein, zu würdigen; ja er gesteht, daß ein weinfrohes Schätzchen, das ein ganz klein wenig zu tief in den Duftkelch geblickt habe, ihm gerade dann am besten gefallen hat.

Aber immer von neuem schildert er, wie ihn Verlangen packt, Erwartung in Atem hält. Innerhalb dieser Sphäre selig-sehnsüchtigen Harrens und Verlangens sind ihm zwei Gedichte recht gelungen und wert, hervorgehoben zu werden. Das zweite, im V. Buche stehend (350 ff.), ‚Fantasie im Theater,' schildert temperamentvoll die Gefühle bei einer Begegnung mit einem Mädchen im Theater, das dem sogleich Verliebten zu seiner Verzweiflung rasch ohne Spur verschwindet. Mit seinen wechselnden Rhythmen, denen auch Stanzen zugesellt sind, erinnert das Gedicht in der Anlage an die großen Monologe in Schillers ‚Jungfrau', ‚Maria Stuart', ‚Braut von Messina', an seine ‚Glocke'. Das erste Gedicht, der ‚ersten Brief' (201), zeichnet eine weitgesponnene schlichte Naturschilderung aus — die Zeit der ersten fruchtbar-warmen Frühlingsregen — als Gleichnis seines Herzenszustandes. Das ist trefflich! Der Schluß innig und — entgegen seinen sonst oft sehr breiten Ergießungen — von bemerkenswerter Knappheit. — — An diesem schönen, leider in seiner Schönheit ganz vereinzelten Beispiel wird eindringlich

und zugleich ehrenvoll für Loeben klar, wer unter den deutschen Dichtern sein Vorbild ist. Es ist Goethe, was er wiederholt und freudig bekannt hat.[1]) Loeben als Schüler Goethes lehrt uns vor allem das erste Buch — neben einigem des zweiten — der Gedichte von 1810 kennen. In einer ‚Ode', die von dem Genius spricht, dem die Himmlischen lächelnd und über alle Hindernisse fort hinaufführend erscheinen, redet er Goethe in folgenden Strophen an (96 f.):

O du, der Morgenröte
Gebracht zur Dämmrung alles neuen Strebens,
Wer dir erschien, o Goethe,
Fragt' ich dich selbst vergebens,
Denn deine erste Stunde
War wohl mit allem Göttlichen im Bunde.

Wohl stieg der ganze Himmel,
Wohl selbst der Vater auf des Aars Gefieder
Im blendenden Gewimmel
Zum sel'gen Dache nieder,
Wo Grazien dich wiegten,
Geschäft'ge Genien um dich her sich schmiegten.

---

[1]) In dem Gedicht ‚Betrachtung' (p. 77 ff.) wird gesagt: ‚Möcht' ich einem ähnlich werden, nun so weißt du, wie er heißt'; und: ‚Schwelg' und atme, freie Brust, vor den Büchern deines Goethe.' Auch der schon erwähnten Stelle aus der Reise zum Parnaß (IV., p. 419), ist zu gedenken; ferner jener frühsten Worte der Verehrung, im ‚Reisebüchlein' von 1808. Bei dieser Gelegenheit sei auch der zeitlich naheliegenden Begegnung Loebens mit Goethe in Teplitz gedacht, von der jener an Varnhagen in einem hs. Brief vom 5. Okt 1810 folgendermaßen berichtet: ‚— — verweilte dann einige schöne Tage in Töpliz, wo Goethe war und meine Näherung mit einer Güte erwiderte, die mir die heitersten Eindrücke zurückgelassen hat. Bei einem Mittagsmahl beim Herzog von Weimar, wo ich neben ihm saß, wurde mir besonders so wohl und zutraulich an der Seite des großen Meisters, daß ich mich ganz schlicht gehen lies und mich freute, daß er meiner Geschwätzigkeit und meiner Andacht gleiche Nachsicht schenkte.' Biedermanns ‚Gespräche mit Goethe' erwähnen diese Zusammenkunft nicht; sie führen nur aus den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller im

Dich grüßt' auf goldner Wolke
Cervantes' Geist, dich Shakespeares edler Schatten,
Dich, die in unserm Volk
Den Tod entwaffnet hatten,
Boccaz auch blickte nieder,
Die Jugend Roms und Hellas blühte wieder.

Für diese Zeit gradezu frappant ist die vielfach hervorleuchtende Goethesche Gesinnung und Auffassung vom Leben überhaupt und von der eignen Lebensführung. Wohl sind von vornherein beider Naturen eine Strecke weit in ihrer Anlage verwandt, doch auch im ganzen verharrt Loebens Art, bei ihrer gesteigerten Bildsamkeit, mit so geringer Entschiedenheit in ihrem Eigenen, daß jetzt, in der Zeit der Gedichte von 1810, Goethes Werk und Persönlichkeit den immer erneut mit ihr Beschäftigten völlig beherrscht. Wir haben in diesem Verhältnis das frühe Beispiel einer geistigen Ehe mit dem universalen Wesen Goethe, in welcher die spezifisch weibliche Natur hingebend der überlegenen sich unterordnet. — So enthält das erste Buch in Betrachtungen und Geständnissen des an sich arbeitenden Individuums eine Konfession, die kulturhistorisch wertvoll ist, die aber auch drei Generationen später noch einem jungen Künstler Nachdenkliches über sein Verhältnis zum Leben zu sagen vermag.

Der bedeutsamste Unterschied in der Art, wie beide Männer

Jahre 1827 jene Stelle an (XI, 198), die einen Kommentar zu den Gedichtchen Goethes bei Gelegenheit der ihm gewordnen Todesnachricht und vorher zum Geburtstag Loebens 1818 bildet (Hempel, S. 338):

I. Da du gewiß, wie du mir zugesagt,
Nach meinem Scheiden feiern willst mein Leben,
So laß mich dir, da es noch beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu deinem Tage geben!

II. Nun ist's geschehn! Dir hat ein herber Streich
Das schöne Lebensglück entrissen;
Drum ist es besser, auf der Stelle gleich
Die Freunde preisen, die Geliebte küssen.

sich das Leben einrichteten, ist wohl, daß Loeben jetzt und immer von einem eigentlichen Beruf sich ferngehalten hat, vom gelehrten sowohl, wenngleich er gelegentlich in ihm dilettiert, als gänzlich von irgend einem praktischen. In dieser prinzipiellen Berufslosigkeit ist ein wichtiger Nachteil Goethe gegenüber zu erblicken, der mitten im praktischen Leben stand, der in die Verhältnisse bürgerlichen und amtlichen Lebens eindrang, der all seine praktischen wie wissenschaftlichen neben den dichterischen Fähigkeiten zu bilden suchte und unermüdet ihnen Anregung zuführte. Loeben aber bejaht in fröhlicher Unbekümmertheit jene in dem Gedicht ‚Zufriedenheit' (p. 63) fingierte Frage der um ihn besorgten Freunde:

Kann das gehen,
Daß du gar nichts magst verstehen
Von Geschäften und von Pflichten,
Wirst dich nie zur Ordnung drehen,
Immer tändeln, immer dichten?

In dem innerlichen Beweggrund zu solchem Leben jedoch kommt die verwandte Gesinnung beider wieder zum Ausdruck: in ihrem Triebe und in der Begabung, den Augenblick zu genießen und seinen Kelch unbefangen zu leeren. Beiden ist das Glück geworden, ohne Zweifel und frei von Reflexion im Ausschöpfen der schönen Gegenwart aufgehen zu können. Nur als ein ganz Freier aber glaubt Loeben diese Gabe sich bewahren zu können, wie er das oft ausspricht, so besonders entschieden in einem kleinen Gedicht ‚Vogelfrei' (337) des fünften Buches: er neidet die nicht, die im Käfig täglich den Bedarf erlangen. Ihm erscheint jede berufsmäßige Tätigkeit als eine Einschränkung. ‚In jeglichem Vereine, der nur menschlich, frei von Scheine', strebt er liebend mitzuatmen, — — darin wieder ganz auf Goethescheem Wege. Wohl hat er Sehnsucht, in das Weltgewühl seinen Faden einzuweben, aber als ein gleichsam Beobachtender nur, der es verschmäht, am Strange mitzuziehen. Man muß

seinem Leben nachdenkend, diese Scheu vor jeglicher praktischer (oder wissenschaftlicher) Aktivität bedauern, die allein vielleicht imstande gewesen wäre, der Unselbständigkeit, wo nicht dem Nachahmungsbedürfnis seiner Natur die Wage zu halten. — Es ist höchst charakteristisch für Loebens Anschauung, daß er gesteht:

Viele Bücher muß ich kennen,
Denn die Menschen kenn' ich gern . . .

Lebend lesen, lesend leben sei sein Ziel (71). Zwar bekennt er (72), daß er von jedem Menschen, mit dem er verkehre, Geschäftsmann wie Gelehrten, lerne, und ruft, ganz ein Jünger Goethes (und des verwandten Novalis):

Ja, es gibt nur wenig Leute,
Deren Schüler ich nicht bin.

Sicherlich hat ihn dieses Bestreben immer erfüllt, wohl auch die ruhige Zuversicht, daß er auf diesem Wege das Leben erfasse. Aber er befand sich in einer Selbsttäuschung: niemand vermag den ganzen Begriff einer Sache oder Tätigkeit durch die Aufnahme noch so reicher fremder Erfahrung sich anzueignen; bloße Rezeptivität macht geradezu unfruchtbar; fruchtbar ist jegliche fremde Belehrung nur für den, bei dem sie auf den Boden einer wenn auch geringen eigenen Erfahrung fällt. Der aber entzog sich Loeben mit Bewußtheit, hier seines großen Vorbildes Wesen verkennend. So wie er lebte, stand er im letzten Sinne doch am, nicht im Strome des Lebens. Er lernte es kennen: er erkannte es nicht. Und sehen wir hin über die Menge seiner Erzeugnisse, die doch manches unbekannte Schöne enthalten: die Seele eines Menschen als das höchste Gebilde der Natur und den Kernpunkt alles Lebens hat er niemals zu gestalten gewußt, und dies nicht sowohl aus mangelnder Dichterkraft als vielmehr aus mangelnder Erfahrung an sich selbst. Er konnte das Höchste, was der Künstler zu geben vermag, Individualität, nicht geben, weil sie sich nicht in den

Reibungen und Kämpfen eines Lebensberufes, welcher er auch sei, hatte entwickeln können. Bei alledem liegt in dieser Selbsttäuschung für den Dichter selbst eine Wohltat; er wird zwar in aller Aufrichtigkeit gelegentlich seiner Begrenztheit inne, doch frohgemut bescheidet er sich (p. 77 ff.): des liebevollen, für alle gleich bedachten Wirkens der Natur gedenkend, sieht er die Gewächse an, deren ein jedes den in ihm ringenden Lebensstoff ruhig schaffend weitertreibt, — — —

Und die kleine Pflanz' ist heiter,
Wenn sie auch nur Aglei wird.

So trifft in der Würdigung der mannigfaltigen Erscheinungen der unendlichen Natur und Anerkennung ihres Rechtes zu fröhlichem Dasein und zur Blüte Loeben wieder mit Goethe zusammen. — Diese Liebe zur Natur und ihrer hellen Freiheit treibt den Dichter aus dem Druck der Gebäude unter den lautern Himmel, wo er dem lächelnden Auge des ewigen Vaters sich näher fühlt (p. 28 f). Egmonts Monolog im Gefängnis ist Loeben aus der Seele gesprochen: Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern ...

Eine Verwandtschaft mit dem dithyrambischen Geiste des jungen Goethe ist hier und an andern Stellen nicht zu verkennen. Bezeichnend für ihn ist, daß die freien Rhythmen der Frühzeit Goethes Loeben mehrfach Vorbild oder Anregung gewesen sind,[1]) in der Form wie im Ausdruck. So wird besonders die Anaphora von ihm wie vom jungen Goethe bevorzugt, diese Bekräftigung gesteigerten Fühlens. Ausrufe

[1]) ‚An die Wahrheit'; ‚Das Befreiende'; ‚Gränzen der Zeit'; ‚Tag und Nacht'. (p. 12 ff; 28 ff; 55 ff; 60 ff.) — Hierher gehört auch das zwar in neunzeiligen gereimten Strophen abgefaßte Gedicht ‚An die Jugend' (p. 5 ff.), welches unverkennbare Erinnerungen an Mahomets Gesang enthält.

und Beteuerungen unterbrechen oft, hier wie dort, den Fluß der Verse; vor allem aber ist die Frage beliebt, direkt und rhetorisch, und erhöht den Charakter des Aufgeregten und Leidenschaftlichen. — Sehr merkwürdig ist nun aber zu beobachten, wie auch der Stil des alternden Goethe, und zwar mehr noch der seiner Prosa, den jungen Dichter beeinflußt, und so eine Mischung der beiden Stilperioden des Vorbildes, durch die Spuren eigner Individualität bereichert, in den Gedichten dieses ersten Buches sich darstellt. Da finden wir denn z. B. die Vorliebe für bedeutend; freundlich; wohl in seinen vielfachen Zusammensetzungen; schön; still und manches Verwandte; ja, es ist wunderlich zu sehen, wie gleichzeitig das Gelassene, Maßhaltende des alten mit dem Stürmisch-entschiedenen des jugendlichen Goethe von der Seele des jüngeren Dichters widergespiegelt wird.

Schon in den freien Rhythmen ist neben der Gleichartigkeit der Gesinnung überhaupt auch eine unbefangene Anlehnung der Gedanken und Anschauungen an Goethesche Wendungen zu bemerken. Etwas sehr Begreifliches und so häufig zu beobachten, daß ein ernsthafter Forscher wie Welti doch hätte Bedenken tragen sollen, gegen Loeben den Vorwurf gewohnheitsmäßigen Plagiats mit geringschätzigem Achselzucken zu erheben. Diese Anlehnung ist noch viel entschiedener und steigert sich bis zu fast wörtlicher Wiederholung gelegentlich in einigen kleineren Gedichten des zweiten Buches.[1]) Wenn etwa das Gedicht ‚Der schwüle Abend' beginnt:

Süßes Herz, wenn kehrst du wieder?
O wo bleibst du einzig Glück?

wenn er in der ‚Ode' ausruft:

Nur wer die Qual der Liebe kennt,
Der weiß es, was ich leide . . .

[1]) Vgl. p. 131, 133, 135, 137, 148, 155, 167. — ‚Das gefährliche Spiel', 155, erinnert an Goethes frühe Gesellschaftslieder (etwa ‚Stirbt der Fuchs').

Ich frier', ich glühe, ich verscheide,
Es schwindeln meine Sinne, . . .

wer denkt nicht an das Lied der Mignon von der Sehnsucht? Wenn im ‚Zauber der Schönheit' Loeben ausführt, wie sein liebendes Herz in einem unlöslichen Netz von tausend Fäden hänge, wenn das gleiche Bild ausführlich das Gedicht an Wilhelmine (p. 158) einleitet; wenn ein verwandter Gedanke im Gedicht ‚Keine Freiheit' (p. 355) ausgesprochen wird, welches schließt:

Ach, wo du bist, Jucunde,
Wird alles trunken,
Wo du verstummst, Jucunde,
Liegt alles dunkel, —

so fühlen wir die formelle Anregung durch jene Gedichte, die Goethe aus seinem Verhältnis zu Elisabeth Schoenemann erwuchsen ‚An ein goldnes Herz, das er am Halse trug'; ‚An Belinden.' Die Verwandtschaft der Naturen wieder äußert sich in Loebens ‚Höll' und Himmel der Liebe' verglichen mit ‚Lilis Park', — nur daß natürlich die prachtvolle Entschiedenheit des Schlusses des Goetheschen Gedichtes fehlt.

Doch auf das Gebiet der Liebeslyrik bleibt die Anregung Goethes nicht beschränkt: ein Gedicht wie ‚Der Wettstreit der Violen' (p. 345) ist offenbar in Anlehnung an das Blümchen Wunderschön entstanden. Einmal ist auch ein Goethesches Thema glossiert worden (p. 148):

Wären tödtlich meinem Herzen
Diese Schmerzen,
Ach! schon lange wär' ich tot. — —

Die Verkürzung einer oder mehrerer Verszeilen in einem Strophengebilde ist bei Loeben sehr beliebt. Goethes Beispiel mag ihn darin bestärkt haben; sonst war sein Vor-

bild, hier wohl die von ihm so gern betrachtete Dichtung des XVII. Jahrhunderts. Ich erinnere als an ein sicher wirksam gewesenes Beispiel an Fleming, seit langem Loebens Liebling,[1]) aus dessen fünftem Buch der Oden die schöne Strophe glossiert ist (p. 189 f.):

Laß uns blühen, wie wir blühn,
Eh' der Winter welker Jahre
Dir die goldgemengten Haare
Wird mit Silber unterziehn.

Auch Flemings Weise findet in einzelnen Gedichten dieser Sammlung ihren Widerhall. So geht auf Flemings

O liebliche Wangen,
Ihr macht mir Verlangen, — — —

Loebens

O glühende Wangen!
Sie hat mich umfangen!

zurück (p. 137); in Rhythmus und Strophenbau, auch in der Art der ‚rückkehrenden Verse' dem Vorbild eng angeschlossen. Auch das wiederholte Auftreten des Binnenreims, besonders z. B. seine durchgehende Verwendung in dem Gedicht ‚Der zerbrochene Ring'[2]) (S. 19 f.) ist wohl dem Vorbild der Dichtung des XVII. Jhs., also namentlich Flemings,[3]) zuzuschreiben. Und wenn Fleming etwa ein Sonett auf ein Kleinod macht (im

[1]) ‚Leider ist so manchem unter uns noch unbekannt, daß der Name Flemming ein unsterblicher ist.' p. VIII.

[2]) Ein Gedicht, über das ebenso wie über das in der folgenden Anm. genannte sich z. B. die Rezension des Morgenblatts (1810) aufhält. Siehe die Übersicht der neuesten Literatur Nr. 10, nach Nr. 207.

[3]) Aber auch andere Dichter jener Zeit waren ihm gut bekannt. Wir wissen es schon von Opitz und Friedrich Spee; wir können es z. B. von Hanns Assmann von Abschatz (Poetische Übersetzungen und Gedichte 1704) annehmen, dessen Verdeutschung des ‚Pastor fido Guarinis' wahrscheinlich ihm mit der 8. Szene des vierten Akts Anregung zu einer Situation gegeben hat, welche in der Romanze von der schönen Jägerin (Gedichte

III. Buch der Sonette z. B.), so erinnern wir uns des 18. Sonetts des vierten Buches der Loebenschen Gedichte:

Darf dieser Diamant vor dir erscheinen . . .

Daß bei all diesen Einflüssen auch von dem Heros seiner ersten Jugend, daß auch von Schiller noch Spuren des einstigen Einflusses kenntlich sind, wird nicht sehr wunder nehmen.[1]) So erinnert etwa Loebens Gedicht ‚Die Nähe des Ewigen' (p. 43) an Schillers ‚Lied an die Freude':

Uiber allen unsern Loosen,
Allem, was uns steht bevor,
Waltet ja ein ewig Ohr,
Waltet eine Hand voll Rosen.

Auch Stellen der Lieder ‚An die Traurigkeit' und ‚An die Ehre' (p. 46, 50) gemahnen an das Pathos Schillers.

Segen edler Väter,
Sternenübersä'ter,
Grüßt ihn aus dem Äther, — —

den wahre Ehre Liebenden. Jeglichem Übeltäter und Verräter werde

Vor dem Weltgerichte,
Wo sich alles trennt,
Was die Weltgeschichte
Gut und sträflich nennt,

wo das Licht der Wahrheit rein und lauter brenne, seine Schande zuerkannt. — Der gleiche Ton herrscht in der Ode

1810 S. 363), und später im Arkadien (I, 194) wiederkehrt: ein Jäger, im Gebüsch ein Geräusch hörend, vermutet ein Wild, schießt und trifft einen geliebten Menschen. — Die diesem Auftritt des Pastor fido vorhergehende Zwiesprache mit dem Echo könnte Loeben zu seinem Gedicht ‚Fragen und Antworten' (S. 25) Vorbild gewesen sein.

[1]) Übrigens ist es wohl möglich, daß die angeführten Gedichte, welche vom Einwirken Schillerschen Geistes noch stark zeugen, schon in jener

‚Gegen den Eigennuz' (p. 81). Der hier gehandhabte Stil historisch-kulturhistorischen Rückblickens — Schiller nicht fremd — unterscheidet dieses von all den anderen Gedichten. Sofort naht auch, — eine ganz vereinzelte Erscheinung in diesem Gedichtbande — die Antike und ihre Mythologie: Achaja, Lakedaimon, Camillus, Cato, Scipio, Hypokrene usw.

So vereinigt dies für die Genesis Loebens werkwürdige erste Buch Anfangs- und letzte Phasen seiner dichterischen Entwicklung. Das Gebiet der eigentlich romantischen Dichtung aber betreten wir erst im fünften Buch. Doch auch dieses wird nicht ausschließlich von ihr erfüllt. Es muß den Raum teilen mit einigen Versuchen der tändelnd anakreontischen Art, die von Rosen, Bienen, Frühling, Freundschaft, Liebe heiter wie ein Vogel im Blumengarten singt. — Die Romantik wird vertreten durch einige Romanzen spanischen Kolorits: ‚Die weiße Rose' (S. 360f.); ‚Die schöne Jägerin' (S. 363f.), die schon 1808 im vierten Heft des ersten Bandes der mehrfach genannten ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst' veröffentlicht wurden. Die Romanze ‚Der sterbende Sänger' (S. 367f.) erzählt, wie diesen ‚sehr hassenswerten Heiden' verschmähte Liebe zu einer vornehmen Christin in den Tod treibt. Zwei andere Romanzen behandeln das Thema vom gefangenen Ritter: in der ersten triumphieren schließlich der unerbittliche Haß und die unbeugsame Treue des Gefangenen über den Mörder seines Herrn (S. 374f.) Den andern Ritter, den Helden der zweiten Romanze (S. 370f.), dem die Geliebte ihre treue Taube mit Seil und Feile zur Flucht aus dem Kerker gesandt hat, tötet der unten lauernde Nebenbuhler mit einem wohlgezielten Schuß durch das offene Fenster seines Verließes. Veranlassung zu dieser Romanze

---

Schiller zugewandten frühen Epoche Loebens entstanden und nun hier aufgenommen sind, wie wir ein gleiches ja bei einigen anakreontischen Gedichten des II. Buches feststellen konnten. — Für die weiter unten erwähnte Ode ‚Gegen den Eigennuz,' die so ganz aus dem Rahmen der Sammlung herausfällt, ist dies fast sicher.

gab die Liebesgeschichte des portugiesischen Dichters Macias, die Loeben in Bouterweks Geschichte der portugiesischen Poesie fand. — Zwei Romanzen behandeln historische Stoffe: Kunz von Kauffungen, aus Kleist und A. Müllers ‚Phoebus' (1808, 11. u. 12. Stück, S. 35 f.) bekannt; Herzog Bernhard von Weimar, ungefähr gleichzeitig im dritten Heft des zweiten Bandes der Aistschen ‚Zeitschrift' (1810) veröffentlicht. — Die erste Romanze berichtet vom sächsischen Prinzenraube. Wohl möglich, daß Loeben hier das Gedicht in ‚Des Knaben Wunderhorn' (I, 296) beeinflußt hat. Es wäre nicht die einzige Spur einer Einwirkung dieser von ihm so hoch geschätzten Liedersammlung auf seine Gedichte. Die Ballade von den ‚drei fahrenden Knaben' (S. 389 f.) ist, wenn auch formal konventioneller und im Ton modern, ganz in der Gesinnung der Sammlung Brentanos und Arnims; und das Lied im zweiten Band des ‚Wunderhorns' S. 241:

Ein Vogel bunt und sonderheit,
Des hätte die Königin ein Freud — — —

mag der Anschauung des Dichters vorgeschwebt haben, als er seinen ‚Paradiesvogel' (S. 386 f.) schrieb. Die geheimnisvoll romantische Färbung — der Vogel, hinter finsterm Gitter sitzend, sehnt sich nach seiner Heimat im Himmel, im Schoß ‚der toten Rose Gloria' — ist Zutat des Dichters, . . . vielleicht unter dem Einfluß der ‚Romanzen vom Rosenkranz', an denen Brentano während seines Berliner Aufenthaltes 1810 ja arbeitete. In solchen Gedichten bringt Loeben noch extremer Romantik seinen Tribut. So läßt er in der zweiten historischen Romanze, dem ‚Tod Herzog Bernhards von Weimar', den Tod des Feldherrn nach der Einnahme von Breisach von einem Mädchen, das am Rheine waschend eine Art Vision hat, voraussagen. Es fehlen schließlich auch nicht Beispiele romantisch-katholisierender Tendenz:[1]) nicht

[1]) Hier ist der Ort, der fünf geistlichen Sonette des vierten Buches zu gedenken: unbedenklich und herzlich betet Loeben zur heiligen Jungfrau, daß sie seine liebe Mutter segne und noch lange ihm erhalte (30); in je

nur daß eine Verdeutschung des Stabat mater dolorosa geboten wird (S. 383f.), auch von der sterbenden Maria wird im Legendenton erzählt (S. 392f.), wozu das Register bemerkt, die Idee rühre von einem alten Bilde auf dem Nürnberger Schloße her. Auch dieses Gedicht brachte Ende 1808 schon der ‚Phoebus', gleich nach dem Kunz von Kauffungen abgedruckt. — Im ganzen also darf man, den Inhalt des fünften Buches überblickend, sagen, daß in eigentlich romantischer Art Neues nicht entstanden, wesentlich nur zerstreutes Älteres vereinigt worden ist.

An ältere Neigungen knüpft auch das dritte Buch, die fünf Eklogen, an. Schon das ‚Hirtenlied', welches das zweite Buch enthält, (S. 117):

Hüte mir die Kühe
Und ich küsse dich;
Deine Kühe hüt' ich,
Wenn du küssest mich,

weist auf ein Wiedererwachen der Neigung Loebens zur arkadischen Poesie hin. ‚Eclogen' nennt Loeben die Dichtungen des dritten Buches lediglich um des idyllischen Stoffes willen, das für die Eklogen klassische Maß verschmäht er: ist doch die erste in Decimen geschrieben, während die zweite und dritte sich eines Kanzonen-Schemas[1]) bedienen, die vierte aus 16 Sonetten besteht, die fünfte aus 15 Stanzen. In der Wahl einer solchen Stilmischung, die südliche Versmaße bevorzugt, wird Loeben das Beispiel des von ihm gefeierten und geliebten Wilh. v. Schütz[2])

einem Sonettenpaar besingt er den Opfertod des Heilands (33, 34), seine Grablegung und Auferstehung (35, 36).

[1]) a b c b a c c d e d d e x a und
a b c b a c c dd ee ff gg.

[2]) Der hs. erhaltene Brief Loebens an Varnhagen am 5. Okt. 1810 ist dessen Beweis: er spricht in den liebevollsten Ausdrücken von Schütz, dessen Bekanntschaft er erst später machte. Er erwähnt auch, wie er Goethen gegenüber in Teplitz den diesem noch unbekannten Dichter gerühmt habe. Vgl. S. 213.

bestärkt haben, dessen ‚Romantische Wälder', schon 1808 in Berlin erschienen, einen umfänglichen Abschnitt ‚Eclogen' enthalten; sie sind fast alle in Sonetten, Kanzonen, Stanzen, eine sogar als Sestine verfaßt.

Doch während die Form sehr mannigfaltig ist, bilden den Inhalt übereinstimmend schäferliche Klagen, zumeist um unerwiderte Liebe, vergebenes Werben, hartherzigen Stolz der Schäferin (II), oder um das Dahinscheiden der Heißgeliebten (III): Hain und Bäume werden vom Schäfer zu Gefährten, Najaden zu Zeuginnen seiner Qualen angerufen. Oder Eifersucht ist das Thema: Chrysaline hat ihren Sylvius ungerecht beschuldigt; bald ist es ihr leid; da tröstet sie die Nymphe Lusatia und gibt ihr guten Rat. Nachdem Chrysaline am Bache Blumen gestreut hat, verbirgt sie sich in der Nähe. Bald erscheint der Geliebte und klagt dem Bach sein Leid. Da eilt die Schäferin reuig herbei, und die in rascher Zärtlichkeit geschlossene Versöhnung bringt höchste Freude (III. und IV). Die erste Ekloge steht etwas abseits und hat eine mehr persönliche Zuspitzung. Zwar ist auch ihr Held ein Hirt: Thyrsis. Aber er zerbricht Flöte und Hirtenstab und windet die Blumen vom Hut: er scheidet nach dem Tode des Vaters Damon aus dem Stande der Schäfer und verläßt die Heimat, wo ein jeder ‚seine Liebe, sein Gedicht' verkennt, um seiner Neigung gemäß zu leben, —

Denn wofür du mich erzogen,
Einst zu dieser Schafe Wacht,
Dazu bin ich nicht gemacht.

Nicht eher will er wiederkommen,

Bis der Ton, den er gesungen,
Durch das Vaterland gedrungen,
Bis die Mundart seiner Lieder
Schweben wird auf manchen Zungen.

Unschwer ist eine maskierte Beziehung auf des Dichters eigne Leben zu erkennen. Ich möchte glauben, daß jedenfalls die

Konzeption dieser Ekloge den ersten Jahren nach dem Tode des eigenen Vaters, 1804, angehört.[1]) — Der Ort der Klagen des Thyrsis ist ein Tal der ‚sanften Elbe'; so verbindet auch äußerlich diese Eklogensammlung Gemeinsamkeit des Schauplatzes mit dem Roman ‚Arkadien', auf den sie in Tod und Stimmung vorbereitend hinweist. —

Von einem Gesichtspunkt aus sei noch die Gesamt-Produktion der besprochenen Gedichtsammlung betrachtet, der sich beim ‚Guido' als fruchtbar erwies: was lehrt uns die metaphorische Tätigkeit Loebens in diesen Gedichten? Sie ist maßvoller geworden; wie alles jetzt, verglichen mit der Produktion der vorhergehenden Jahre, sich sorfältiger gibt, so daß z. B. Reinheit des Reims erstrebt, Unreinheit sogar entschuldigt wird, auch ist sie nicht mehr von jener Exaltiertheit, die im ‚Guido' und noch im ‚Reisebüchlein' sich zeigte, dafür ist sie auch nicht mehr so charakteristisch. Im großen und ganzen sind die gleichen Beobachtungen über Loebens seelischen Zustand jetzt wie damals zu machen: ein weiches, hingebend-anschmiegsames, zerfließendes, verschwimmendes Grundelement. Wie der Abend in den Lüften schwimmt, schwimmen Gedanken und Gefühle in der milden Kühle der Thränen. Das Zerstreute, Flimmernde zieht ihn an: daher die Vorliebe für alle Erscheinungen des Lichts, — wohlige Gluten, Strahlen, Blitzen, Flammenflut. Die Sonne streut ‚die feurigsten Rubine und Opale' auf den Neckar; Rosen und Rubinen sprühen im Meer. Der Dichter trinkt den Duft des Mondes, badet in seinen Strahlen, die gleich Tropfen niedersinken. — Schleier und Nebel sind seiner Bilderwelt als Lieblingsattribute verblieben, so gut wie das Quellen und Schwellen, —

[1]) Es ist bemerkenswert, daß Loeben in dem bereits erwähnten hs. Oktober-Brief an Varnhagen (1810) allein dieser Ekloge Gnade wiederfahren läßt, neben den ‚objektiven' Gedichten des zweiten Buches und einigen Sonetten allenfalls; das fünfte Buch gefällt ihm am meisten. Wir wissen, wie er zwei Jahre später schon dem ganzen Gedichtband den Feuertod wünscht. (Briefe an Fouqué, 1848, S. 237 f.)

doch alles nicht in der Überfülle, die am ‚Guido' in Erstaunen setzte. Auch jene merkwürdige Tendenz in die Höhe, in den Äther zu streben, ist nicht verloren gegangen, — alles Beweise, daß die den früheren stilistischen Beobachtungen zu Grunde gelegten psychischen Dispositionen richtig als bleibende Anlagen seines geistigen Menschen erfaßt waren. — Allgemeinheit, große Unbestimmtheit, Unanschaulichkeit, die aus diesen Anlagen hervorgeht, sind die Schwächen seines Bilderns in den früheren wie den späteren Werken. So finden sich denn nicht wenig gröblich schiefe Bilder, an denen schon gleichzeitige Kritiker Anstoß nehmen: Sein Lieblingsquell solle noch oft seine Liebeswogen um ihn winden (S. 11);[1]) ‚umschleichen uns des Frühlings grüne Netze' (130)[2]); ein Natternbiß durchschneidet die Brust (150); des Zwistes Funken schwellen (318); — — und so noch manches Ähnliche. — Eine gewisse Schlaffheit und Gehaltlosigkeit des Fühlens blickt nur zu oft hervor, wofür ein recht ausgeprägtes Beispiel die eben so lange wie saftlose ‚Ode' (S. 34—39). — Diesen häufigen Eindruck des Schwächlichen teilt Loeben ja mit manchem jener formmächtigen, wortfreudigen, quellend produzierenden Reimmeister der Romantik. Selten daß ein starkes spontanes Fühlen ein Bild von ausgereifter Kraft und Schönheit gezeitigt hätte!

So hat eine Analyse dieser sechs Bücher der Gedichte von 1810 einen Blick über die ganze Bahn des Vierundzwanzigjährigen gestattet. Wir lernen einige Beispiele der frühsten anakreontischen Versuche kennen, dann ihre Wiederaufnahme vier Jahre später und ihre vollere und formell reifere Durchführung. Es erblüht die Neigung zur Romantik in dem Novalisschwärmer

[1]) Vgl. auch:

Und durch dein Ohr hat Fantasie
Des Wohllauts weichen Strom gewunden. (S. 164).

[2]) Vgl. dazu:

Wenn Stolz und Wollust nagend uns umschleichen. (S. 303.)

und treibt Früchte extremster Mystik in der Heidelberger Zeit: auch ihre Spuren bewahrt das fünfte Buch der Sammlung. Aber eine Wandlung zeigt sich, eingeleitet in der ersten Ruhezeit nach Heidelberg, — als eine natürliche Reaktion der fieberischen Überspannung jenes Jahres, — gefördert durch eine Vertiefung in das Wesen und die Werke des jungen und des reifen Goethe, zum Durchbruch gelangt und niedergeschlagen in den beiden ersten Büchern. Eine Vermählung des für kurze Zeit beruhigten und durch Goethe gleichsam gesättigten dichterischen Strebens mit seinem von Natur romantischen Fühlen, bieten dann — zu einem Teil wenigstens — die Sonette des vierten Buches, besonders der Zyklus, einem verstorbenen, geliebten Mädchen gewidmet. — Das Gefühl, von der Mystik befreit zu sein, und die Absage an die Romantik, gipfelnd in einer Huldigung an Handwerk, Leichtsinn und Gesundheit, finden ihren Platz in der allegorischen ‚Reise zum Parnaß'. Dieses Fragment blickt hoffend und mit gefestigter Zuversicht nach einer reichen und schönen Zeit gesundeten dichterischen Schaffens aus. Aber schon die Eklogen des dritten Buches lassen ahnen, daß dem zu schwachen Willen des ebenso Liebenswürdigen wie Liebebedürftigen ein freies Schaffen nicht beschieden ist: er bedarf der Anlehnung und befindet sich wohl nur dann, wenn er den Spuren Größerer verehrend folgen kann, — doch aufrichtig und ohne Pose und nicht aus Sucht nach Erfolg. Arkadisches Schwärmen ist das neue Ziel, dem er entgegenfliegt. Wie ruhelos sein nie befriedigter Sinn in immer neuen Wandlungen sich zu ergehen getrieben wird, bestätigt das höchst charakteristische letzte Sonett des IV. Buches, das 72., welches am 13. Febr. 1810, also kurz vor beendeter Drucklegung der Gedichtsammlung geschrieben ist:

Wer zählt des Dichters wechselndes Beginnen,
So lang' der Jugend Farben ihm gebreitet?
Wer mit der Weisheit Fesseln auf ihn schreitet,
Sieht ihn, gleich Proteus, tausendfach entrinnen.

Stets sucht der Feur'ge Neues zu gewinnen,
Das wider das Errung'ne höhnend schreitet;
Doch ihn, bevor er sich's versieht, umgleitet
Die vor'ge Flut, und spielt mit seinen Sinnen.

So bilden sich die eigenen Gestalten
Unzählig vor ihm; einer kaum entflohen,
Hält ihn, verschönt, die Gauklerin umschlossen.
Kaum ist er, schauriges Gewölk, zerflossen,
Sieht man der eignen Poesie ihn drohen,
Sich wieder dann in bunter Flamm' entfalten.

Eine jener intuitiven Selbsterkenntnis-Proben bei Loeben, die leider unfruchtbar bleiben, weil von der Konstatierung des psychologischen Zustandes gleichsam nicht zur Tat der Wesensfestigung geschritten wird. So müssen denn der Aufschwung und die guten Vorsätze in der ‚Reise zum Parnaß' ephemer bleiben.

3. Arkadische Epoche.

Die bunte Flamme, in der sich seine Poesie nun entfaltet, leuchtet dem idyllischen Leben. Verfolgen wir den Weg, der ihn zu dieser neuen Neigung führt. — Wir hörten bereits: am Morgen des 4. März fuhren die Eichendorffs ab; einige Stunden später verläßt Loeben Berlin.[1]) Er ist am 6. März in Wittenberg und verlebt dort zwei enthusiastische Wochen im Kreise zahl-

[1]) Loeben und die beiden Eichendorffs haben sich am 3. März 1810 in Arnims Stammbuch eingetragen, jener mit den Worten: ‚Das Lebewohl gleicht einem Menschen, der im April am Fenster steht, zwischen Schnee und Südluft schwankend — — wenn Ahndung des Wiedersehens Ahndung wärmerer Näherung ist.' (Steig, Kleists Berl. Kämpfe, S. 492.) Man könnte aus dem Schlußsatz auf ein augenblicklich noch etwas kühles Verhältnis Loebens zu Arnim schließen, von dem aber jener zur Hoffnung sich berechtigt glaubt, es werde in Zukunft sich herzlicher gestalten können. Ich möchte glauben, daß auf Seiten des Märkers eine ausgesprochene Antipathie gegen den sächsischen Dichter bestanden habe. Es scheint mir, als sei die Figur des ‚Reisenden' im zweiten Teil von ‚Halle und

reicher alter und rasch neu gewonnener ‚Herzensfreunde'. Wie ungemein sein Freundschaftsbedürfnis war, wissen wir; die Schmiegsamkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens muß etwas höchst Anziehendes gehabt haben. Bei Besuchen, Ausflügen, Festen, — das leidige Spiel nicht zu vergessen, das in einer durchwachten Nacht z. B. ihm achtzehn Taler Gewinn brachte, — rückt der Tag der Abfahrt rasch heran. Nach schneller Fahrt über Torgau, Camenz, Bautzen ist er am 23. März im Stift Joachimstein. Das erste, was er tut, ist, sich seinen schwarzen Bart abnehmen zu lassen: ‚weil er beraisonniert wird.' Wir entnehmen Brentanos boshaftem Brief an Görres, wie sehr der Bart Loebens Antlitz entstellt haben muß: das Gesicht habe ausgesehen wie ein verschimmelter Käse.

Der Frühling in der Lausitz war herrlich; Loeben schwelgt in der Schönheit dieser Natur. „... Nicht in Worte kann ich es fassen, wie mir bei diesem ersten Frühlingsdämmern — — zu Muthe ist, alles sich mir auflöst in die eine Sehnsucht, die mich so ganz umfassend eingenommen hat, wie ich mich sehne nach dem ersten Liede, das dieselbe ausdrücken wird, und es mir mit diesem Liede geht wie in der Vorrede zu Isidorus' Reisebuch dem Menschen unter dem Baum,' — (gemeint ist p. III, sqq.). Der nächste Tag bringt das ersehnte Lied, dessen erste Zeile das Tagebuch erhalten hat:

Könnt ich in Ein Ach! es fassen — — —

Ein andres, wenige Tage danach entstandnes enthält das Tagebuch ganz, das Loebens unbestimmt-poetische Stimmung und das Gefühl schmerzlicher Geteiltheit zwischen seligen Erinnerungen an die jüngst verlebte Wittenberger Zeit und dem stillen Leben auf dem Lande schön ausspricht:

Jerusalem' (s. S. 432 f.) mit seiner wortreich prangenden Begeisterung und gleichzeitigen Tatenlosigkeit, — wenn auch durch Loebens Erscheinung nicht direkt angeregt, doch eine Gestalt, geschaffen, um Männer seines Schlages zu ironisieren. —

Und so verschweben jetzt die Tage
In ahndungsvoller Dämmrung mir,
Getheilt in Hoffen und in Klage,
In selig Dort und stilles Hier.
Was ich gedenk und was ich sinne,
Es ist mir alles wie ein Traum,
Wo man von einsam ernster Zinne
Hinüberschaut zu fernem Raum.

Nur eins ist fest in meinem Herzen,
Und alles andre stumm und los,
Ich ziehe zärtlich in den Schmerzen
Die Blüthen heißer Sehnsucht groß.
Mich lockt nichts ab von ihrer Pflege,
Kein Wunsch, der mit Erfüllung prangt,
So daß mir vor dem nächsten Wege
Und vor dem nächsten Ziele bangt.

O zeig in wechselnden Gestalten
Dich, gottgesandte Liebe, mir,
Wenn ich in Einer festgehalten,
Wie eine Blüthe am Spalier.
Es weke mich der Donau Brausen
Zu neuer Kraft in Hoffnung auf,
Und heitre Näh und heilig Grausen
Durchströme mich von ihrem Lauf.

Mir fernre Wunder zu enthüllen
Gefalle Dir, o Poesie, . . .

hier bricht das Fragment ab, aus dem wir zugleich den Wunsch Loebens kennen lernen, Österreich zu besuchen. Vor allem die Sehnsucht nach seinem Bruder Ferdinand, dem Adjutanten des Erzherzogs Karl, zieht ihn dahin. Mitte Mai beginnt die Reise. Aber Anfang des Monats lernt er durch eine französische Bearbeitung (Florian) Cervantes' ‚Galathea' kennen, und diese Lektüre offenbar weist dem Strom seiner Produktivität die

Richtung. Er beginnt in höchstem Feuer einen Schäfer-Roman,[1]) eben ‚Arkadien', schafft unaufhörlich an ihm und nimmt das Manuskript auch auf die Reise mit. — In Wien und dessen näherer und weiterer Umgebung (Baden z. B.) bringt er zehn schöne Wochen zu, immer mit seinem Bruder zusammen, viel im Hause des von ihm vergötterten Friedrich Schlegel und seiner Frau, der Loeben ‚teuren und lieben' Dorothea; auch sonst, wie immer, in reicher Geselligkeit. Einige der seligsten Tage aber und göttliche Stunden, — um in seinem Stil zu reden — verdankt er der stürmisch errungenen Freundschaft Varnhagens von Ense. Am 14. Juni, Vormittags, — er arbeitet gerade am ‚Arkadien' — tritt ein Fremder bei ihm ein, ‚und welche Freude! — es ist Varnhagen! Selige, reiche, volle Stunden mit ihm; um 12 Uhr ging ich zu ihm, er theilte mir Justinus Kerners Geschichte mit, wir aßen zusammen in der Östr. Kaiserin, um 7 Uhr mußte er nach Baden, ich hoffe ihn morgen wieder zu umarmen, er hat mich sehr gelobt, er ist mir sehr theuer geworden.' So berichtet gedrängt Loebens Tagebuch. Am nächsten Tage trafen sie sich in Baden. Nun erst erschließen sich die entzückten Herzen ganz. Loeben brachte seine Gedichte mit: ‚wie himmlisch wohl mir ward, wie ich ihn lieben lernte, wie seine Thränen flossen, die Stralen seines herrlichen klaren Geistes sich verbreiteten, wir Brüder wurden, beisammen selig saßen, ich ihn dann begleitete, unter innigen Umarmungen schied, — malt keine Feder.' Zwei Tage später sahen sie sich zum letzten Mal: Varnhagen mußte Wien am 18. früh verlassen. Hören wir diesen nun, der als ein alter Mann der Begegnung gedenkt.[2]) Es verlohnt sich, ihn in extenso an-

[1]) Der erste, der diesen alten Weg von neuem beschritt, war er nicht. So war z. B. Wilhelm von Schütz' ‚Garten der Liebe' bereits erschienen, wohl auch damals schon von Loeben gekannt. Doch nur die Sphäre ist gemeinsam und die Gesinnung; in der Nachahmung der alten Vorbilder und ihres Tons geht Loeben weiter.

[2]) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Leipzig 1846. Bd. VII. S. 49ff., 55ff.

zuführen, sowohl um der Richtigkeit seines allgemeinen Urteils willen als wegen der Eigenartigkeit der für Zeit und Personen typischen Situation. Die Herzlichkeit des Tons erinnert gelegentlich an Friedrich Strauß (Dionysius), den Oberhofprediger, den noch als Greis die Rührung übermannt, da er von Loeben spricht. Varnhagen erzählt: „... Mitten in diesem sehr prosaischen Thun überraschte mich eine romantische Ansprache. Otto Heinr. Graf v. Loeben ... wandte mir blindlings die überschwänglichste poetische Neigung zu. Wir machten ja beide Sonette, erkannten im Norden Fouqué, im Süden Uhland und Kerner als vorleuchtende Genossen an, so mußten wir unfehlbar als Verbrüderte einander ans Herz drücken! Loeben war ein zarter edler Jüngling, kaum ein Jahr jünger als ich, ein liebevolles, weiches Gemüth, ein schönes leichtflüssiges Talent, er schwelgte in hohen, innigen Gefühlen, in heftigen dichterischen Sehnsuchten, meist ohne festen Gegenstand, aber nur desto unruhiger und schmerzlicher griff er nach allem, was ihm einen Augenblick einreden konnte, seinem poetischen Wesen zu entsprechen oder mit ihm zu verschwimmen. — In der Lausitz, woher er gebürtig war, hatte ein Kreis bewundernder Stiftsdamen ihn frühzeitig gehegt und geliebt, in Heidelberg, wo er seine Studien gemacht, eine Schar schwärmerischer Freunde ihn vergöttert. ... Loeben wehrte sich zwar gegen solche Überschätzung und meinte, wenn er etwas sei oder geleistet, so gebühre den Göttern die Ehre, nicht ihm, der verdienstlos und fast bewußtlos ihr Werkzeug gewesen; aber die Atmosphäre der Schmeichelei hatte ihn zu lieblich umflossen, als daß ihm nicht angenehm gewesen wäre, dies weiche Element in Wien ebenso wiederzufinden. — Er hatte hier einen lieben Bruder; ... ein wackerer, gutmüthiger Mann, der die Poesie des Bruders als ein Stück seines Wesens mitliebte, sonst aber nicht darauf einging und noch weniger sie thätig erwiderte. So war ich denn seinem Herzen höchst willkommen, und er umfaßte mich mit all seiner harrenden Sehnsucht. ... Ich muß bekennen, daß er mich wirklich überwältigte und mir auf Augenblicke

mehr Empfindſamkeit aufnötigte, als mein damaliger Lebensmoment tragen zu können ſchien. Seine eigentliche Kraft hierbei war aber eine ſittliche; er trieb ſeine Schärmerei aus reiner, edler Liebe, ohne eine Spur von Scheinſamkeit, aufrichtig und unſelbſtſüchtig, es war ihm nicht um Lob zu thun, er ſpielte keine Art von Rolle dabei, und ſo hatte ſeine Zartheit und Zärtlichkeit wirklich etwas Rührendes und Ehrwürdiges. — — Gleich nach dem erſten Beſuche überraſchte mich ein feuriges Sonett. — — Mich übernahmen bald ernſte Gedanken über die neue Bahn, die nun entſchieden vor mir lag. In dieſen Betrachtungen fand mich L., der mir nach Baden nachgekommen war, und wir blieben im Freien zuſammen bis zur ſpäten Nacht. Er öffnete mir ſein ganzes Herz, und ich ſah die zarteſte Sinnesweiſe, die lieblichſte Seelenfreundlichkeit vor mir ausgebreitet; er ſprach begeiſtert von ſeinen dichteriſchen Entwürfen und Hoffnungen, ganz ohne Eitelkeit, wie von einem Auftrage, den er auszurichten habe, mit Freude zugleich und Wehmuth, denn er fühlte ſich zwar berufen, aber doch unzulänglich, und für das irdiſche Leben nicht kräftig genug ausgerüſtet. Wie ich ihn ſo vor mir ſah, ſeine ſchmächtige Geſtalt prüfend, mußt' ich unwillkürlich denken: ‚Armer, du wirſt nur allzubald dich aufreiben!' und in demſelben Augenblick rief er aus: ‚O ich weiß es wohl, ich bin ein dem frühen Tode geweihtes Weſen!' — Unſer Scheiden geſchah in tiefer Rührung, und doch nicht ohne komiſche Beimiſchung. Er drückte mir verſchämt und verſtohlen, wie man Almoſen gibt, ein Blättchen Papier in die Hand, und ein Almoſen auch war es, ein poetiſches, zarte Verſe mir zum ‚Lebewohl' gedichtet.[1]) Bei ungeſtümer Umarmung fielen uns die Hüte vom Kopf, ſie ſchlugen dumpf auf den

[1]) Dieſes Gedichtchen lautet:

So verlaſſen, ſo verlaſſen
Dünkt' ich mir in dem Gewühle,
Denn die Ströme der Gefühle
Wollte keine Urne faſſen.

Boden, rollten nach verschiedenen Seiten, und es mag lächerlich genug ausgesehen haben, als wir suchend uns bückten, um sie wieder aufzuheben.' -- —

Anfang August verlassen Ferdinand und Otto Heinrich die Kaiserstadt: ‚Mit einer paradiesischen Reise durch Steiermark und Österreich beschloß ich meinen Aufenthalt in dem mir so heiligen Lande', schreibt Loeben an Varnhagen. Auch Prag wird berührt, — wir bemerken: die Örtlichkeiten, in denen die Ereignisse Arkadiens spielen; das meißnische Land, als Loebens Heimat, kommt noch hinzu. — Ende des Monats sind beide Brüder zu Hause. Eifrig wird nun an ‚Arkadien' fortgearbeitet; Feste und alle geselligen Vergnügungen sind dem gesellschafts-frohen Dichter in dieser Zeit überaus lästig. Oft wünscht er sich, wie er Varnhagen einmal schreibt, völlige Ruhe und Stille in ländlicher Abgeschiedenheit. Im Oktober scheint das Wesentliche am ersten Teil getan. Loeben reist um die Mitte des Monats nach Wittenberg, wo er das Jubiläum seines alten Lehrers, des Professors Wieland, am 13. November feiern half. Der große Ball, den die Studenten ihm zu Ehren gaben, ‚war der brillanteste, frohste und traulichste,' den er in Wittenberg erlebt hat: ‚Alles war froh, alles harmonierte, alles drückte Zufriedenheit und Erkenntlichkeit aus.' Nach dieser heitern Episode, in der doch ‚Arkadien' nicht bei Seite gelegt worden,

---

Kommst schnell du daher gegangen,
Freud'ger Strom verwandter Liebe,
Daß ich nicht so einsam bliebe,
Und ich halte dich umfangen.

Geh' nur weiter, geh' nur weiter,
Bist du gleich vorbeigerauschet;
Viele Wellen sind vertauschet,
Viele Wellen sind Begleiter.

Seine Urschrift, vom 17. Juni datiert, ist von Varnhagen mit anderen poetischen und prosaischen Andenken und Briefen Loebens an ihn und Helmine von Chézys an Loeben sorglich bewahrt; diese bilden den Inhalt des mehrfach erwähnten Faszikels Varnh. a 33 der Kgl. Bibl. zu Berlin.

fuhr er weiter, bis Rathenow, und besuchte seinen Freund Fouqué in Nennhausen. Mit Liebe und Freude wird er von ihm und seiner Gattin Caroline aufgenommen und bleibt drei Wochen auf dem Gut, anregend und angeregt: ‚Alles aufzuzeichnen, was hier gelesen wird und ich kennen lerne, ist unmöglich. Jeder Tag ist eine Akademie.‘ Fouqué wird sein ‚Arkadien‘, soweit es fertig ist, vorgelesen und erhält lebhaften Beifall. Aber eine merkwürdige Ruhelosigkeit erfüllt den jungen Dichter: am 12. Dezember geht's wieder nach Wittenberg zurück, um im vertrauten Freundeskreise dieser lebhaften kleinen Universitätsstadt das Weihnachtsfest 1810 zu erleben. Auch die nächsten Wochen bringt er hier noch zu, am ersten Teil seines Romans arbeitend, der nun druckfertig ist. Februar und März 1811 sehen ihn wieder in Nennhausen. Nun wird ‚Arkadien‘ Sander zum Verlag angeboten, aber abgelehnt. Auch Reimer nimmt ihn nicht;[1]) schließlich Christ. Gottfr. Schoene in Berlin.

Während am ersten Teil noch gedruckt wird, überkommt den rasch Arbeitenden, der seit dem April wieder in der Lausitz weilt, in Nieder-Rudelsdorf und Joachimstein, frische Lust zum zweiten Teil des Romans. Wieder, wie ein Jahr zuvor, ist der Frühling ‚zeitig und paradiesduftig‘ da, und unter seinem belebenden Einfluß schafft Loeben so eifrig, daß auch dieser Teil noch im Sommer fertig wird; ja, Mitte Juni ist er schon beim 9. Buch — jeder Teil enthält drei Bücher —, Mitte Juli denkt er schon an einen vierten Teil, und Mitte August hat er bereits das 12. Buch begonnen. Ende September erhält er neun Druckbogen des zweiten Teils. Zwei Wochen später verläßt er das Stift und ist am 21. Oktober zum dritten Mal in Nennhausen, diesmal zu längerem Aufenthalt, bis in den Januar 1812. Den dritten und vierten Teil Arkadiens führt er mit, aber nach wenigen Lesungen schon bestimmten ihn seine Freunde dazu,

[1]) Vgl. R. Steig. Neue Kunde zu H. v. Kleist. 1902. S. 43 f.

beide zu unterdrücken, und als ihm dann am 24. November 1811 die ersten Exemplare des zweiten Teils vom Verleger gesandt werden, erhält er wunschgemäß auch das schon eingereichte Manuskript des dritten zurück. Weder die Handschrift dieses noch des vierten Teils hat sich im Nachlaß gefunden.

Mit ‚Arkadien' rücken wir einer verschollenen Vergangenheit wieder nahe. Wir wandern mit dem Dichter zurück in die Zeiten der Schäfer- und Ritterromane, die Gestalten des Darinel und der Königin Pintiquinieſtra aus dem ‚Amadis', die Welt der ‚Diana' des Montemayor, der 'Galathea' des Cervantes werden in diesem Werk wieder lebendig, das Sidneys ‚Arcadia' — in Opitz' deutscher Bearbeitung bekannter — seinen Titel entlehnt, wie es d'Urfés ‚Astrée' den Namen ihres Hauptheldeu Celadon, oder Coeladonis in Loebens Schreibung, entnimmt. Doch in Tendenz und Gestalt nähert er sich mehr der spanischen Produktion. — Wieder erleben wir einen Exzeß der Nachahmung bei dem jungen Dichter, aber von jenem früheren, dessen Gipfel die Gestaltung des ‚Guido' im Heidelberger Jahr war, doch nach zwei Richtungen hin unterscheiden: zunächst weder unter so unmittelbar, fast persönlich wirkenden Eindrücken stattfindend, und also auch nicht so die Tiefen erregend wie damals, noch in solcher Ausdehnung, d. h. den gesamten Menschen ergreifend und umbildend. Andrerseits hat diese Versenkung in die Schäferwelt eine starke natürliche Wurzel im eigensten Wesen Loebens. Ihn hat immer Sehnsucht nach ländlicher Heiterkeit, nach anakreontischem Liebesgetändel, nach einem Hirtenidyll erfüllt, eine zugleich schwärmerische und über die Wirklichkeit sich hinwegsetzende Verehrung der Natur, — ein Stück jenes starken Gefühls, das aus Rousseaus Geist in den ‚Werther' überströmend ein Grundelement der Goetheschen Weltauffassung geworden war. Hier nun, bei Loeben, zeigt sich in einer besondern, weichern Umhüllung der Kern aufrichtiger Naturliebe.

Aus mehr als einer still wirkenden Tendenz erwuchs dieser Roman; so dürfen wir in ihm wohl das Symptom eines sich

Abspannens nach Jahren der Überreiztheit erblicken. Idyllische Poesie entsteht aus einem Bedürfnis, von der Höhe überfeinerter Kultur zum betrachtenden Genuß natürlich kindlicher Zustände herabzusteigen. Auch in diesem Fall späten Epigonentums äußert sich bei einem mit den romantischen Idealen der Zeit gesättigten, ja übersättigten Dichter eine — allerdings nur vorübergehende — Reaktion gegen die zeitgenössische Kompliziertheit des Fühlens, die Loeben in sich so stark empfunden hatte. In dieser Tendenz begegnet seine Reaktion sich mit jener allgemeinen, deren Opfer kaum zwei Jahrzehnte später die romantische Bewegung überhaupt ward. Nur daß hier die frühe, noch vereinzelte und vorübergehende Reaktionserscheinung — entsprechend der unselbständigen und weichlichen Gesinnung ihres Urhebers — in einer literarischen Epoche der Vergangenheit, der Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts, sich auslebt, statt aus dem eigenen Gefühl heraus Neues zu schaffen. Dieser Dichter konnte nur rückwärts oder in nebelhafte Ferne blicken.

Der Inhalt des Romans ist nach dem, wie es scheint, einzigen ganz erhaltenen Exemplar, auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin,[1]) in Kürze folgender.

---

[1]) Es wurde 1900 erstanden, nachdem das erste 1894 verloren gegangen war. Der erste Teil Arkadiens findet sich noch in der Bücherei des Herrn von der Malsburg auf Escheberg bei Kassel. Die Seltenheit des Buches mag der bald, schon ein Jahr nach seinem Erscheinen sich einstellende Haß des Autors gegen sein Werk erklären, für den der Brief an Fouqué vom 27. Nov. 1812 beredtes Zeugnis ablegt. (Briefe an Fouqué, 1848, S. 234 ff.). Loeben schreibt dem Freunde in dieser langen Herzensergießung: ‚Ich habe keine Ruhe, bis ich alle Bücher, Papiere, die mich an die magern fünf Jahre erinnern, dem heiligen Fegefeuern dargebracht. Die Berliner Gedichte, Arcadien, viele einzelne Sachen sind für ein großes auto da fe bestimmt, ich freue mich auf das Fest und habe aus Ungeduld schon manches zuvor verbrannt; die 20 Exemplare, die ich von dem ganz schändlichen zweiten Theile des Arcadiens erhielt, werden auch vernichtet, und wenn ich das Geld hätte, so möchte ich alle Exemplare der genannten Bücher, die noch liegen, ankaufen und zerstören. Ihr hattet Recht mich an der Herausgabe Arcadiens hindern zu wollen. Der zweite Teil ist das infamste Thier von einem Buche, was ich kenne; Du hast mich lieb, also erfülle meine

Erster Teil.

1. Buch. Mit einem Preis der allmächtigen paradiesischen Liebe suchen schmachtende Schäfer an einem wundervollen Maienabend das Leid ihres Herrn zu lindern, dem der Tod die Liebste entrissen, der nun den Degen mit dem schlanken Schäferstab vertauscht hat und als ‚der Traurige' in süßen Jammer und Tränen verloren in ihrer Gemeinschaft lebt. Unter Fruchtbäumen sitzend zu Füßen sonniger Weinhügel lassen die Schäfer ihre Terzinen über duftende Triften schallen, die zu einem jener Täler gehören, welche die Elbe zwischen den böhmischen Gebirgen und den Fluren Meißens bildet. Während der Traurige im blumigen Grase begraben von der Schönheit einer kurzen Trennung Liebender und von der Sehnsucht als dem tiefsten Geheimnis der Liebe spricht, sammeln sich Schäferinnen und Schäfer um Cöladonis, der eine Liebesgeschichte zu aller Ergötzung berichtet! Da er sie oft und immer gern und wohlgefällig erzähle, habe es sich gefügt, daß die Reime sich in die Erzählung gemischt, und so beginnt er nun: die sanfte, schöne Florismena blieb völlig unberührt von den Flammen der Liebe. In höchster Anmut lebte sie zurückgezogen ihrer Unschuld und trieb ihre Schäflein

---

inständige Bitte, wirf Dein Exemplar und auch die Berliner Gedichte in's Feuer. Laß mich nicht vergebens bitten! Und wen Du wieder darum bitten kannst, den bitte. Vergiß es nicht!' Wie anders hatten noch nicht zwei Jahre vorher die seligen Worte eines Briefes an Varnhagen über seinen Schäferroman, seine Stimmung und innere Bestimmung dazu gelautet!

Es war sein Verhängnis, nie befriedigt von Sehnsucht zur Sehnsucht durch das Leben getrieben zu werden. Geblendet von eingebildeter Farbenpracht der Gegenwart und haltlos in ihrem Überschwang; wenn die rasche Begeisterung verflogen war, ernüchtert vom alltäglichen Grau, und — so gewarnt — doch niemals imstande Maß zu halten. Wenn er als Mensch zu genießen verstand — vielleicht ein Lebenskünstler wie er sich wünschte —, aus den Genüssen Kunstgebilde zu schaffen war ihm versagt. —

in die Einsamkeit. Der Schäfer Werben wies sie ab, so erregte sie den Neid und Unwillen der Schäfer wie der Schäferinnen. Nur Dulcis blieb ihr unwandelbar treu; ihm schenkte sie zwar keine Liebe, doch Vertrauen, ihm versprach sie, von seiner Hingebung gerührt, ihre Hand, wenn er drei Jahre jeder Gunstbezeigung ihres Armes oder Mundes entsagen, wenn er sich völlig bezwingen wolle. Mit seliger Freude geht Dalcis darauf ein. — Unter den Zuhörern dieser Erzählung befindet sich ein Fremder, zwar in schäferliche Tracht gekleidet, doch als Kavalier am Ordensband, das von der Schulter zur Hüfte lief, kenntlich. Er folgt, ein Nebenbuhler des Dulcis, der Erzählung mit vielen Seufzern und berichtet nun, was seit jenem Übereinkommen zwischen Florismena und ihrem Verehrer sich ereignet. Dulcis habe auf das standhafteste seinen Schwur gehalten, der Paladin ihrer Unberührtheit zu sein. Dann sei er kürzlich um einer Erbschaft willen nach Österreich gereist. Dieser Umstand habe ihn selbst verführt, von den Füßen der Hofdamen hinwegeilend noch einmal die Schäferin zu seiner Königin zu machen, doch all sein Schmachten sei ohne Erfolg geblieben. Plötzlich entdeckt der Kavalier (Olint ist sein Name) in einiger Entfernung unter Bäumen eben den Dulcis in Gesellschaft eines Unbekannten und entweicht voll Empörung und Verzweiflung. Gleichzeitig erhebt sich im nahen Hohlweg Hilfegeschrei: zwei Ritter sind dabei eine Schäferin ihres Sträubens ungeachtet zu entführen. Sie befreit der Unbekannte mit überlegener Kraft und erwirbt sich die dankbare und demütige Verehrung der versammelten Schäfer. Als der Name des Unbekanten ergibt sich Clarinet. Auch er ist ein Schäfer. Er lagert sich zu ihnen und erzählt in wehmütiger Erinnerung von einem holden Gefährten, den er in

Steiermark kennen gelernt. ‚Wenn er kam, lachte mir der Morgen, mir war als ob ein feines Gold sich über dem Grün verbreitete, und wenn er schied, durchdrang mich eine Sehnsucht, die zugleich leiblich und geistig war.' Dieser innig Geliebte verließ ihn eines Tages und ist seitdem spurlos verschwunden. Einen traurigen Herbst und Winter verlebte er voll sehnsüchtiger Unruhe, bis nun im Frühjahr unsäglich fragendes Verlangen ihn in die Fremde dem ‚süßen, blonden' nachlockte. Auch des heimkehrenden Dulcis Beispiel trieb ihn fort, der auf seiner Fahrt nach Österreich ihm befreundet geworden.

Derweilen naht sich der ‚Traurige' und lädt die Schäfer ein, zum ‚Elsgrunde' am Fuße seines nahen Schlosses zu wandeln und das Grabmal seiner Liebe zu besuchen. In enger Schlucht inmitten eines Haines steht efeuumstrickt der Liebesbau, dessen Pforten ein Engel aus blendend weißem Steine mit gezogenem Schwerte bildet. Decke, Wände, Fußboden sind mit Spiegelglas belegt, welches die Fülle der köstlichen Blumen und den Sarg aus Bergkristall in der Mitte widerstrahlt. Die Entschlummerte umhüllt ein rosenfarbener Teppich. Unter den leisen Klängen einer himmlischen Musik sinken die Schäfer verehrend nieder. Danach berichtet der ‚Traurige' den Aufhorchenden die Geschichte der Söhne seines Ahnherrn Guntibert, Fortunat und Liebmund. Beide verliebten sich in eine im nahen Tale wohnende Schäferin Rosemund; Fortunat verfolgte sie mit wilder Glut, aber Liebmund sie schützend stach den Bruder nieder und entfloh darauf mit der Geliebten in eine Waldhöhle, wo sie fastend und betend ihre Sünde zu büßen trachteten. Eines Tages entfernte sich die Schäferin, um aus der fernen Hütte ihre Bücher und Zither zu holen. Lange Tage wartete Liebmund ver-

geblich ihrer Rückkehr, bis plötzlich mit großem Gefolge Rosemund in Begleitung ihrer fürstlichen Mutter nahte, welche die edle Abkunft der Tochter bezeugte, während Fortunat in Pilgergewand dem beglückten Bruder als dem Tod entronnen sich zeigte. Die Liebenden wurden getraut, lebten bis zum Herbst im einsamen Walde ihrer Pönitenz; dann lange Jahre in Frieden.

2. Buch. Dulcis und Clarinet wandern weiter und gelangen in das Tal, in dem die Herde der Florismena weidet. Sie treffen die Schäferin, wie sie, ein Lamm mit elfenbeinernem Kamm strählend, neben ihrer Freundin Aurora sitzt. Nach freundlichem Willkomm scheiden sich die Paare unter hohen Bäumen Schatten suchend, und während Dulcis ein freudiges Lied zu Ehren seiner Schäferin singt, erzählt Aurora Clarinet ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Sie stammt aus dem adeligen Geschlecht der Herren von Wiblingen; ihre frühe Jugend erging sich auf dem Bergschloß des Vaters am Ufer des Neckars; nach seinem Tode vereinsamt, entschloß sie sich Schäferin zu werden. ‚Es dünkte mir die Schäferei unter allen irdischen Beschäftigungen als die unbescholtenste und von der es am denkbarsten sei, daß sie unter dem Paradieseshimmel fortgeführt werden könne. Denn es gibt viele Stände unter den Menschen, die bloß durch die saure Notwendigkeit und einen großen Eifer wichtig gemacht, und einzig durch Gottesfurcht und Gefühl aller menschlichen Sündhaftigkeit und Hilfsbedürftigkeit veredelt werden können. Die schönsten irdischen Lose sind dagegen, die den Menschen unter freien Himmel, auf friedliche Fluren, reinluftige Berge, und zur Unschuld und jener Wonne führen, die in einem gewissen kindlichen Verkehr mit dem Himmel steht; diese Zustände,

die an das Paradies erinnern, wo der Mensch vor keiner Witterung und Kälte das Himmelszelt mit andern Betrachtungen zu vertauschen hatte, sind gewiß denen an die Seite zu setzen, welche die Tugendhaftigkeit, die jetzt allein wieder gen Himmel führen kann, nachdem wir das Leben in der Liebe verloren durch Adam und Eva, zum Ziele haben, deren größte Zier und göttlichste Blüthe gewiß der Ritterstand ist. Aber von jenen Beschäftigungen unter offenem Himmel dünkte mir keine naturgemäßer und sittlich lieblicher als die der Schäfer. Denn er trinkt den ersten Hauch alles Wohlduftenden, er kommt mit dem Morgen, der Farben und Süßigkeiten bringt, auf die Flur, und liest sich die wärmsten Nächte aus, die Erde mit seinen Träumen zu beziehn, wie die Sterne mit seinem Gold den Himmel. Überall ist ein geweihter Ort wo er beten kann, er hat nur gutmüthige Geschöpfe um sich her, und lebensfrohe, die Luft macht ihn gesund und zu jeder Beschützung seiner Herde stark, daß Zartheit der Empfindungsweise mit dem Harnisch der Jugendmacht umgeben und mit dem Panner der Herrlichkeit ausgestattet ist'[1]).

Aurora übernahm die Herde einer ihr befreundeten Frau Renata im Bezirke des ‚Wolfsbrunnens'[2]), unfern der guten Stadt Heidelberg'. Dort umschloß ein kleines Haus zur Nachtzeit sie und was noch ihr eigen war auf der Welt. So verfloß der erste Sommer in vertrautem Umgang mit der herrlichen Natur, und über

[1]) Ich bringe diese Stelle in extenso, denn sie scheint mir ebenso bezeichnend für die Neigungen des Dichters wie bedeutsam zur Würdigung der Beweggründe, die Loeben der Beschäftigung mit der arkadischen Poesie zuführten.

[2]) Wir erinnern uns des 19. Sonetts in den Gedichten von 1810 (S. 279), welches den ‚Wolfsbrunnen bei Heidelberg' besingt.

den Winter halfen ihr schöne Historienbücher und die Gastfreundlichkeit der Frau Renata hinweg. — Aber der nächste Frühling brachte über die Völker den Krieg und störte den Frieden auch ihres stillen Winkels. Truppen lagerten in der Nähe, eines Tages überfielen gar trunkene Soldaten ihre Herde, und nur ihre Unerschrockenheit und die Dazwischenkunft eines vornehmen Führers schützten sie vor Unbill. Mit diesem Offizier aber, Aegidius, verband sie vom ersten Augenblick an innigste Zuneigung. Jede freie Stunde verbrachte er in süßen Gesprächen und Liebkosungen mit ihr, die ihm den Namen Delitio gegeben hatte. Doch das Heer rückte weiter, eine vorläufige Trennung war unvermeidlich; mit Hinterlassung von drei Sonetten mußte Delitio, aus ihren Armen gerissen, dem Rufe der Trompeten folgen, Aurora blieb trostlos zurück. Da eines Abends kam eine wunderschöne Dame zu ihr, es war die Gattin des Obersten des Regiments, bei dem Delitio stand. Der Oberst hieß Rochus; Thekla, so war ihr Name, wollte ihn aufsuchen und nahm Aurora gern mit. — Doch auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, erfuhren sie von einer eben geschlagenen, ihnen siegreichen Schlacht, gleichzeitig aber, daß Delitio, von dem Wunder der Tapferkeit berichtet wurden, vermißt werde. Die tapfere Aurora suchte das Schlachtfeld ab, bis sie ihn noch atmend fand, und brachte ihn in ein Kloster der Stadt Würzburg, welches dem heiligen Hause der barmherzigen Schwestern angehörte, und pflegte sein in aufopfernder Treue. Und er gesundete wirklich: die Liebe vollendete die Genesung.

3. Buch. Aurora fährt in ihrem Bericht fort: Langsam gekräftigt betrieb Delitio schon die Abreise zu seinem Regiment, als er, allein unterwegs, durch eine herumstreifende Horde abgefangen wurde, von welchem neuen

Unglück er der Geliebten durch einen Zettel noch Nachricht zu geben wußte. Diese bat rasch entschlossen Rochus und Thekla, ihr einen sicheren Führer zu senden, der ihr einen Weg bis zu ihnen bahnte, mit denen sie nun um jeden Preis vereinigt sein wollte. Thekla schickte ihren Bruder Valentin, ohne zu wissen, daß dieser Böswicht in verschlossenem Herzen seit Jahren schon bittersten Haß gegen Delitio nährte, um dessentwillen er von einer Dame verschmäht worden war. Ergebenheit heuchelnd führte Valentin seine Schutzbefohlene auf sein einsames Schloß in Böhmen, sperrte sie in ein Turmgemach und ließ ihr Schreibzeug und einen Dolch für den Fall, daß sie vergeblichen Harrens überdrüssig werden sollte. Dann sandte er die Nachricht ihres plötzlichen Todes ins Lager. — Während Aurora trostlos schmachtete, hatte Delitio in wunderbarer Weise sich von der räuberischen Bande befreit, und eilte nun dem Lager zu, durch das schon die ‚Friedenstaube sich schwenkte'. Hier vernahm er die erlogene Botschaft von Auroras Tode. Bald fand sich auch Valentin ein und forderte Delitio unter der Begründung zum Zweikampf heraus, er habe die Dame seines Herzens durch seine Kälte und Unehrerbietung beleidigt. Delitio, von höchstem Abscheu gegen Valentin erfüllt und in wütendem Grame, daß dieser Unmensch einziger Zeuge der letzten Stunden seiner Aurora gewesen, nahm die Forderung an, verwundete den Gegner tödlich, entfloh übereilt und an allem verzweifelnd: — — — ‚Mein Leben ist nur noch äußerlich da, innerlich bin ich dieser Welt gestorben und nur in der Liebe leb' ich und streb' ich fort. Mag denn auch mein Name verschollen seyn, wie Glück, Menschen, Ehre, Ruhm, Hoffnung, Lust an den Waffen und die Menschen mir verschollen sind'. Dieser Brief war sein letztes Lebenszeichen, dann ver-

schwand jede Spur von ihm. Valentin lebte wieder auf, aber er hatte den Verstand verloren. — Auroras mutvoller Sehnsucht war es währenddessen geglückt, ihrem Gefängnis zu entrinnen. Sie traf bei ihrer hastigen Flucht auf jene Schar von Schäfern und Schäferinnen, welche Dulcis auf seiner Reise nach Österreich ein Stück Weges das Geleit gaben, und schloß sich eng der liebevoll teilnehmenden Florismena an; ihre Briefe erreichten Rochus und Thekla, die nun zwiefachen Anlaß zu jammern hatten. — ‚O himmlische Glorie, du Heldensaal, worin alle wahrhaft Adlichen wandeln, du Paradieseslaube worunter alle wahrhaft Liebenden sich ergehn, ich mache meinen Schäferstab zum Pilgerstabe nach dir, und also zieh ich hin auf der liebeleeren Haide,‘ also beschloß Aurora die rührenden Reden in denen sie einer Weberin gleich, die auf einem bunten Teppich den Inhalt irgend einer Liebesgeschichte in verschlungenen Gemälden angebracht, den andächtig zuhörenden Clarinet mit ihrem ganzen Schicksal bekannt gemacht hatte.‘ —

Während dieses Berichts sammeln sich immer mehr Hirten und Mädchen, die neu angekommenen Freunde zu begrüßen und kennen zu lernen. Es erhebt sich der Wunsch, den fröhlichen Tag mit einem Mahle zu beschließen. Die nächsten Waldbäume geben das Gerüst zu einer Art Zelt, Rasensitze werden rasch errichtet, und auf einen langen niedrigen Felsblock, der recht geeignet inmitten jener Bäume im Boden eingemoost war, setzt man Milch, Wein der nahen Gebirge, jungen Honig und Erdbeeren nieder. Ein munterer Quell sprudelt zu seiten des Gezeltes. — Vom Wald her erklingt, während unten geschmaust wird, ‚goldnem Taubenbuhlen vergleichbar‘ das süßgirrende Tönen lockender Jagdhörner, Lärm der Treiber und Rüdengebell. Zwei

Jäger ſind vorausgeeilt, Arborin und Hubertus, lehnen ſich an zwei Tannen, ohne der Schäfer anſichtig zu werden, und beginnen einen Wechſelgeſang in Stanzen über Jägerei und Waldleben. Plötzlich erblickt Arborin die Schäfer, wankt und entflieht eilig, von ſeinem Gefährten gefolgt. — Bald verhallt der Jagdlärm, und während durch das erhellte Gefilde und den träumenden Waldſchatten hierhin und dorthin ſich zärtliche Paare zerſtreuen, ſchreibt Dulcis im Mondlicht auf die Rinde eines Baumes ein Sonett, ſein entſagungsvolles Los betrauernd. Das ausgezeichnete Gedicht lautet:

Sie koſen miteinander, und ſie ſpielen,
Es iſt ein dicht zuſammen Sizen, Ruhen,
Wie ein Gemäld' auf Laden oder Truhen
Sind ſie zu ſchau'n auf weicher Grüne Dielen.

Sie tändeln mit gepflückten Kleeblatts Stielen,
Sie ſchmeicheln, dran ſich lehnend, ſeidnen Schuhen,
Was nur ſie thun, es iſt ein lieblich Thuen.
Ach viele ſüße Küße blühen vielen.

Weil ſie ſo ſcherzen, herzen, bliken, niken,
So lächeln, und mit Aug' nnd Locke fächeln:
Steh ich dahier, ſteh' hier ich ganz alleine,

Sie kennt mein Nez, und wüßt' es wohl zu ſtriken;
Die goldnen Fäden ruhn im Augenſcheine
Doch, „nicht der Liebe dien' ich," ſagt ſein Lächeln.

Florismena aber, der dieſe bewegte Klage gilt, ſtreift durch den Wald, mit jener ruhigen Zufriedenheit, die der Quell all ſeiner Leiden iſt, der Wiederkunft ihres Schäfers nachſinnend. Da ſieht ſie einen ſchlanken ſchönen Ritterjüngling unbeweglich vor einer alten Eiche ſtehen, das anmutig-ſchwärmeriſche Antlitz dem Stamme zugekehrt, auf der Hand einen Falken tragend. Wie

durch fremden Zauberzug getrieben, nähert sich Florismena, aber ohne aufzublicken ruft der schöne Ritter: ‚Hinweg! Geräusch da unten!‘ und als sie ins Gebüsch zurückweicht, tut er gegen das Brechen der Zweige hin einen Büchsenschuß, indem er aufschreit: ‚Wo anders hin ihr armen Rehe: hier darf nichts gehört werden als meine Klage und der Wolkengruß‘. Clarinet und Aurora herbeieilend heben die taumelnde Schäferin auf; ihre Hand blutet leicht von dem Streifschuß; tiefer aber ist ihr Herz getroffen. Völlig verändert verläßt sie am frühen Morgen mit der Herde ihre Hütte; wie einst hält sie alle, auch Dulcis sich fern. Traurigen zugleich und sehnsüchtigen Gedanken sich überlassend, empfindet sie zum erstenmal den süßen, geheimnisvollen Zauber der Liebe; sie hat ihre Hand verschenkt, ohne das Herz in die Macht dessen zu geben, dem sie sich versprach: nun leidet sie unter dem Zwiespalt. Da erblickt sie ein junges Mädchen, Amura, das am Ufer eines Waldbaches ein Körbchen aufstellt; von ihr erfährt sie, das Körbchen mit Nahrungsmittel sei für Crystallin bestellt, der nachts unter jener Eiche stehe; am Morgen auf jenem Waldplatze, worauf die Elfen ihre Reigen hielten, im Tau liege, aber den Tag über im Schatten einer Erle an einer weißblumigen Quelle ruhe. Gegen Abend nehme er dann die Nahrung, die sie ihm täglich bringe. Einst koste er mit ihr, die er auf der Verfolgung eines weißen Hasen, der in ihr Gärtchen flüchtete, entdeckt hatte. Da ruhte er vor der Jagd des Abends in ihrer Jasminlaube aus, dann erst ging er auf sein nahes Schloß, — — bis dieses Unglück nun geschehen sei, daß er wahnsinnig oder mondsüchtig wurde, denn er bilde sich ein, eine holdselige Waldfrau sei ihm erschienen, und er habe ihr ein Gelübde getan. Florismena treibt die Herde zur bezeichneten Quelle, sinkt dem Ritter

gegenüber aufs Moos und strömt ihre hoffnungslose Liebesqual in ruhig angehörten Versen aus. So liegt sie träumend bis zum Abendläuten. In solcher Weise geht es mehrere Tage lang: sie gleicht wieder einer einsamen Waldtaube. — Endlich veranlaßt die besorgte Aurora Clarinet und Dulcis, der Scheuen zu folgen die sie am Quell dem anmutreichen Ritter gegenüber ruhend finden. Dulcis Verzweiflung ist grenzenlos.

Unterdessen erhalten an einer fernen und verborgenen Stelle des Waldes eine junge und eine alte Zigeunerin, die um ein nächtliches Feuer sitzen, den Besuch einer schwarz gekleideten Dame von herrlicher Gestalt — der Gräfin Armanda; sie ist die Gattin Crystallins, den sie durch einen von ihrer alten Amme bereiteten Liebestrank gewonnen hatte. Aber sein von nun an gleich einem Zunder feuerfangendes Herz bereitete ihr so viele Qualen der Eifersucht, daß er ihres Härmens überdrüssig in der Jagd und bei andern Mädchen Zerstreuung suchte; nun hat sie von seiner Bezauberung hier im Walde gehört und bittet die Zigeunerinnen um ein Gegenmittel gegen den Waldzauber. Die Zigeunerinnen verlangen, daß sie sich den kleinen Finger der rechten Hand abschneiden lasse, damit er im Walde vergraben werde. Dann solle sie geschmückt in offener Kammer des Wechsels, der ihrer Liebe bevorstehe, harren. Liebestolz, mit hochklopfender Brust, der Schmerzen ihrer blutenden Hand nicht achtend, eilt die Gräfin ihrem Schlosse zu.

Zu derselben Zeit erfüllt fernes Tosen rings die Luft; die Quelle, an der Crystallin und Florismena lagern, braust, die hohen Eichenwipfel beugt der Sturm. Blitze zucken, Bäume krachen nieder, Ströme Wassers kommen herab. Mit flatternden Haaren wie in neu

gesammelter Ritterkraft stürzt Crystallin davon. Die hilflose Florismena birgt der treue Dulcis in eine Höhle, deren Schutz auch ihren Lämmern zuteil wird. Der nächste Morgen beleuchtet furchtbar die Verwüstung, die der Orkan und die Gewalt des Wassers hervorgerufen haben; auch die tausendjährige Eiche, unter der Crystallin die Mondnächte zubrachte, hat ein Blitzstrahl mitten auseinander gerissen. Den Ritter selbst sah man nicht mehr.

In dem Schloß Armandas aber, dessen Gemächer hochzeitlich geschmückt worden, spuken unheimliche Zauber: Der Geist der gräflichen Mutter erscheint im weißen Schleier drohend der alten Amme. Während das ferne Gewitter tobt, kommen Zigeuner mit der Leiche des holden Crystallin. Inbrünstig umfängt ihn Armanda, grimmige Verwünschungen treffen die Zigeuner, denen sich die Zauberweiber aus dem Wald zugesellt haben; mit einem Messer stürzt die Gräfin auf sie los, welche murmelnd das Schloß verlassen. Bald erhebt sich gewaltiger Rauch von allen Seiten, und ein wildes Feuer verzehrt in kurzer Frist das ganze Gebäude mitsamt der weißhaarigen Amme und der leidenschaftlichen Gräfin, die ihren Geliebten noch immer fest umschlungen hält.

Zweiter Teil.

4. Buch. Der zweite Teil setzt mit der Schilderung der Ereignisse nach dieser Schreckensnacht ein. Dulcis findet die Höhle, wohin er Florismena geleitete, leer und fühlt schmerzlich, daß die Geliebte ihn meidet; sie hat, von quälender Sehnsucht nach dem verschwundenen Crystallin verzehrt, sich in Waldesdunkel zurückgezogen. Jetzt bemerkt er sie in der Ferne, wie sie mit aufgelösten Locken einer Diana gleich über die Hügel eilt, und ihre Schafe, die sich schmeichelnd um sie drängen, fortzuscheuchen sucht.

Vor dem nahenden Dulcis entflieht sie den Stab fortwerfend zu ihrer einsamen Lieblingsquelle, ihre Herde aber schmiegt sich vertraulich an Dulcis, und er läßt ‚seine Füße mitten in dem weichen Strudel fortgehen, unbekümmert, wohin sie getragen würden'. Bald trifft er auf acht hohe Tannen, deren breite schwere Äste bis zum Boden schleifen; unter dies weite Dach hat sich Dulcis' eigne Herde geflüchtet. Bei den Schafen aber ruht schlafend ein Kind, das Köpfchen mit goldgeringelten Löckchen an ein Lamm gelehnt. Es erwacht von den Tönen einer Flöte, die unsern Clarinet lockend bläst, und entläuft auf eine kleine Wiese, wo es von einer Lautenschlägerin, die an der Seite einer Pilgerin daherkommt, mit Freudengeschrei empfangen wird. Die drei lassen sich frohgemut nieder, und die Pilgerin beginnt der Lautenschlägerin von ihrem Leben einen Bericht zu geben: ‚Er mag Euch bei Euerer mir so gegenwärtigen Lebensweise zur Warnung und Erbauung dienen.'

Von ihren Eltern in Wien streng erzogen, doch sehr weltlich gestimmt, ward sie als heranwachsendes Mädchen zur Sommerszeit auf die Brigittenau geführt, wo ein höchst ergötzliches Volksfest die Bewohner der Stadt mehrere frohe Tage vereinte. Da erblickte sie in einem Kreise junger Pfeifer und Harfnerinnen einen schlanken Jüngling mit einem ernsten edelschwärmerischen Antlitz. Sie war völlig außer sich; am nächsten Tage wußte sie es einzurichten, daß sie ihn allein sprechen konnte: Holdenreich war der Herr der gestern gesehenen Spielleute; seine reichen Eltern hatte er aus Lust an diesem freien Leben verlassen. Sie folgte nun ihm und seiner fröhlichen Bande nach Ungarn. Es war eben Türkenkrieg; so hofften sie im

Lager guten Verdienst zu finden. Doch eines Abends badend ward das Mädchen von türkischen Soldaten gefangen genommen und Sklavin Alreddins, der sie in seinem Schloß an den Dardanellen seiner einzigen Tochter Zenide zur Gespielin gab. Bald gewann sie einige Übung in der arabischen Sprache und ward mit ihrer milden Herrin vertraut. Als nun ein edler Ritter, Roderich, der — zwar in Alreddins Gewalt — einem Gaste gleich behandelt wurde, Zenidens glühende Liebe entzündete, nutzte sie diesen glücklichen Umstand, ihre gemeinsame Flucht ins Werk zu setzen. Sie vermittelte zwischen dem Ritter und Zeniden; sein Herz war schon in der Heimat gefesselt: so log sie ihm vor, Zenide wünsche ihn nur als Freund und Retter in ein christliches Land; Zeniden aber spiegelte sie vor, Roderich sei von gleicher Leidenschaft wie sie erfüllt, habe aber das Gelübde getan, bis nach völlig beendeter Flucht keiner Schönen in Liebe zu nahen. Alles ging nach Wunsch. Ein venetianisches Schiff führte sie rasch seiner Heimatstadt zu. Kaum gelandet, erblickte die Pilgerin eine Harfnerin aus der Gesellschaft Holdenreichs und eilte ihr pfeilschnell nach. Da mußte sie erfahren, daß der geliebte Holdenreich auf einem Schloß in Bayern seinen Spielleuten den Abschied gegeben habe und bei der schönen Besitzerin geblieben sei. Mit der Gesellschaft zusammen zog sie nun langsam jener Gegend zu, in stiller Hoffnung, ihre Gegenwart werde vielleicht die neue Liebe Holdenreichs erbleichen machen. Darin enttäuscht nahm sie sich in bitterer Reue vor, eine rastlose Pilgerin zu werden, bis sie stark genug sei, nach Wien wieder zurückgekehrt den Zorn ihrer Eltern zu ertragen. —

Kaum hat die Pilgerin ausgeredet, als ängstliches Geheul und Schreien erkennen läßt, ein Wolf sei in

der Nähe. Das Untier läuft auf das nahe spielende Kind zu, aber Clarinet trifft es mit sicherm Steinwurf und gibt ihm mit einem mächtigen Baumast den Rest. Jubel erfüllt den Wald; doch Clarinet begibt sich traurig und in der Sehnsucht nach seinem geliebten Arborin, dem Gefährten aus der Steiermark, sich einsam fühlend, zur gleichgestimmten Florismena. Amura geht an ihnen vorüber, und einen Blick auf Florismena werfend bedauert sie die Schäferin, die gleich ihr um den dahingeschiedenen Crystallin trauert; weiterschreitend begegnet sie der zärtlichen Klagelinde, die in ihrem kleinen Garten eine freundliche Zuflucht gefunden hat, diese berichtet der zutraulichen Schäferin von ihren Schicksalen: Von früh auf liebte sie es, umherzuschwärmen und bald im Schäferkleid, bald in Jägertracht, bald in andrer Verkleidung die Fluren durchstreifend die verliebten Paare aufzusuchen. Endlich beschloß sie, wie oft, so auch diesmal in männlicher Gewandung zu ihrem Bruder nach Welschland zu reisen. Da gefielen ihr die Täler und Almen der Steiermark so sehr, daß sie in der Gesellschaft von Hirten und Hirtinnen in einem eignen Hüttchen ihre Wohnung aufschlug. Sie lernte den edlen Clarinet kennen und brachte in unschuldiger, vertrautester Freundschaft mit ihm einen herrlichen Sommer zu, allgemein für den Hirtenjüngling Arborin gehalten. Von Clarinets Jugend erfuhr sie soviel, daß er im Hause seines Pflegevaters aufgewachsen sei, von früh an viel sich selbst und seinem Sinnen überlassen; am liebsten abenteuerliche Geschichten lesend und oft mit einem alten Fischer zusammen, der an einem großen smaragdgrünen See wohnte. Dort fand der Jüngling einst einen alten goldenen Reif, auf dem zwei verschlungene Hände zu sehen waren, die einen Dornenstab hielten, der oben in eine Rosenknospe

endete. Ein geheimnisvolles Verhängnis ſchien über dieſem Ring zu ſchweben, um deſſetwillen der alte Fiſcher, in die Wellen des Sees gezogen, den Tod fand. — So kam den befreundeten Schäfern nur allzuraſch die Zeit der Rückkehr von den Bergen in die Winterhütten; wie einer nahen Trennung bewußt übermachte Clarinet dem geliebteſten Freunde den Ring, es war das letzte Mal, daß ſich die beiden ſahen. Auf dem nächtlichen Rückwege umringten vier verhüllte Geſtalten Klagelinde, führten die Ohnmächtige zu einem verſchloſſenen Reiſewagen und eilten ihrem fernen Schloſſe zu, wo Klagelinde ein betäubendes Fieber bis in den kommenden Frühling hinein umfangen hielt. Geneſen entſandte ſie einen Boten zu Clarinet; der aber war verſchwunden. Da begann die unglückliche Dame von neuem in mancherlei Verkleidung umherzuſchweifen: ſie war es, die als der Jäger Arborin an jenem lichten Abend in der Nähe der froh verſammelten Schäfer mit Hubertus Zwieſprach gehalten, plötzlich den Geliebten erkannt hatte und geflohen war, weil ſie Aurora bei ihm ſah, von deren Anmut die ganze Gegend ſprach. Doch ſie überzeugte ſich bald von ſeiner Treue. Nun will ſie nicht länger zögern, ſich ihm zu zeigen. Amura ſoll Clarinets Schritte überwachen, daß der Geliebte nicht ohne ihr Wiſſen aus dieſer Gegend verſchwinde.

Während Amura ſich auf den Weg macht, Clarinet zu beobachten, verläßt Dulcis ſeine Tannenſchäferei, wo er in völliger Zurückgezogenheit ſich zu dem ſchweren Schritte vorbereitet hat, und begibt ſich, von Clarinet geleitet, zu Florismenen, um ſie ſelbſt zu bitten, daß ihr Vertrag von einſt nun aufgehoben werde. Mit Tränen tut Florismena nach ſeinem Willen: treu befreundet wollen ſie bleiben, des zum Zeichen tauſchen ſie die Hirtenſtäbe. Dann beſchließen ſie, dieſe Triften

verlassend neue lachende Fluren aufzusuchen den verlorenen und ersehnten Lieben entgegen. Bald ziehen sie davon, an einer Waldwiese vorüber, auf der Schäfer und Winzer im bunten fröhlichen Reigen mit einem Mailiede den Frühling begrüßen.

5. Buch. Sechs Tage lang wartet Klagelinde Amuras, bis diese, welche angeschwollene Waldströme so lange zurückgehalten haben, endlich kommt und die Nachricht von der Entfernung Clarinets und seiner Freunde bringt. Ihre erschrockenen und eilenden Vorbereitungen dem Geliebten nachzuziehen, unterbricht die Ankunft ihres treuen Bruders Sigismund, dessen Unterstützung sie erbittet. Sie besteigen die Zelter und traben davon. Die leichtsinnige und unbeständige Amura aber bleibt in ihrer Jasminlaube und weiß sich rasch mit einem Schäfer zu trösten, den sie vor ihrem Abenteuer mit Crystallin geliebt hatte.

Die beiden fortgewanderten Schäferpaare Florismena und Dulcis, Clarinet und Aurora haben derweile mit ihren Herden auf freiem Felde unter einem Zelte sich gelagert und stimmen auf diesem anmutigen Ruheplatz liebliche Kanzonen an. Dann schlummert sanft ermattet Florismena ein, in unersättliches Anschauen verloren lehnt der zärtliche Dulcis an einen Baum; nahebei aber erzählt Aurora dem Clarinet, was sie schon lange ihm versprochen, die Geschichte von Thekla und Rochus. Thekla hatte sich nach dem Ableben ihres Vaters von ihrem Stammschloß an der italienischen Grenze zu einem weltlichen Fräuleinstift in Prag auf den Weg gemacht und in Begleitung ihres Bruders Valentin und ansehnlichen Gefolges den Gipfel des Sömmerings schon überschritten. Talabwärts war

Valentin mit den übrigen weit vorausgeritten und hielt vor dem Kloster Mariaschutz, wo er die ihm bekannten Offiziere Rochus und Delitio getroffen hatte. Thekla betete noch vor einer Kapelle der heiligen Mutter Christi, als ihr Pferd sich losriß und den Berg hinabrannte. Die drei Männer fingen es auf, gingen zu Fuß den Weg zurück und fanden Thekla, deren Anblick sogleich Rochus mit hoher Liebesleidenschaft erfüllte; auch sie blickte mit hingebender Innigkeit zu seiner Heldengestalt auf. Doch ihre Wege führten die still Einverstandenen in entgegengesetzte Richtungen: Rochus zu seinem Regiment, Thekla in das Stift, wo sie nun ganz in sich zurückgezogen und verschlossen nur in sehnsüchtigem Gedenken an ihn schwelgte. Den folgenden Winter brachte Valentin in Prag zu und widmete seine Huldigungen einer Dame von holder Schönheit, der Gräfin Veronika, welche von ihrem ungeliebten Gemahl getrennt lebte, mit der Thekla durch ihres Bruders Vermittlung bald herzlich befreundet ward. Wunderlich liefen die Liebesfäden hin und wider; Veronikas junger Bruder Melchior loderte in zärtlicher Glut für Thekla; seine Schwester in ebenso unerwiderter für Delitio, dessen Regiment Quartier in Prag bezogen; Valentins heftige eifersüchtige Liebe zur Veronika aber brannte hoffnungslos und unvermindert: eine seltsame Verkettung unglücklicher Liebesgefühle! In der verzweifelten Treue gegen den fernen Rochus bis zum Haß ihrer Schönheit gebracht entschloß sich Thekla sie durch einen häufig genommenen Essigtrank zum Welken zu bringen; es gelang, aber ihre zarte Gesundheit litt heftig unter der Wirkung des bleichenden Trankes. Durch Zufall entdeckte Veronika die verderblichen Maßnahmen ihrer Freundin, veranlaßte sogleich, daß sie sich einer Kur unterwarf, deutete dem schmerzbewegten

Melchior die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe an und vereinigte die allzulang getrennten Liebenden. Rochus setzte eine Erbschaft in den Stand, um Theklas Hand zu werben. Im Dom zu Prag fand ihre stille Trauung statt, dann reiste Thekla auf den Rat der Ärzte zu ihrer völligen Gesundung nach dem mittäglichen Frankreich.

6. Buch. Während dieser Erzählung haben in dem gegenüber flüsternden Eichenwäldchen Schäfer und Schäferinnen Platz genommen, deren Hirtenstäbe, mit farbigem Band bezogen, denen glichen, die Clarinet einst in den Händen ‚des Traurigen' und seiner Schäfer erblickt hatte. Auch Dulcis überzeugt sich, daß sie sich in jener Gegend befinden müßten; ihm ist ferner aus dem Bericht Auroras die Erkenntnis deutlich geworden, daß jener Melchior eben ‚der Traurige' sein müsse. In diesem Augenblick ertönt von ferne zur Mandoline ein Gesang; Dulcis erkennt die Stimme des Traurigen; ihm entgegengehend läßt er eine Rolle in den Händen der Zurückbleibenden, welche die Geschichte des Traurigen enthält und nun von Clarinet verlesen wird.

Nach jenem schmerzlichen Verlust Theklas hatte sich Melchior — fortan ‚der Traurige' geheißen — unverweilt nach Italien aufgemacht. Unweit der Heerstraße erblickte er ein Monument in Urnengestalt, von Trauerweiden umgeben, und kniete andächtig vor ihm nieder, mit seinem Griffel den Namen Thekla anschreibend. So traf ihn Ritter Donato, der Besitzer des Denkmals, dessen verstorbener Gemahlin, einer deutschen Fürstin, es errichtet war. Rasch Freunde geworden, lud der Ritter den Traurigen ein, ihm in seine Heimat zu folgen, an einen reizenden frühlingsschönen See mit einer Insel, auf der Viormona, sein vielgeliebtes Kind, durch den Zauber ihrer Anmut,

Unschuld und Andacht ein ganzes Arkadien um sich habe erblühen lassen, mit einer Anzahl junger Verwandten an lieblichen Schäfergeschichten, Liedern und Spielen sich ergötzend. In wenigen Tagen gelangten sie zu diesen paradiesischen Gefilden, und nun geschah es, daß den Traurigen eine so innige Neigung zur holdseligen Viormona erfüllte, die ihm liebreich entgegenkam, daß er bald mit größerem Recht den Namen des Zärtlichen führen durfte. Der Gedanke an Thekla verließ ihn wie eine jugendliche Täuschung, eine Vorahnung dieser seligen Erfüllung seiner Sehnsucht. Gern ließ er sich gleich den andern in bunte Schäfertracht hüllen. Noch in den ersten Tagen besuchte man eine Nichte Donatos, Olivia, die fern von den Fröhlichen in einem Gewächshaus inmitten eines dunklen Wäldchens als in einer Einsiedelei hauste und nur selten zum Vorschein kam. Sie war das Opfer einer unglückseligen Leidenschaft für einen schönen neapolitanischen Prinzen, der zunächst ihr, dann Viormonen, sich zugewandt hatte, die aber nicht das geringste für ihn empfand. Hoffnungslos in Viormonens Bann, verlor der Unglückliche den Verstand und verfiel in Tobsucht. Donato hatte, um dem bald entstehenden Gerede auszuweichen, Tochter und Nichte auf dieses Gebirgsschloß gebracht, wo Olivia die Vergnügungen der harmlos freudigen Schäfergesellschaft oft durch die wilde Erscheinung ihres finsteren und verbitterten Wesens störte. Durch den Besuch der Gesellschaft angeregt ließ auch sie, in einem Anfall heftig ausbrechender Lustigkeit, sich schäferlich kleiden und erklärte ein steinernes Schäferbild, das unter Zypressen stand, für ihren Liebhaber: auf das Postament geschwungen, umschlang und schmückte sie ihn mit zärtlichen Gebärden. Der Dienst des Hofes rief Donato fort, die liebenden Paare blieben zurück. Bald fanden sich der Zärtliche

und Viormona in einem seligen Geständnis. Donato gab den Liebenden seinen Segen; die Vermählung sollte auf der Insel gefeiert werden. Auch Olivia erschien aus diesem freudigen Anlaß in veränderter Stimmung, sie lud die Gesellschaft zu einem fröhlichen Fest unter ihre Zypressen. Während des heitern Mahles kredenzte Olivia einen Becher Weines, den sie halb leerte, Viormonen, die ihn austrank. Nun wurden große Anstalten zur Hochzeitsfeier getroffen. Dann begab sich der Trauungszug, an dem Olivia nicht teilnahm, über den See zu einer alten kleinen Kapelle, zu der ein steiler Bergpfad führte. Auf dem Rückwege, an der Blumenaue vorüber, auf der die Begleitung von Schäfern bei Wein und Tanz sich ergötzen sollte, war man kaum zuden Gondeln am Strande gelangt, als Olivia, einer Wahnsinnigen gleich, ihnen entgegenstürzte und triumphierend rief, nun sei sie ihres Gelübdes ledig. Sie habe Viormonens Glück zerstört, wie diese einst ihres: an jenem Abende, da sie aus einem Becher tranken, hätten sie ein Gift getrunken. Es bringe ihnen beiden ein langsames, doch sanftes Ende; Rettung sei unmöglich; sie wolle die Herzensqualen Viormonens nicht mit ansehen, auch zieme ihrer glühenden Liebe ein glühendes Opfer, — unter diesen Worten stieß sie sich einen Dolch in die Brust und sank zu Boden: den Uferabhang hinabgleitend verschwand sie im See. Entseelt sank Donato zu Boden; Ohnmacht umhüllte das junge Paar. Nach dem Erwachen erfüllte stille Verzweiflung den Zärtlichen, herrliche Gefaßtheit Viormonen, welche anordnete, daß der Vater auf der Bergeshöhe bei der Kapelle bestattet werde. Der festlich geschmückte Zug schritt den eben noch so jubelnd hinabgetanzten Weg in stiller Feierlichkeit wieder empor. Oben löste sich in Tränenströme das unaussprechliche Leid. —

Noch einen Versuch machte der Traurige, hoch im Gebirge, bei einem weisen Klausner, dessen Kunde sich durch die ganze Natur und über große Geheimnisse erstreckte, Rat zu suchen; der aber belehrte ihn, hier sei an zeitliche Rettung nicht mehr zu denken. Nach drei Vollmonden wirke die Giftwurzel, komme der Tod sanft und schmerzenslos. So geschah es. Der Traurige, der seinen Namen von nun an mit Recht führte, verließ die verhaßt gewordene Insel, den Leichnam seiner Holden führte er mit sich nach Deutschland, nur ihr junges Herz ward in silbernem Gefäß zu seiten des väterlichen Sarges aufgestellt.

Das Gefühl der Wehmut, das sich nach dieser Erzählung der Gesellschaft bemächtigt hat, wird unterbrochen durch den Vorbeizug geschmückter Schäfer und Schäferinnen, denen Dulcis mit dem Traurigen bald folgt. Der erwartet hier seine geliebte Schwester Veronika, die Schäferin geworden ist. Nach rührender Umarmung schreitet die festliche Schar den grünen feierlichen Gewölben schön belaubter Bäume des gartenartigen Haines zu. Veronika und ihr Bruder nehmen auf den bereiteten Thronen Platz. Die Schäfer singen der Liebe und Treue, dem Mai und der Sehnsucht ein Lied, welches schließt:

‚Was liebt und leidet, pflük' in Flurgewinden
Sich Antwort, Schirm und Zier;
Der Glanz der Schäferlieder
Blüh', Sehnsuchtsleid, dir auf, ein Schwunggefieder.

Der Romantorso bietet durchaus das Bild seiner Muster. Weit über die Hälfte ist Ich-Erzählung oder Bericht anderer von den Schicksalen dritter. Der Verfasser kommt selten in fortlaufender Darstellung zu Wort. Ein Bündel novellenartiger

Episoden, die ineinander greifend sich gegenseitig erklären und weiterführen, vereinheitlicht einigermaßen die gleichartige Örtlichkeit: eine ideale Schäferlandschaft, die an Realität nicht gewinnt durch die wiederholte Bemerkung, sie befinde sich an den Ufern der Elbe oder in der Meißner Gegend oder in Steiermark. Die Beschreibung der italienischen Schäferei Viormonens weicht von der deutschen nicht ab, allenfalls daß das Wort Zypresse an die Stelle von Linde oder Erle tritt. Die vier Haupterzählungen des ersten Teiles werden aufgenommen im zweiten, keine einzige zu Ende geführt. Die Episode der Pilgerin steht für sich da; nur die kleine Erzählung von Liebmund und Rosemund, deren Namen in Erinnerung an Zesens Roman von der ‚Adriatischen Rosemund' gewählt sein werden, und die Erlebnisse der Gräfin Armanda und Crystallins werden abschließend dargestellt. Am weitesten gediehen ist die Schilderung des Verhältnisses von Klagelinde (Arborin) zu Clarinet, deren Begegnen und Erkennen wir noch erwarten. Florismenas und Dulcis Trennung erleben wir, ohne aber ihrer Dauer sicher zu werden. Von Delitio, dessen Name das dritte Buch des zweiten Teiles der ‚Diana' bringt, wird uns zur Vorgeschichte einiges mitgeteilt, von seinem Verbleib nach dem Zweikampf mit Valentin erfahren wir nichts mehr.[1]) Auroras Zukunft bleibt uns ebenfalls verhüllt. Ihr wird Gelegenheit gegeben, Theklas und Rochus' Liebesschicksale darzustellen und so die Erzählung auf Melchior, der Thekla hoffnungslos liebte, zu leiten, auf jenen ‚Traurigen' des ersten Buches, welchem nun die Novelle des letzten Buches gewidmet ist, die beste des Romans.

Das Ganze bewegt sich durchaus in der pastoralen Sphäre. Ritterliche Taten und, in beschränktem Umfange, höfisch-adlige Konversation dienen der Schilderung mannigfaltiger Liebesabenteuer zur Folie. Eine tränen- und seufzerschwere Luft glücklicher

[1]) Wie wir wissen, ist ein dritter, handschriftlich schon vollendeter, doch nicht erhaltener Teil unterdrückt worden.

und vielmehr noch unglücklicher Verliebtheit umhüllt alle Gestalten, so daß der Zauberspuk in jener Zigeunerszene am Ende des ersten Teils wie ein greller Beckenschlag über eine träumerisch unter der Mittagssonne liegende Wiese hallt. Die teilweise Realistik[1]) dieser Szene wirkt in der Umgebung eben so befremdlich wie vorher etwa die Beschreibung des Wolfsbrunnens bei Heidelberg, später die Erwähnung der Brigittenau bei Wien oder des Doms zu Prag. — Sonst herrscht wie in der Schilderung der Örtlichkeiten auch in der der Personen größte Allgemeinheit. Ansätze zur Individualisierung finden sich bei den Gestalten des Traurigen und Viormonens, allenfalls bei Florismena, doch auch hier kann man sagen, mit den Worten Ferdinand Wolffs[2]), die Sprache des Herzens sei über die wohlgesetzte zierliche Phrase, der Ausdruck der Leidenschaft über das abgemessene Pathos kaum hinausgekommen.

Der Tenor ‚Arkadiens' steht dem der ‚Diana' des Montemayor und der ‚Galathea' des Cervantes am nächsten: unendlich variiertes Liebeswerben im Mittelpunkt. Süße Klage, unzählige Tränen; Seufzer der sehnsüchtigen Flöte, Verkleidungen, Überfälle; Entführung durch Türken; Befreiung durch heldenhafte Ritter; Wunder und Zauberhaftes gelegentlich in die Welt hochgespannter Gefühle hineinragend. — Zwei Beispiele der gleichen Grundstimmung seien gegeben: in der ‚Galathea' spricht der liebesfeindliche Schäfer Lenio davon, daß ‚die Sehnsucht der Urquell und das Prinzip aller unsrer Leidenschaften' sei, vor allem der Liebe (IV. Buch), welcher Gedanken der Traurige gleich zu Beginn ‚Arkadiens' also faßt: Sehnsucht sei das tiefste Geheimnis der Liebe. Und gleich im ersten Buch der ‚Galathea' singt

[1]) Im übrigen ist für diese verhältnismäßig realistisch zu nennende Episode wohl Opitz' ‚Schäfferey von der Nimfen Hercinia' (S. 49 ff.) verantwortlich zu machen. Hier fand Loeben auch schon die Verwendung der Sestine vor.

[2]) Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. 1859, S. 176.

Artidora zum Preis der Liebe ein großes Lied, dessen Kerngedanke ist:

Der Liebe Leben ist das wahre Leben,
Und feiern soll man stets das frohe Leben.

Das ist der Inhalt der Stanzen, die ‚Arkadien' eröffnen, und in nahem Anklang werden jene Verse wiedergegeben:

Ja Schäfer ihr müßt lieben, um zu leben.[1])

Wenn nach der ‚Galathea' Gehalt und Haltung ‚Arkadiens' sich gestalteten, dankt es der ‚Diana' Motive und Situationen. Jenes Gewirr der Liebesfäden in der Erzählung Auroras von Rochus und Thekla findet sein Vorbild im ersten Buche der ‚Diana', wo Selvagia vergeblich den Alanio, dieser vergeblich die Ismenia liebt, die ihrerseits ohne Hoffnung zu Montano Neigung fühlen muß. Wenn im dritten Buch etwa sich mehrere Gruppen unter den Schäfern und Schäferinnen bilden, die sich nicht zu fern von einander setzen, um in Verbindung bleiben zu können, doch weit genug, um sich im Reden nicht zu hindern, so schildert auch ‚Arkadien' solche Situationen, im ersten wie im zweiten Teil, wenn Clarinet und Aurora, Florismena und Dulcis paarweise sich niederlassen, um Berichte auszutauschen. — Auch dafür, daß ein unbekannter Schäfer eingeführt wird, bald aber seinen Namen nennt und seine Stellung im Netz der Episoden erhält, bieten ‚Diana' und ‚Arkadien' übereinstimmend Beispiele. In die Welt des Orients hinüber zu schweifen ward Loeben sowohl aus der ‚Diana' (I. Tl., IV. Buch) wie aus der ‚Galathea' Anregung (IV. Buch).

Doch auch unter den deutschen Romandichtungen des siebzehnten Jahrhunderts ist Loeben einiges bekannt gewesen, Opitz

[1]) Diesem Gedanken leiht auch Philipp von Zesens Simon, als er ein Mädchen aus Dimnat heiraten will, ganz ähnlichlautenden Ausdruck:

Das Leben ohne Liebe ist kein Leben.

ward schon genannt, des Herzogs von Braunschweig ‚Aramena' wird einmal im Tagebuch erwähnt. Es mag vorbildlich für die Gespräche und Briefe des daran reicheren zweiten Teils ‚Arkadiens' gewesen sein, in denen mit den höflichsten und feinsten, oft bis zur Gespreiztheit gezierten und umständlichen Wendungen die adligen und schäferlichen Helden und Heldinnen ihre Ansichten niederlegen. Ganz im Sinne des 17. Jahrhunderts sind die gern eingelegten Geschichten, wie die von Auroras Flucht, von den Abenteuern der Pilgerin usw., ist die Schilderung des Grabhauses. — Dann weisen die zahlreichen Partizipia Präsentis, die Vorliebe für große Perioden auf dieselbe Zeit.

Im ganzen ist der Stil bemüht, den Vorbildern es an Galantheit gleich zu tun; was Jacob Grimm einmal von diesen überhaupt sagt, sie könnten vor Galanterie wenig zu Herzen kommen, gilt auch hier. Besonders schwelgt Loeben in künstlich spielenden Gleichnissen und sinnreichen Umschreibungen: die Grausamkeit des Todes macht die Augen des Schäfers zu Quellen, deren unabläßiges Rinnen die Rosen seiner Wangen verdirbt und ihr duftiges Feuer vertilgt (S. 12); sein Leid ist eine Biene, die nur Bitteres aus dem Süßen saugt (S. 17); ‚Aurora ward zuteil ‚das Wiederruhn auf Liebesblumen, denn die Arme Delitios eröffneten jenen gesundmachenden Würzgarten, in dessen Frühling aller Harm vergessen war' (46). Die beiden gehen, vergnügliche Gedankenreiser vor sich herstreuend (151); der Waldbach kräuselt seine Glashaare (201). — ‚Folgenden Versen flocht Florismena die seligen wie die dunklen Blumen ihres Herzensgartens ein' (206). — Dulcis, der Fels der Beständigkeit, trägt den Spiegel des Unbestandes vor sich her (219). — Besonders beliebt sind synonyme Wendungen; solchen mehrfachen Parallelismus membrorum haben wir etwa in folgender Häufung: ‚Nennt er nicht die Entbehrung Gewährung, die Bitterkeiten Süßigkeiten, das Eis eine aufthauende Glut, die Strenge Mildigkeit, das Lechzen Sättigung?' (36). — Oder wenn die Verliebten, Zärtlichen, Innigen genannt werden ‚Glockenspiele des Mai's, Nebenbuhler

der Bäche und der Echo's, Genoßen der Einſamkeit, Dollmetſcher der Blumen und Augen, Bienen der Lippen, Geſpielen des Monds und der Weſte' (89). — Dulcis redet die verliebte Schäferin an: ‚Wo wärſt du mir nicht die Sonne dieſer fremden Flur, ihres Himmels Mond, der Duft ihrer Düfte, der Schatten und die Liebeskrönung ihrer Bäume, der Zauber über alle Zauber? (41). — Alle dieſe Beiſpiele ſind dem erſten Teil des Romans entnommen, den der zweite gelegentlich noch übertrumpft: Florismena breitet den Seufzer-angeſchwollenen Mantel ihres Liedes über die einſame Heide hin (6). — ‚Das Liebeſchmelzen eines Heldenſinnes gleicht dem aus ſeiner dunkeln Schlaken-bruſtwehr in Feuer hingegoßnen Golde' (151). — ‚Donato begann Verlangen zu äußern, aus ihren gegenſeitigen Schickſalen ein befreundetes Erinnerungsgewebe zu formen' (185). — In den Konverſationspartien und Briefen des zweiten Teils treibt dieſe Häufung ſinnreicher Gleichniſſe die ſtärkſten Blüten. Ein Beiſpiel ſei gegeben:

> ‚Wenn ich gleich meine Feder in meine Thränen oder in das Blut tauchte, das für dich mit Freuden flöße; Federn, ſelbſt dem Flügel eines Paradiesvogels entnommen, würden das Paradies nicht zu erfliegen wißen, das ich bei Nennung deines Namens, und mehr noch bei der Anbetung deines Angeſichts, mir auf-blühn ſehe. Wollte ſich doch der weiße Glanz meines Buſens in Cryſtall oder Opaldurchſichtigkeit verwandeln, damit du mein Herz erbliken und dich freuen könnteſt, wie zauberartig ſeine Flammen ſind. Wollten doch meine Blike Angeln werden, daran ich mir die deinen an die Lippen emporziehn und in die Brunnen meiner Augen ſie verſenken könnte. Langſamer Griffel! verdunkelnder Pergamentſchnee! auf ſchwerfälligen Bleiſohlen gehende Zeit! Ein Wort, o Roderich, in deinen Armen, und alle meine Blätter mögen auf dem an dich gelehnten Herzen in Flammen aufgehn. Zenide.' (35 f.)

Nicht nur in dieſer Metaphernſucht ahmt Loeben ſeine Vorbilder des ſiebzehnten Jahrhunderts getreulich nach, auch in der Sitte, bei jeder erdenklichen Gelegenheit Lieder einzulegen,

folgt er ihnen, besonders der ‚Galathea', ja überbietet sie. Kein Gefühl, keine Situation kann angedeutet werden, ohne daß der daran Beteiligte in einem Gedicht oder Lied sich ausspricht, zur Laute, zur Zither oder Theorbe. Die Gedichte nehmen den vierten Teil des Buches ein. Unter ihnen befinden sich nicht nicht weniger als 27 Sonette, eine Sestine (II, 11 f.), ein längeres Gedicht in Terzinen (I, 7 f.), eins in Ottaven (II, 258 f.), fünf in Stanzen (I, 166 f.; I, 185 f.; II, 184, 191, 195 f.); zwei Triolette (I, 55 = II, 18), eine Kanzone mit dem Reimschema a b c a b c c d e d d im ersten Teil (118) und sechs Kanzonen im zweiten Teil (50 f., 64 f., 82. 136 f., 202, 204). Der Rest weist die verschiedensten Strophenformen in mannigfaltigen Rhythmen und Reimanordnungen auf. Auch Reimkünsteleien finden sich, so z. B. S. 213, oder 188—90 des zweiten Teils: Ein Wechselgesang von sechs Strophen, deren sieben unter sich nicht reimende Zeilen je mit den korrespondierenden der andern Strophen reimen, wozu noch die Erschwerung je zweimaligen Binnenreimes tritt. — Wie sehr aber, trotz aller beabsichtigten Verschiedenheit des gewählten Stoffes und der sonst in Gehalt und Form hervortretenden Unterschiede vom ‚Guido', die Grundstimmung beider Werke die gleiche ist, läßt eine Stanze wie folgende zum Preis des Flötenspiels gesungene zur Evidenz erkennen (II, 191):

Es ist ein Durst in Schwermuth hinzuquellen,
Es ist ein selig lächelndes Erkranken,
Es ist ein Schwellen stiller Seufzerwellen,
Ein um sie Blühn in regen Anmuthsranken,
Ein Eingewebtseyn süßen Liebeszellen,
Und Schlummern dort der zärtlichen Gedanken,
Wenn sich aus Wunden, Mundes Hauch' erschloßen,
Das goldne Blut der Flöte hingegoßen.

Liebevolle Weichheit, ja Weichlichkeit, ahnungsvolle zärtliche Sehnsucht ist der Untergrund aller Gestalten und alles

Geschehens auch in diesem Werk, wie sie Hauptzüge Loebenschen Wesens sind. ‚Grüßen Sie mir den guten Isidorus; er ist sehr liebenswürdig, oder vielmehr liebevoll, und das ist das beste, ja der einzige rechte Anfang, um noch mehr, ja um alles andere zu werden‘, schreibt Fr. Schlegel an Fouqué aus Wien am 22. Juni 1811. — —

Was schlicht und treffend vom Standpunkt deutscher Dichtkunst aus gegen Versuche in der Art des Loebenschen ‚Arkadiens‘ gesagt werden kann und muß, hat Uhland in seinem Brief vom 18. März 1812 an Loeben ausgesprochen. Ich führe das Wichtigste an: ‚Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren; Ihre Poesie ist dem Süden zugewendet, nicht so wohl um selbst ausheimisch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unsern Boden zu verpflanzen. — Ihnen stand es zu, die Schäferwelt des Südens neu hervorzurufen, den Glanz und Reichtum der Bilder zu entfalten, den Schmuck der Worte umzulegen, die Melodie der südlichen Gedichtformen vernehmen zu lassen. Sie waren hierin consequent, aber eben diesen Glanz der Bilder, diesen Schmuck der Worte, diesen Gebrauch der südlichen Formen nehme ich in Anspruch, um Ihre ganze Richtung anzufechten. — — Ihre bilderreiche Sprache gemahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der Deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere und rauschendere Wellen schlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. So meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, daß er den prunkhaften Styl der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht ebenso stätig mitschreitet, und daß er andrerseits die innigeren Regungen des Gemüths, mithin sein Eigenstes, unter dem äußern Schmuck erdrücke. Es ist ein treffliches altes

Sprüchwort: ‚Schlicht Wort und gut Gemüth, ist das echte deutsche Lied.‘[1])

4. Im Felde. ‚Der Banner.‘

Zu Beginn des Jahres 1812 (8. Januar) verläßt Loeben Nennhausen, wo er dem ‚Arkadien‘ die letzte teilnehmende Arbeit gewidmet hatte, wo aber auch seine Verurteilung des eignen Werkes schon begann, deren Schroffheit sich so rasch bis zum Haß gegen dieses ‚Thier von einem Buch‘ steigerte. Wieder folgt im altvertrauten Wittenberg eine kurze festliche Zeit des Freundesverkehrs; sie setzt sich mit Besuchen, Gesellschaften usw. in Dresden fort. Der erste Frühling aber sieht ihn in der Lausitz. — Nach all den winterlichen Zerstreuungen gibt er sich einer eifrigen Beschäftigung mit älterer deutscher Geschichte und Literatur hin. Er studiert die Zeitschrift ‚Bragur‘ und Rössigs ‚Deutsche Altertümer‘; liest im Albertus Magnus und Scotus; in den Spielmannsepen und Görres’ ‚Volksbüchern‘; im ‚Tristan‘, den Schlegels begonnene Stanzen-Bearbeitung ihm näher bringt. Er versucht sich selbst in einer Studie[2]) ‚Über das altdeutsche

[1]) Uhlands Leben 1874 S. 79ff. Vgl. noch ‚Zusätze und Berichtigungen‘. U.s Urteil unmittelbar während der Lektüre ist uns in einem Brief an Justinus Kerner v. 23. 11. 1811 aufbewahrt: ‚Ich lese gegenwärtig Loebens Roman ‚Arkadien‘; viel Schönes im Einzelnen; im Ganzen aber, nach meiner Ansicht, ein verfehltes Streben. Wenn mehrere unter den neueren Dichtern sich einer einfachen, nach Geist und Form echt deutschen Poesie widmeten, so würden sie gewiß viel Höheres leisten als in den angeborgten Formen, wobei man das Gute oft bedauern muß, daß es nicht anderswo steht.‘ (J. Kerners Briefwechsel 1897, I.) — Wie Loeben seinerseits über Uhland dachte, verrät sein Brief an Kerner vom 29. August 1814 (a. a. O. I, 390f., aus Radmeritz natürlich, nicht, wie hier und öfter in dem Band verlesen ist, Radowitz): ‚Uhland ist mir zu kalt und erscheint mir einfach aus System ... Ich finde ihn nicht liebevoll, dies umfaßt's. Seine Gedichte finde ich sehr geistreich in der Anlage, sehr romantisch in der Ausführung, aber nicht im tiefen, unendlichen Sinn dieser Zeit, sie gehen mehr auf den idyllischen Besitz einer vergangenen als auf das Ersehnen einer neuen, heiligen aus; nur in Stimmungen erfüllen sie mich ganz.‘

[2]) Erst 1822 in Kinds ‚Muse‘, Jahrgg. II, Bd. 1, Heft 3, wurde

Gedicht von der Ronceval-Schlacht', die mit Begeisterung wesentlich den Inhalt wiedergibt. (Aus etwas späterer Zeit sind Vorarbeiten zur Geschichte der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts erhalten, dem seine Neigung dauernd zugewandt blieb.) Sein Tagebuch enthält jetzt den Vermerk: ‚Nichts als altdeutsche Sachen mit Seligkeit gelesen.' Zu ihnen gehören auch die ‚Nibelungen', aus deren Lektüre einige Sonette erwachsen, Hagen und Siegfried, Kriemhild und Brunhild gewidmet, die Loebens Freund Dr. Goldmann später veröffentlichte.[1]) — Über frühere Kulturzustände sucht er sich nicht nur aus Sachs' und Fischarts Schriften zu bilden, oder aus dem seltnen Schelmuffskys: liebevoll liest er im alten Lehnrecht und ‚wird sich klar über das Poetische der Jurisprudenz'. Die Auktionskataloge von Kunsthandlungen werden exzerpiert; für seine Sammlung ist er stolz Dürers Reisejournal zu erwerben.

Seine eigene Produktion wendet sich nun, schon seit dem nahen Verkehr mit Fouqué, der Darstellung von ritterlichen Abenteuern oder Geschichten mit mittelalterlich-kriegerischem Hintergrund zu; in Novellen und Romanfragmenten.[2]) An wildphantastischen Stoffen versucht er sich, ‚Räuber-Romanen', Fouqués Spuren folgend und eignen Wegen, die er im ‚Arkadien' schon eingeschlagen hatte, dem die Versuche auch stilistisch noch nahestehen. Das Fragment eines solchen ist in den ‚Zeit-Blüthen' erhalten, einem „Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt", wie solche Unternehmungen von kurzem Bestand sich bescheiden umfassend zu nennen liebten.[3]) Entführung durch

diese Studie veröffentlicht. Vgl. auch ‚Zeitschr. d. Romantik', hg. von H. H. Houben, Berlin, B. Behrs Verlag, 1904, Sp. 391.

[1]) Er gab mit Freudenfeld zusammen eine ‚Zeitschrift für Poesie' heraus, Unna 1812, für die Loeben zeitweise sehr tätig war.

[2]) Das meiste dieser Dinge ist ungedruckt geblieben. Ein Beispiel ist die Novelle ‚Schuld und Unschuld' in Nr. 10—12 der ‚Erholungen' von 1813, einem ‚thüringischen Unterhaltungsblatt für Gebildete', (Erfurt, in Kommission der G. A. Keyserschen Buchhdlg.), an dem Loeben in dieser Zeit fleißig mitarbeitete.

[3]) Die ‚Zeit-Blüthen', von Karl Wunster in Breslau und Friedr. Gleich

Räuber oder Zigeuner, Befreiung durch Ritter, Liebe der befreiten Dame Gismunda zu dem todwund zurückgebliebenen Räuberhauptmann Giulio, erneute Entführung, — diese Motive enthält die Vorgeschichte der dargestellten Episode in welcher die Heldin als Doppelgängerin einer Wahnsinnigen auftritt, für die sie lange gehalten wird.

Loeben ist sich des Unzulänglichen all seiner dichterischen Bemühungen auf dem Gebiet der Erzählung bewußt. Scharfsichtig bemerkt er in einem Brief an Ast darüber (April 1812): ‚Mein Sinn und ganzes Seyn ist aus einer anderen fantasiereicheren Zeit, aus jener deutschen Zeit, wo Leben Schaffen war. Die Sehnsucht, in der Art und Sprache jenes Lebens zu reden, und dann wieder die physische Gebundenheit an die moderne Zeit, und die Notwendigkeit, aus ihr heraus zu arbeiten, brachte viel Widersprüche meiner Darstellung mit meinem wahren und warmen Selbst hervor.‘ Zutreffend spricht diese Bemerkung einen Teil der Ursache seines vergeblich-hastigen Schaffens aus: daß er in eine andere Zeit gehörte. Geistig, ja im letzten Sinne gemütlich ohne Heimat zu sein ist das Verhängnis seines Lebens; ein persönliches Unglück ist die schwankend-überschwängliche Haltlosigkeit seines Wesens. Das führt ihn von Bewunderung zu Bewunderung und weiter zu immer erneuten Nachahmungen. Weder hat er die kindlich-geniale Eigenart eines Novalis noch die Starrköpfigkeit eines Fouqué, der bei seinen Ritteridealen bis zur Lächerlichkeit ausharrte, noch Tiecks kritischen Geist; ihn treibt Welle auf Welle der Begeisterung, ziellos. Er gelangt nicht dazu, sich nach den Gesetzen des eignen Wesens zu bilden, er übersättigt es es mit fremden Elementen; dann unterliegt er

in Leipzig, zu Breslau herausgegeben, erfreuten sich der lebhaftesten Unterstützung Loebens, dessen Beiträge nicht selten fast die ganze vier Quartseiten umfassende Nummer ausfüllten. Er ist 1814 in den Nr. 37, 45, 47, 49, 50—53, 55, 56; 1815 in den Nr. 1, 3, 8, 11, 14, 16—18, 20, 21, 24, 25, 28, 29, 31, 34—37, 40, 48—51, 71, 81 vertreten. — Das Fragment ‚Aus einem ungedruckten Roman. 1811.‘ steht (November 1814) in den Nr. 50—56.

dem Drange, die Überfülle in schneller Arbeit abzugeben; so reift er nicht und nicht sein Werk.

‚Ein lächelndes Schwärmen soll mich eigentlich nie verlassen, es ist mir natürlich', urteilt Loeben über sich selbst, als neu erwachende Bewunderung Tiecks ihn wieder in die Gedankenwelt von 1808 und auf Jacob Boehmes ‚Aurora' zurückführt.[1]) Pläne an ein Epos Veldeke, ja an eine ‚Christiade', die nie erst Dionysius versprochen hätte, tauchen auf, doch zu flüchtig, um verwirklicht werden zu können, nur daß eine ‚fromme Stimmung' ihm bleibt, in der er den umwälzenden Ereignissen des für Sachsen so verhängnisvollen Jahres 1813 entgegengeht. Er leidet wie alle unter dem zugleich aufregenden und lähmenden Trubel, den der Krieg schon seit dem Frühling, der so verheißungsvoll mit herrlichem Blütenreichtum einsetzte, in die Lausitz brachte. Am 16. März rücken die ersten Preußen in Waldau ein, bemerkt das Tagebuch nach wochenlanger Pause, welche die Unruhe über das Schicksal des Landes verursacht. Dieses hatte sich auf der Seite des siegenden Napoleon gehalten, jetzt mußte es die Demütigung des unterliegenden mitleiden. — Ende April 1813 waren die verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland feierlich in das eroberte Dresden eingezogen. Aber noch nicht zwei Wochen danach gewann Napoleon das Land und seine Hauptstadt von neuem: infolge der unentschiedenen Schlacht bei Groß-Görschen zogen sich die Verbündeten hinter die Elbe zurück. Dann hielt der Waffenstillstand vom Juni bis zum August alles in banger Erwartung;

[1]) Das Gefühlsleben der Heidelberger Zeit ergreift und rührt Loeben, wie er wiederholt in Briefen und Tagebüchern gesteht, immer aufs neue, als das Echte und Innerste seines Wesens enthüllend; wenn er auch gelegentlich — etwa während der höchsten Begeisterung am ‚Arkadien' — Varnhagen schreibt, diese Zeit läge ‚seinem Centro' am fernsten: am Ende gesteht er: ‚So wie die beiden rührt mich doch nichts'! (hs. Brief an Helmina vom 15. Februar 1815). — „Mein Tabor" nennt er Fouqué gegenüber sein Heidelberg.

bis Österreich sich den Alliierten zuwandte, die fünfte Koalition geschlossen ward. In riesigem Halbkreis umklammerten ihre drei Armeen Napoleon, der Dresden, im Zentrum, hielt. Es ward von neuem die Stätte heftigster Kämpfe; Schlesien und die Lausitz — Standort der ‚schlesischen Armee' unter Blüchers feuriger Führung — der Schauplatz hitziger Kriegstaten. In dem sieben Jahre lang dem Feinde preisgegebenen und ausgesogenen Lande tobte der Krieg fort bis zur Leipziger Entscheidung im Oktober und Dresdens Befreiung im November. In dieser Zeit hatte es Furchtbares zu erleiden, denn was irgend zu erpressen war, wurde von den durchziehenden Truppen verbraucht; dazu alles verwüstet.

In großen Zügen ist dies bekannt genug. Ein kleiner sehr versteckt veröffentlichter[1]) Beitrag zur Kenntnis der Schreckniſse dieser Zeit sei mitgeteilt, der Brief eines jungen Stiftsfräuleins, der schlicht-lebendig von den trostlosen Zuständen in Loebens Heimat berichtet, — für uns aus diesem Grunde von besonderem Interesse, weil eine Verwandte des Dichters, Wilhelmine von Loeben, Verfasserin dieses Briefes ist. Aus Joachimstein datiert, am 14. September 1813 begonnen, wird er in Tagebuchform bis zum 13. November geführt. ‚Welch' qualvolle Zeit', beginnt er, ‚erleben wir jetzt! Wie schreckliche Wochen sind verflossen, und wie trübe liegt die Zukunft noch vor uns.' Schon jetzt herrsche Teuerung, drohe Hungersnot. ‚Unsere armen Dorfbewohner (Radmeritz) sind größtenteils ganz ruiniert, nur die leeren Hütten, Scheuern, Felder bleiben ihnen übrig.' Dann schildert das Fräulein kurz, was für Not und Angst die letzten vierzehn Tage ihnen gebracht haben. Unaufhörlich marschieren preußische, vor allem aber russische Truppen ein, die ihren Forderungen nach Quartier und Lebensmitteln durch Drohungen, ja Mißhandlungen Nachdruck geben. Unglücklicherweise hat die

[1]) ‚Aus der Heimat. Lausitzer Geschichts- und Unterhaltungsblätter.' (= Wöchentliche Beilage der Lausitzer Neuesten Nachrichten) 1899, No. 1, 2: ‚Aus eiserner Zeit. Erinnerungen an das Jahr 1813'.

Neiße, durch starke Regengüsse angeschwollen, alles überschwemmt und hemmt zwei Tage lang den Abzug des Langeronschen Korps. Danach sind sie ‚ohne Sauve garde, welche die russischen Generale verweigerten', herumschwärmenden Kosacken preisgegeben. ‚Einige sprengten die thörichterweise geschlossenen Thüren und stürmten wutbrüllend und alles demolierend durch das Haus.' — Auf dem Wege zur Elbe wählte sogar Blücher zwei Tage lang (8. und 9. September) mit dem ganzen Stabe Joachimstein zu seinem Standquartier.[1]) Ein Ball fand statt, nach einem kalten Souper. Wunderlich genug klangen die Tanzweisen in dem kriegerischen Lärm. Aber die Offiziere zogen fort, und neue Detachements zogen heran. Verzweifelt ruft Fräulein von Loeben: ‚Die hohen Mächte ziehen eine Partie Dame in unserem Lande, die jeden ehrlichen Mann zum Bettler macht'. An einer andern Stelle gesteht sie: ‚Das Dorf ist ruiniert wie alle unsere Güter; kein Bauer hat mehr Pferde, und wir haben keine Klafter Holz für den Winter ... Das Getreide verfault auf den Äckern aus gleichem Mangel, kein Acker hat bestellt werden können, und dazu nun erst die horrenden Lieferungen und Kontributionen! Radmeritz zahlt zu den letzt vom General Blücher ausgeschriebenen ca. 300 000 für den Görlitzer Kreis allein 1000 Taler.' So ist ihre Klage nur zu begründet, dieser Krieg habe und werde noch Summen kosten, ‚die den letzten Grund unsrer Wohlhabenheit erschüttern und das Ganze aus den Angeln heben müssen'.

[1]) Im selben Jahre, vom 3. bis 5. April, weilt auch Körner in Joachimstein. Dem ‚amtlichen Tagebuch des Freicorps' zufolge hatte dieses auf seinem Marsche von Rogau nach Dresden am 4. und 5. April Quartier in und um Radmeritz. (Schlüsser, S. 224). Körner notierte sich am 3. April: ‚Schloß Joachimstein! Mittagessen. Abendplaisier. Wiedersehen mit Isidorus. Wunderschöner Ball.' Von J. aus ward der von Körner verfaßte ‚Aufruf an das Volk in Sachsen. Von ihren Freunden' in Tausenden von Exemplaren in ganz Sachsen verbreitet. Wie K. dem Freunde zum Abschied einige Distichen widmet (Werke S. 219), so richtet dieser an K. ein Sonett ‚Der knieende Ritter', das die ‚Deutschen Frühlingskränze' für 1816 auf S. 255 bringen. Vgl. zum Ganzen Peschels Ausg. d. K.'schen Tagebuchs (1893) und A. Moschkau, ‚Th. K. und das Lützower Freicorps', Oybin, z. 26. August 1893.

Unter dieser allgemeinen Verarmung hat auch die Loebensche Familie sehr schwer gelitten, wie erhaltene Briefwechsel und Abrechnungen wiederholt dartun. Ja der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß die Hast der so umfangreichen schriftstellerischen Tätigkeit Loebens in einer finanziellen Zwangslage begründet war.[1])

Aber bei allen eigenen Sorgen und denen für Mutter und Geschwister, bei allem Kummer über das Geschick des Landes: seine fromme Gefaßtheit allen irdischen Leiden und Gefahren gegenüber findet sich immer wieder beruhigt in dem tröstlichen Vorsatz: ‚alles kindlich Gott anheimzustellen, der die Liebe selbst ist'.[2])

Dennoch haben diese aufregenden Monate seine zarte Natur heftig mitgenommen; in eben jener stürmischen Zeit, von der Wilhelmine Loebens Brief berichtete, gerade da ein Gefühl in ihm wächst, sein Leben ‚gehe mächtig einer vita nuova entgegen', packt ihn ein schweres Nervenfieber und bringt ihn während zehn Wochen dem Tode nahe. Treue Pflege führt zur Genesung, und jetzt, in gesteigertem Kraftgefühl, entladen sich Frömmigkeit und Patriotismus in dem frohen Entschlusse, am Freiheitskampf der deutschen Nation teilzunehmen. Es entstehen, Anfang Dezember, u. a. ‚Freiheitsandacht'[3]) und ein ‚deutsches Bundes-

---

[1]) Aus einer Aufrechnung der Mutter Loebens von 1806 geht hervor, daß nach dem Tode des Vaters Otto Heinrich ein Vermögen von etwa 20500 Talern zufiel, natürlich der Zinsgenuß dieses Betrages, der in den Gütern steckte. — Wie schuldenüberlastet dieser Besitz aber durch den Krieg gewesen sein muß, lehrt ein Briefkonzept der alten Gräfin, in dem sie einen nicht genannten General (wohl Blücher) dringend um Erlaß oder Aufschub von Kontributionen bittet.

[2]) Es paßt der Vers, den Loeben sich aus seinem Liebling Fleming einmal ausschrieb:

Mein Trost, mein einiger Trost, ist Gott und der allein,
Wer Trost von diesem hat, der kann nicht elend seyn.

Dem Freunde Goldmann schreibt er in dieser Zeit: ‚Religiöses Streben ist es, wohin meine Natur sich neigt und worin ich mein Heil finde.'

[3]) Unter diesem Titel läßt er auf eigene Kosten drucken und zum besten armer sächsischer Freiwilliger ein Lied für den ‚Banner', eine Rede und einen Aufsatz ‚Über Napoleon'. — Das Heftchen ginge gut ab und

lied', das er den ‚Deutschen Blättern' einsendet. Dann begibt er sich nach Dresden und läßt sich am 18. Dezember in den ‚Banner der freiwilligen Sachsen'[1]) einschreiben: ‚Nun ist mir wohl! Meine weitere Bestimmung erwarte ich nun ruhig und getrost.' Vier Tage danach wird er zum Sous-Lieutenant bei den Jägern zu Fuß ernannt, als der er die reiche Uniform der

interessiere, bemerkt er nach einiger Zeit. Es scheint sich kein Exemplar erhalten zu haben. Vielleicht haben die ‚Dresdner Landwehr-Blätter' (Kgl. öffentl. Bibl. zu Dresden) etwas aus dem Inhalt übernommen; etwa den Aufsatz in Nr. 4 vom 27. Dez., S. 54—56: ‚Das Bannerkreuz', der die Menschen aufruft zu dem ‚religiösen, allvereinenden Kampfe', zu dem ‚Christenkrieg, der wider das Prinzip des Unglaubens, der Ungerechtigkeit, der Habsucht, der Lüge, der Falschheit, der Hoffart, der mit humaner Folie verlarvten Unmenschlichkeit und Menschenverachtung geführt wird'. — Vielleicht auch irgendeine zeitgenössische Dresdner Tageszeitung, die mir nicht zugänglich war.

[1]) Wertvolle Quellen für die ziemlich ruhmlose Geschichte dieses ‚Banners' sind das ‚General-Gouvernementsblatt für Sachsen' 1814 und die 15 Nr. der ‚Dresdner Landwehr-Blätter' vom 6. Dez. 1813 bis 11./25. Juni 1814. Dazu vgl. Dresdner Geschichtsbll. 1892, I. Jahrg. und Leipz. Tageblatt 1894 Nr. 14. — Der Aufruf zur Bildung erfolgte durch Patent des Generalgouverneurs Fürsten Repnin am 31. Oktober 1813, von Leipzig aus; am 29. November wurde auch in Dresden ein Organisations-Bureau eröffnet. Schon am 17. war dem Banner die Auszeichnung verliehen worden, ein grüntuchenes Kreuz auf der linken Brust zu tragen, — auf dieses Abzeichen spielt der Titel des in der vor. Anm. erwähnten Aufsatzes an. — Das Banner, welches Dresdner Frauen mit einem Kostenaufwand von 183 Talern stifteten, bestand aus weißem Gros de Naples. In der Mitte der einen Seite der Rautenkranz, das von Palmenzweigen umschattete, in Gold gestickte Bannerkreuz umschließend; in der Mitte der andern ein Kranz von Eichenlaub, Lorbeer, Immortellen, Rosen und Immergrün mit der Inschrift: Es führt zum Sieg. Die Fahne war ringsum mit goldenen Fransen besetzt. Nach der weiteren Schilderung der Dresdner Landw.-Bll. (Nr. 11, S. 167) trugen die Ecken einfach ‚Kleezweige mit einem nationalfarbenen Bande', nach dem ursprünglichen Entwurf von Haubold und Schönburg sollten, scheint es, in den vier Ecken auf himmelblauen Schilden die Sinnbilder der Tapferkeit, Macht, Gerechtigkeit und des Friedens angebracht werden. Am 11. Februar 1814 ward die Fahne geweiht, zwei Tage später marschierten die Truppen nach den Rheingegenden. Vor dem Feind ist der Banner, den Kaiser Alexander am 9. März als zu seiner Garde gehörend bestimmte, während die sächsische Landwehr (unter Thielemann) zum III. deutschen Armeekorps gehörte, nie gewesen.

Banner-Offiziere — dunkelgrünen Frack mit ponceaurotem Kragen und Aufschlägen und gelben Knöpfen; auf der rechten Schulter ein goldenes Achselband, links Konter-Epaulett; dazu dreieckigen Hut mit dunkelgrünem Federstutz[1]) — tragen durfte.

Am Weihnachtstage ist große Cour beim Statthalter in Dresden, dem Fürsten Repnin; dann legen die Freiwilligen den Eid in der Frauenkirche ab. Abends ist die Stadt festlich erleuchtet. Denn die Stadt nimmt an dem Ergehen und den Erlebnissen ihrer kriegerischen Angehörigen lebhaftesten Anteil; vor allem die Frauen. Hier bietet sich Loebens Wirksamkeit ein besonders dankbarer Boden. Am 12. Januar schreibt er ‚einen Aufsatz an die patriotischen Frauen ins Landwehrblatt'. Und als die Frauen dann das kostbare Banner geschenkt haben, widmet er ihnen ein Sonett: ‚An die Geberinnen einer Fahne. Dresden den 19. Februar 1814.'[2])

Auch dem ‚Liederbüchlein'[3]) der Jäger des Banners stellt er sein rasch bereites Talent zur Verfügung, ersinnt eine Vorrede, trifft die Auswahl und Anordnung für den Buchdrucker, wie er denn nach dem Wunsch des Bannerführers, Generalmajors Carl Adolf von Carlowitz (auf Großhartmannsdorf) der ihn schätzte, eine Art Barde des Banners sein sollte. So sorgte Loeben denn auch für die Grabschrift der einzigen Opfer, welche die sächsischen Freiwilligen dem Kriege (unfreiwillig)

---

[1]) Der spätere Professor Krug (Leipzig), der den Zug im Banner als Leutnant bei den reitenden Jägern mitmachte, bemerkt in seiner Selbstbiographie, daß Pferde, Waffen und alle Montierungsstücke sich zu beschaffen viel Geld kostete; allein die Kopfbedeckung 100 Taler! ‚Denn erst wurden Dreiecke beliebt, dann Schwedenhüte, dann Tschakos, dann endlich Tzschapkas, alles mit vielen Tressen und Klunkern behangen.' — Man sieht, wieviel Tändelei doch ehrlicher patriotischer Begeisterung unterlief.

[2]) Nr. 11 vom 21. März 1814.

[3]) Erhalten scheint von der kleinen Sammlung kein Exemplar. L. selbst parodiert für sie ‚Frisch auf, zum fröhlichen Jagen' und dichtet einige neue Lieder, wie sein Tagebuch, ohne nähere Angaben, berichtet. Eine Probe bringt Nr. 5 des Landw.-Bl. vom 10. Januar 1814: ‚Des Banners Jägerhorn.'

brachten: jener 62 Mann, die am 12. April zwischen Miltenburg und Großheubach durch Umstürzen einer Fähre ihren Tod in den Wellen des Mains fanden.[1]) Das „General-Gouvernementsblatt" veröffentlichte sie später: ‚Hier, voll von Hoffnung, ihr Alles im edelsten Kampfe zu wagen, auf dem freudigen Wege zum hohen Ziele, vertauschten Leben mit Leben im Wellenkampfe besiegt, 62 Mann des Banners der freiwilligen Sachsen.'

Der Umfang seiner eigentlich militärischen Funktionen kann nicht erheblich gewesen sein: jedenfalls erfolgt seine Abreise[2]) von Dresden nach Sangerhausen, wohin die Schar schon am 13. Februar aufgebrochen war, erst am 8. März. Über Meißen, Leipzig, Weißenfels, Naumburg gelangt er am 14. März nach Weimar, in dem er drei Tage bleibt, Goethe besucht, bei Hofe präsentiert und dort zur Tafel geladen wird. Darauf geht es über Erfurt nach Eisenach. Er ist ‚selig auf der Wartburg', als am 26. März ein plötzlicher Befehl den Banner zurück nach Gotha beordert. Loeben ist schon am nächsten Tage beim Herzog Emil August von Gotha, mit dem freundschaftlicher Verkehr

[1]) Nr. 191 des 5. Bandes der ‚Deutschen Blätter' von 1814 enthält auf S. 171/2 zwei Sonette ‚Zum Andenken der im Main zu Mildenberg (sic!) ertrunkenen Jäger des sächsischen Banners', die mit L. unterzeichnet, wohl ebenso von Loeben herrühren wie 1813 der ‚Nachruf an Körner', den die Nr. 52 vom 20. Dez. 1813 auf S. 592 brachte, wie (Nr. 64 des II. Bandes 1814) ‚Das Lied auf dem Rheine 1807'. — Die ‚Deutschen Blätter' erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig, von der Mitte des Jahres 1813 an bis 1816, dreimal wöchentlich. Loeben stand in ziemlich naher Verbindung mit dem Blatte, zu dessen Verleger sich dann bald persönliche und geschäftliche Beziehungen knüpften. Das Brockhausche Archiv bewahrt noch den Briefwechsel Loebens mit dem Begründer des Hauses und stellte ihn mir in freundlichem Entgegenkommen zur Verfügung. Seine interessanten Ergebnisse sind gelegentlich im Text verwertet. — Während die vorhin erwähnten Beiträge die Chiffre L. tragen, sind die andern mit dem gewöhnlichen J. O. gezeichnet. Z. B. das Gedicht ‚An die Königin Luise', Band V Nr. 175 (25. Aug. 1814) und weitere Beiträge — Rezensionen und Prosabetrachtungen — in den Nr. 176, 189, 190.

[2]) Ein schmerzliches Bild nahm er in den Feldzug mit: wenige Tage vorher war er nach Tolkwitz, dem Landhause seines Vaters bei Dresden, geritten — er war als Offizier beritten — und hatte alles zerstört gefunden!

unterhalten wird; das Gros des Banners kommt erst am 30. an. Man sieht: die kleine Truppe umschloß ein in jedem Betracht sehr lockeres Band. Nun aber scheint die Führung energischer zu werden; es geht ernsthaft aufs Ziel; der April sieht die Führer der Schar in Paris. Im eroberten allerdings. Schon am 9. in Würzburg, wohin sie über Meiningen und Geldersheim marschieren, hören sie von der Einnahme der feindlichen Hauptstadt. Eine Stockung im Vormarsch tritt ein. Es geht nach Darmstadt, nach Heidelberg. Da, endlich, am 21. nachts treffen sie in Großgerau — Loeben schreibt in seinem Tagebuch Großgöhrau, es liegt in Hessen-Darmstadt — den General Carlowitz. Der eilt nun, Cäsar würde schreiben maximis itineribus, nach Paris, der Banner scheint langsam zu folgen. Zu seiner Suite gehört auch der Leutnant Graf Loeben. Am 24. früh fahren sie von Zwingenberg ab, über die Bergstraße, auf Mannheim zu. In der Nacht des 25. passieren sie Nancy, zwei Tage später Châlons sur Marne; auf dem geradesten Wege — Epernay, Meaux — erreichen sie Paris, am 29. April. Am 3. Mai werden alle Offiziere Kaiser Alexander vorgestellt.

Loeben bleibt noch nicht drei Wochen in der Stadt, diesem ‚Neuen Babel, mit der Circe Künsten Und mit Pandorens Urne ausgerüstet', dessen tolles Treiben ihn abstößt. Ein ‚lebendiges Grab' nennt er es Helminen gegenüber. Er durchstreift die Umgegend, Versailles, St. Cloud, Malmaison, Montmorency; besucht Theater und Oper. Er weilt viel in der Bibliothek, wo er des Orientalisten Chézy Bekanntschaft macht, dessen getrennt von ihm lebende Gattin Helmina nun im selben Jahr, wieder in Heidelberg, den Kult überschwänglichster Freundschaft mit Loeben treiben sollte. Er sah auch die Manessesche Handschrift. Nicht zu trennen aber vermochte er sich von den Bilderschätzen der Museen, diesen weiteren Zeugnissen Napoleonischen Sammeleifers: vor den Niederländern, vor Correggio[1]) weilt er immer wieder.

[1]) Correggio, diesen Liebling der Romantiker, hatte Loeben in der Dresdner Galerie schon schwärmerisch verehrt. Auf seine ‚Magdalena'

Dann verläßt er die Stadt, — ‚wie gerne!‘ Sein Sonett ‚Abschied von Paris‘[1]) schließt, nachdem es dem ‚neuen Babel‘ sein ‚eitles Nichts‘ von ‚Maskenspielen‘ vorgeworfen,

Wer aber still, wie ich, nach seinem Ziele
Gekehrt, Paris, begrüßte Deine Zinnen,
Den schützt die Kunst, dein Raub, vor deinen Lügen.

Rasch geht es zurück. Am 17. Mai war er abgereist, am 20. in Bodenheim (bei Mainz); am 27. trifft er in Heidelberg mit Helmina von Chézy zusammen, mit der 1812 Fouqué eine schriftliche Verbindung vermittelt, Loeben jetzt (schon am 16. April) persönliche Bekanntschaft geschlossen hatte.[2]) Er bleibt in Heidelberg bis Ende Juni, und in dieser erstaunlich kurzen Zeit stellt er in ununterbrochener Arbeit das druckfertige Manuskript seiner ‚Deutschen Worte‘ her, der kritischen Randglossen, mit denen er Frau von Staëls so lang erwartete ‚Briefe über Deutschland‘ versah. Sie waren endlich gegen Schluß des Jahres 1813 erschienen; bald folgte, von Villers besorgt, eine französische Ausgabe, die Brockhaus verlegte — unstreitig die beste —; bei Hitzig kam noch im gleichen Jahr eine deutsche Übersetzung heraus. So war ohne Zweifel das Publikum lebhaft angeregt, Loeben, den Patriotismus und ein edler kritischer Eifer zu seiner umfassenden Entgegnung und Korrektur des Staëlschen Buches trieben,[3]) durfte hoffen, mit

bringt Gubitz’ ‚Gesellschafter‘ z. B. ein Sonett (1818, 34. Blatt von 28. II.), das wieder abgedruckt ist in Fr. Raßmanns ‚Neuem Kranz deutscher Sonette‘, 1820.

[1]) Deutsche Blätter 1814, Nr. 176 vom 27. August, S. 32.

[2]) Ein Urlaubsgesuch Loebens für den Besuch Heidelbergs ist am 16. April vom Obersten des Bannes, von Miltitz, bewilligt. Ein Brief der Chézy an Loeben bestätigt diesen Tag als den Beginn ihrer Freundschaft; die Begegnung erfolgte wohl in Darmstadt.

[3]) ‚Ich habe meinen Versuch einer Widerlegung oder Beantwortung geschrieben, weil ich mich recht innerlich angeregt fühlte, dem Schmerze Raum zu schaffen, der mich beim Lesen so mancher Ungerechtigkeit ergriff; ich habe ihn bekannt gemacht, weil ich nicht gezweifelt habe, es würde eine Menge

seinem Werk auch einen buchhändlerischen Erfolg zu erzielen. Darin enttäuschten ihn aber sowohl das Publikum, wenn es seine Absicht auch guthieß, als sein Verleger (Mohr & Zimmer)[1]), der sich des Vertriebes der ‚Deutschen Worte' wohl nicht energisch genug annahm. Loeben, wie sein Briefwechsel mit der Chézy andeutet, wird daher statt irgendwelchen Gewinnes noch Verlust an Geld zu beklagen gehabt haben.[2])

---

deutscher Leser geben, die hier nichts als Neues und Unbekanntes von der fremden Rhapsodin vernehmen, und wähnen würden, wir hätten uns durchaus in allen Stücken bei ihr zu bedanken.'

[1]) In Heidelberg. — Der vollständige Titel des Werkes, das ihm in Kommission gegeben war, ist: ‚Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Litteratur in ihrem Werk über Deutschland.'

[2]) Der Briefwechsel Loebens mit Helmina von Chézy, dazu Tagebuchnotizen beleuchten recht scharf den Zustand finanzieller Beschränktheit, in dem Loeben — und seine nächste Familie wohl gleichermaßen — sich befand; eine kümmerlich-anständige Bedürftigkeit, die vom Standpunkt des einstigen Ministerhaushalts aus Armut zu nennen ist. Auf die Ursachen, die diesen Zustand für den güterbesitzenden Adel typisch machten, ist bereits hingewiesen. Natürlich ist von einer Brotnot nicht die Rede, das Standesgemäße in Bedienung — L. hat seit Beginn seiner Studentenzeit stets einen Diener gehalten, der nicht unter 150 Taler Lohn bezog —, Reisen, Kleidung usw. wird nach Möglichkeit aufrecht erhalten. Aber darin erschöpfen sich die Mittel. Wenn dann Helmina, als Bevollmächtigte Loebens, mit Mohr & Zimmer abmachte, der Druck der ‚Deutschen Worte' erfolge auf Kosten des Verfassers, so ‚geniert' ihn diese Ausgabe erheblich. Er sucht, wo es angeht, zu sparen: ‚Auch sind 25 Exempl. auf Velin nicht nöthig; etwa 3 oder 4 höchstens . ., vielleicht nur eins am Ende . ., es macht die Sache zu theuer.' Später ersucht er Helmina, das erforderliche Geld in Heidelberg aufzutreiben: ‚gern will ich es bis zur möglichen Rückzahlung verzinsen.' Helminas Bemühungen haben leider keinen Erfolg; als sie dann die Quittungen über ihre Auslagen sendet, muß er mit innigem Bedauern sich für den Augenblick ‚vollkommen außer Stande' erklären, ihre Wünsche zu erfüllen. Er nennt in demselben Briefe (21. 4. 1816) sich geradezu insolvent. — Erörterungen der Honorarfrage und dringende Bitten um Sendung fälliger Summen ziehen sich auch durch den erwähnten Briefwechsel mit F. A. Brockhaus: Loeben war stark auf die Beihilfe angewiesen, die aus dem Ertrag seiner Schriften floß. — Mit Freuden berichtet er der Chézy, wie sehr er mit seinen ‚Deutschen Worten' die allgemeine Erwartung erregt habe: mit keinem seiner Werke mehr außer etwa mit dem ‚Guido', an den es sich auch zunächst anschließe. Und zu gleicher Zeit gibt ihm die Freundin die er-

Die Literaturabschnitte des Buchs der Staël im 2. und 3. Teil, auch Stücke des 4., finden eingehende Betrachtung. Er folgt der Darstellung der Frau von Staël Kapitel für Kapitel, hebt einzelne Stellen beistimmend oder verwerfend, zweifelnd oder polemisierend, heraus und schließt oft treffende allgemeine Bemerkungen an. Hatte er doch selbst — in seiner plänereichsten Zeit, 1807 — ‚Ideen zu einem kritischen Werke die neuere Teutsche Poesie umfassend' gehabt, die hier nun zu einem kleinen Teile, an ein fremdes Werk angeschlossen, verwirklicht wurden.[1]) Wie er sich damals ein ‚ausgemachtes Mittlergenie' nannte, verfolgt er mit seinen Randglossen, die der Staël gelten, gleichzeitig den Zweck, Verständnis für die Dichter der Gegenwart zu wecken, überhaupt die Kenntnis von ihnen zu verbreiten. Daß er Novalis' begeistert gedenkt — mit seiner Erscheinung beginne eine heiligere Zeit der Menschheit —, sei nur erwähnt; aber mit Bewunderung nennt er auch Heinrich von Kleist, den Frau von Staël übergeht: keiner der deutschen Dramatiker sei mehr zum Nachfolger Shakespeares berufen gewesen. Mit Recht müssen ihm ‚die ästhetischen Gründe ihres

freuliche Versicherung, wenn die ganze Edition (750 Exempl.) abgehe, werde er, ‚alles hoch angeschlagen, was man einbüßt und verschenkt, 300 fl. Überschuß haben'. Sie suchte auch durch Empfehlung und Rezensionen das Buch, dessen Druck sie überwachte, bekannt zu machen; die Leute drückten Loeben die Hand und rühmten sein patriotisches Beginnen. Aber als das Werk erschienen war, kannten und kauften es die wenigsten; nicht einmal Brockhaus, klagt L. aus Dresden, wo er seinen Besuch erhielt, hatte Kenntnis davon; und er selber könne es doch nicht empfehlen. — Mohr & Zimmers ungenügende Propaganda mag zu diesem Mißerfolg beigetragen haben, vor allem verschuldeten ihn die kriegerischen Unruhen und der die Geschäftslust lähmende, das allgemeine Interesse absorbierende Druck der politischen Lage, über den z. B. Sander, der Berliner Buchhändler, in den Briefen an C. A. Böttiger so beweglich klagt, der ja schließlich seinen geschäftlichen Ruin bewirkte.

[1]) Einzelne Gedanken, die bei den ersten Vorarbeiten damals niedergeschrieben wurden, finden sich fast wörtlich in den ‚Deutschen Worten' wieder; etwa jener merkwürdige: ‚der ganze Don Carlos ein Kant gesetzt als philosophische Opernsymphonie.' [1807: ‚. . . ein Kant in Musik (als Oper) gesetzt.'

Stillschweigens um so räthselhafter sein, da sie an dem von ihm und Ad. Müller gemeinsam herausgegebenen ‚Phoebus' Theil nahm und schon von daher diesen ausgezeichneten Dichter kennen mußte'.[1]) Seinem geläuterten Urteil gehören der ‚zerbrochene Krug', ‚Käthchen' und ‚Robert Guiskard' ‚zu dem Besten, was wir haben'.[2])

Loebens vom Patriotismus überschärfte Ansicht, die die Gleichberechtigung der Individualitäten übersieht, geht dahin: Deutsche und Franzosen, wie sie damals sind, ergänzten sich nicht, sondern höben sich auf, seien nicht Gegensätze, sondern Widersprüche, innerhalb deren unfehlbar nur einer recht haben könne. Die Literatur des einen oder des andern Volkes müsse ‚auf einem falschen Grundsatze beruhen'. Da sei zu entscheiden, nicht zu lavieren.[3]) — Begründeter als dieses Paradoxon ist sein Urteil über das Werk der Staël selbst, wenn er es als noch unvollendetes Resultat des Strebens betrachtet, ‚eine Autorität gegen die Akademische der Franzosen, in französischer Ansicht selbst aufzustellen'. Insofern gewinnt seine paradoxe Schroffheit eine gewisse Berechtigung, als Loeben es auf strikt

[1]) R. Steigs subtile Analyse der ‚Berliner Abendblätter' hat über die Beziehung der St. zu Kl. und Ad. M. und den innerlichen Gegensatz, der die Ursache des Totschweigens war, Aufklärung gebracht. Vgl. ‚Kleists Berliner Kämpfe', S. 497 ff.

[2]) L. tadelt ferner, daß außer Kleist auch Dichter wie Arnim, Fouqué, W. v. Schütz, Rostorf, Maler Müller u. a. unerwähnt bleiben, namentlich aber die ‚unerhörte Vergeßlichkeit', die zeitgenössischen Dichterinnen nicht zu nennen: Die Caroline Fouqué, Helmina, Sophie Bernhardi, die Schwester Tiecks, Dorothea Schlegel und ihren ‚Florentin'; Frau von Wolzogen, die Vf. der ‚Agnes von Lilien', Sophie Mereau usw.

[3]) S. 247 ff.: Wie reizbar diese kriegerische Zeit L.s ‚Patriotismus, gemacht, beweist jener Ausruf (S. 8): ‚Nichts Schändlicheres ist gesagt worden als das: wir könnten litterärisch fortdauern, wenn uns auch physisch und moralisch die Freiheit todtgeschlagen wäre.' — In einem hs. ‚Dialog' (Berl. Kgl. Bibl., ‚Varnh. a 33') über das Werk der Staël, den Helmina die unausgeführte Absicht hatte, zusammen mit den ‚Deutschen Worten' an die Staël zu senden, heißt es: ‚Allerdings ist das deutsche Wesen in mir, nennen Sie es das deutsche Temperament, durch das Werk gereizt worden . . .'

widersprechende Züge der deutschen und französischen Volksseele zurückführen kann, daß Frau von Staël mehrmals ihre raschen Urteile ‚wie in der unsichtbaren Gegenwart eines französischen Geschmackstribunals' ausspricht, sich von der ‚versteinerten Autorität' der sogenannten Klassiker unter den Franzosen, eines Boileau, eines Racine nicht frei machen kann.[1]) So gibt z. B. Loeben das Kapitel ‚de l'art dramatique' („D. W." S. 76 ff.) berechtigte Gelegenheit, Frau von Staël vorzuwerfen, daß sie der ‚Eitelkeit des nationellen Gefühls', — wir würden sagen: Chauvinismus — nicht selten nachgibt (um dem Volke wie dem eignen französischen Verstande zu schmeicheln). So wird sie gegen manches blind. Loeben braucht das hübsche Bild, sie gleiche jemandem, der eine brillante Violinpassage für sein Konzert einübe und darüber draußen der Vöglein Schlag im Walde und den Hörnerklang überhöre. — Im einzelnen zeige sie sich so als Frau von ungemein tiefem und feinem Urteil, von oft intuitivem Blick, aber das Buch im ganzen sei unvollständig, einseitig und sprunghaft, es weise jene Schwächen auf, die aus der spezifisch französischen Vorliebe für den Konversationston hervorgehen. Ohne einen einheitlichen Plan, mehr nach einer ungefähren Vorstellung des Ganzen gearbeitet, entbehre die Darstellung der Frau von Staël oft der Ruhe und Klarheit, weil sie zu rasch eine Welt von solchem Umfang wie die deutsche ‚gleichsam in einem Triumphzug der Grazie durchfliegen wollte'. Eine organische Betrachtung der ganzen Literatur, in irgendeiner Zeitfolge, sei nur höchst selten zu finden.

---

[1]) Die französische und die deutsche Ansicht seien in ihr noch so im Kampfe, daß es an Widersprüchen und Täuschungen nicht fehle, daß oft Halbheit ihrer Anschauungen und Meinungsäußerungen das Resultat sei: wenn ihr ganzes Buch auf der einen Seite an einer ausgebreiteten Anerkennung der deutschen Bildung arbeite — und L. erkennt die Herzlichkeit und Wärme, mit der das geschieht, freudig an — ‚so durchkreuzt ihren Weg plötzlich wieder die Idee, beide Literaturen müßten verschmolzen werden, um vollkommen zu sein; so verlangt sie vom Deutschen, daß er französischen Geschmack, französische Vorzüge sich aneigne . . .

Trotz aller Ausstellungen und Einwände zollt Loeben dem einsichtsvollen Vermittlungseifer und der unzweifelhaften Genialität der bedeutenden Frau volle Anerkennung. Indem er in einer zusammenfassenden Nachrede die Hoffnung ausspricht, Lob- und Tadelworte, durch Gründe unterstützt, ‚im Namen vieler Deutschen gesprochen zu haben,' widmet er das Buch ‚seinem geliebten Dionysius' [1]: ‚Laß dir das Buch, das ich dir biete, eine Botschaft schönerer Verheißungen seyn.'

* * *

Schönere Verheißungen! Loeben erfüllte die mystische Überzeugung, daß sein Schicksal in seinem dreißigsten Jahre sich wenden, die Welt etwas Großes von ihm erfahren werde. Er sprach sie sich selbst und seinen Freunden gegenüber wiederholt aus. An den folgenden Worten erkennt man, wie diese Überzeugung aus einer ekstatisch-gläubigen — herrnhutischen [2] — Frömmigkeit quillt: ‚Ich fühle, daß ich der Welt nun nicht mehr verborgen bleiben kann und soll, daß ich um das 30. Jahr herum wie mein Herr und Heiland auf meine Weise die Liebe predigen soll; wenn meine Zeit kommt, von der ich oft geträumt, dann beten Sie für mich um Demuth!' so bittet er die Chézy, der er sich (nach seinem Bekenntnis) am tiefsten

[1] ‚Mit deiner Liebe war ich bekränzt, als ich in unserem Paradiese war, meine erste Liebe bekränzt dich wieder, nun ich von neuem den Frühling Gottes athme, und wieder bin, wo ich mit dir war, versenkt in immergrünes Leben.' — Es hat sich ein Brief von Strauß gefunden, im Sommer 1814 aus Stonsdorf datiert, also kurz bevor er als Prediger nach Elberfeld ging, (wohin ihm dann im Oktober 1814 das erste fertige Exemplar der ‚deutschen Worte' gesandt wurde). Er ist ‚Isidorus!' überschrieben und ‚Dionysius' unterzeichnet und atmet durchaus noch jenen dithyrambischen Geist, der 1807/08 die Jünglinge erfüllte.

[2] ‚Kennen Sie wohl auch das Brüdergesangbuch? Da findet die Seele doch recht viel Erquickung', heißt es in demselben Briefe. Loeben — und später sein jüngerer Bruder Albrecht — benutzten regelmäßig die ‚täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde', deren Jahrgänge die Bücherschränke des leeren Nieder-Rudelsdorfer Schlosses jetzt noch füllen.

aufgeschlossen hat, eben in dieser Zeit, da er die Arbeit an den ‚Deutschen Worten' beendet hatte und nach einem Reisemonat voll reicher und mannigfaltiger Eindrücke in seine Lausitzer Abgeschiedenheit zurückgekehrt war.[1]) Er schreibt diesen Brief noch am Tage seiner Ankunft in Radmeritz, dem 30. Juli 1814.

[1]) Er verließ Heidelberg am 1. Juli, fuhr, über Mainz und Bingen, den Rhein herunter nach Koblenz, wo ihn Görres herzlich empfing, und Cöln, wo ihn die Boisserées freundlich aufnahmen. Nach einem Besuch in Elberfeld (7. Juli) bei seinem geliebten Dionysius ging es durch Hessen über Kassel nach Göttingen, Goldmanns Wohnsitz. In Eisenach ward ein frohes Wiedersehen mit Julie von Bechtolsheim gefeiert, die seine ‚liebe Freundin', wohl auf dem Hinmarsch des Banners, geworden war.

Kapitel 4.

Der Lebensabend.

Niederlassung in Dresden. Zeit der Belletristik und Almanache.

Er müßte sorgen, sich recht bald einen guten literarischen Namen zu machen, schreibt Loeben einmal, ‚daß die Leute Respekt bekommen und sich's etwas zur Ehre schätzen, wenn sie auf mich stoßen'. So arbeitet er denn in den nächsten Jahren mit einem unermüdlichen Eifer und einer aufreibenden Intensität; seine Bildung auf philosophischem, historischem, literarischem, selbst juristischem Gebiet — dessen poetische Seite ihm aufgeht — sucht er immer umfassender zu gestalten, zu vertiefen; dichterische Entwürfe, vornehmlich zu Romanen und Novellen gehen neben rein lyrischer Betätigung her; und zu diesen Arbeiten gesellt sich eine ausgedehnte kritische Tätigkeit, die zwar mit ziemlichem Widerwillen ausgeübt wird — das ganze Kritisieren bleibe immer eher prügelns- als lobenswert —, und wohl ebenso sehr um der Notwendigkeit willen, seine Einnahmen zu erhöhen, als um sein Bedürfnis, mit der zeitgenössischen Literatur dauernd vertraut zu bleiben, ohne Unkosten befriedigen zu können. All die Rezensionen, die er für die ‚Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung' in Menge[1]), für die ‚Zeit-Blüthen', ‚Erholungen' und

[1]) Nr. 171 des Jahrgangs 1814 brachte eine begeisterte Begrüßung der ‚Deutschen Gedichte' Freimund Reimars. — Im folgenden Jahre brachten Beiträge von ihm die Nr. 19, 30, 34, 36, 41, 47, 75, 77, 90, 97, 113, 122, 130, 150, 158, 179, 189; 232—234, 238. — Häufig stehen mehrere Besprechungen in der kurzen schließenden Abteilung ‚Kleine Schriften'. Seine Chiffren sind —us, später auch G. L.

andere Zeitschriften anfertigt, scheinen ihm im Grunde steif und kalt.

Diese selbst aufgebürdete Arbeitslast zu überwältigen bringt er den größeren Teil des Jahres in der Einsamkeit der Lausitz[1]) zu, in Radmeritz oder dem nahen Gerlachsheim, dem ‚stillen einsamen Waldschloß'. Einige Monate des Winters, meist die Zeit nach Weihnachten, lebt er in Dresden, aber auch hier verhältnismäßig zurückgezogen, nur in kleinem Kreise verkehrend. Die Pflege intimer Freundschaften, mit Helmina, Therese aus dem Winkel, dann Malsburg, auch Tieck u. a. ersetzt ihm die umfängliche Geselligkeit, die er aus früherer Zeit gewohnt war. — Dann traf ihn ja, nach einem nicht immer ruhigen Lustrum der Ehe, der lebenzerstörende Schlaganfall, dessen gesteigerte Wiederholungen den epileptisch Gewordenen vorzeitig aufs Todeslager warfen. — Das als letztes erhaltene Tagebuch von 1815 im Verein mit den vorhandenen Briefschätzen werden wenigstens noch einen Einblick in dieses letzte Jahrzehnt seines Lebens gestatten, das innerlich so tief bewegt, ja reich ist, dessen schöne Menschlichkeit aber künstlerisch auszuwirken sein Wollen wie sein Können nicht zureichten: die Epoche reifenden Verstandes und Gefühls wird so die Epoche seiner seichten Belletristik, deren gefällige Form und oft anmutiges Gewand den Mangel an Gehalt nicht decken.

* * *

Ernstliche Erkrankungen und anhaltende Schwächezustände treten von nun an wiederholt auf; die ersten Anzeichen des langsam sich vorbereitenden Zusammenbruchs der Kräfte zeigten sich in jenem Nervenfieber Ende 1813; stärker schon erweist sich das Herz gerade ein Jahr darauf affiziert. Die Strapazen des

[1]) Von den literarischen Zentren war er allerdings durch die Entfernung und das Fehlen einer tüchtigen Buchhandlung so gut wie abgeschnitten. Das mußte er mit in den Kauf nehmen; dann übermannte ihn gelegentlich der Ärger, in dieser ‚wendischen Wüste' nicht Neues vom Büchermarkt zu sehen.

Feldzuges taten ein übriges, sein ‚eingefleischtes Übel: rheumatischen Stoff' zu vermehren. Als nach Napoleons Flucht aus Elba Freiwillige von neuem sich sammelten, mußte er seinen Wunsch, den Feldzug mitzumachen, unterdrücken: ‚Herzschmerzen gebieten jede Anstrengung, die mit Erhitzung verbunden, zu meiden.'[1]) So klagt er im April 1815, und im März berichtet er der Freundin, als er des Abends bei Therese a. d. Winkel gewesen sei, die mit Begleitung des Waldhorns auf der Harfe spielte, ‚kam ein Schmerz am Herzen über mich, und ich glaubte, es sei mein Ende,[2]) — mir war mehr wohl als weh;

[1]) Dem Vaterland nicht dienen zu können, hat ihn aufrichtig geschmerzt. Sein politisches Interesse war bedeutender, als man wohl damals ihm zutraute, heute vermuten würde, wenn nicht die Beweise des Gegenteils vorhanden wären. Er, der Friedliebende, war gereizt, wenn er in diesen Fragen ‚Indifferenz erblickte'. Seine politische Überzeugung, wie er sie der Chézy einmal entwickelt (Pfingsten d. i. 15. 6. 1815), ist so frei- und hochsinnig, für jene Zeit so reif und selbständig, daß sie verdient, aus dem Dunkel der Bibliothek ans Licht gestellt zu werden: ‚In Rücksicht aufs Äußere — denn im Innern bin ich überhaupt deutsch und da gilt mir jeder Deutsche als mein Bruder und Landsmann und Gefährte auf dem Weg zum freien Reich — ist die Ansicht, die man an mehreren Orten, um der mangelhaften Ansicht des guten Königs willen, von Sachsen hegt, die schmerzhafteste und quälendste Erfahrung meines Lebens.' Der Wiener Kongreß ist eben geschlossen worden. Dazu dieses Bekenntnis: ‚Daß ich deutsch denke, ... wissen alle, die mich kennen. Aber warum ich nicht zugleich und zwar als deutscher Sachse denken sollte, das wüßte ich nicht ... Ich denke so und werde nie anders denken.' — Mit dem Politischen mischt sich immer das Religiöse in seiner Stimmung. Ein langer Brief an Goldmann ist bezeichnend dafür, aus dem Dezember 1813: ‚Ich mag jetzt nichts von politischen Ansichten allein, von muthigen Worten allein hören; über diesem Kriegsgespräche soll ein höherer Geist, der heilige Geist, schweben; ich möchte so gern, daß alle Menschen von der unendlichen Heiligkeit dieses Strebens durchdrungen wären ... Ich möchte, daß alle, die diesem Kampfe beiwohnen, mir wie die christlichen heiligen Ritter im römischen Heere erschienen; denn heilig muß ja eine so heilige Sache machen! ...'

[2]) Man vergleiche damit die Schilderung solcher Zustände in einem Brief an Fouqué (vom 17. 5. 1816): ‚Ein wunderbarer Schmerz am Herzen, der mir endlich alles Schreiben unmöglich machte, schien mir ... Prophet eines baldigen Rufes in die Heimat ... Es waren Stunden selig und sanft wie Abendsonnen und Harfenlispeln, aus denen die Seele mehr

— ich habe viel erfahren'. Der Schlußsatz weist wieder in jene pietistische Sphäre, in die Loeben immer stärker gerät; noch mehr die eingeschobene Bemerkung: ‚Ich fühlte des Heilandes Stimme, die klare, süße, feste Stimme — —.' Sein dauerndes Krankheitsgefühl nährte die mystisch-fromme Stimmung, in der er sich jetzt stets befand; andererseits beförderten die seelischen Aufregungen, denen er bei der immer erneuten Beschäftigung mit seinem ‚inneren' Menschen sich willig hingab, beförderte die religiöse Ekstase, in die er sich oft versetzt fühlte, die immer zunehmende Schwächung seiner ganzen Konstitution. Auch er war nur zu sehr und umfassend ‚ein liebender Mensch, an dem jeder Muskel ein Herz ist', wie Kerner vom Grafen Alexander von Württemberg gesagt hat.[1])

Seine Frömmigkeit ist tief und aufrichtig; wenn ihr Ausdruck hin und wieder von unglaublicher Überschwänglichkeit scheint: sie ist seinem Wesen gemäß gewesen, das Pose in heiligen Dingen nicht kannte. Wäre das Zeugnis seiner Freunde nicht genügend, die Bemerkung des mit der Chézy befreundeten Grafen Graimberg in Heidelberg würde das erhärten: ‚Il a dans son visage quelque chose de béatifié.' Fouqué, dem er in dieser Hinsicht sich verwandt fühlte und manches Bekenntnis ablegte, schreibt er, eben im März 1815, höchst charakteristisch: ‚Überhaupt, mein teurer Bruder, Dir darf ich es wohl bekennen, was vor der Welt ruhmwürdig [? wohl: -redig] klingen würde, ich habe meine ganze Sache mehr und mehr Gott allein anheim gestellt, an meiner Selbstvernichtung, wenn auch mit Rückfällen, inbrünstig gearbeitet, viel und große Gnade erfahren und mich immer mehr mit dem Gefühl meiner Unwürdigkeit . . . durchdrungen.'[2]) Es bedarf nicht erst der Ver-

aus Gehorsam, denn aus Lust, der Erde wiederkehrte. — Indessen . . . ich genas und bin, obwohl nicht völlig von dem stillen Weh befreit, doch ganz kräftig . . .'

[1]) Kerner an Sophie Schwab; Kerners Briefwechsel II, 105.

[2]) ‚Ich fühle die Verderbtheit der Welt unendlich mehr als jemals in meinem Leben. Oft komme ich mir wie der Prediger in der Wüste vor,

ſicherung am Ende dieſes Briefes, er werde einſt laut und mit Tränen des Dankes zum Herrn bekennen, daß Zinzendorf der ſei, dem er ‚ganz vorzüglich viel in ſeiner Sinnesläuterung verdanke‘, um in dem frommen Grafen den Hauptförderer dieſer herrnhutiſchen[1]) Grundſtimmung Loebens zu erkennen. Seine ‚Herzensſchriften‘ und der ‚göttlich-einfache Thomas a Kempis‘ bilden ſeine Morgenlektüre.

Alle ſeine Ahnungen von einem religiöſen, wunderbaren Leben, das ihm beſtimmt ſei, die er in Heidelberg in jenen ‚ſeligen Jahren‘ 1807/8 ſo ungemein lebhaft hatte, beleben ſich jetzt neu und wenden ſich der Hoffnung auf eine nahe Ankunft des Herrn zu. Zum ‚himmelſüßen Tage‘ des Weihnachtsfeſtes ſchreibt er Helmina und ruft im Briefe aus: ‚O mein Heiland! mein Seligmacher! mein Erlöſer! Hier wirft ſich meine Seele nieder vor Deiner ſtrahlenden Liebe, aber laß mich da ruhn, da lieben, da weinen, da ſterben und in ſie vergehn! Du kennſt die Sehnſucht meiner heiligſten Stunden.‘ Der Gedanke an den Tod iſt ihm etwas ſo Vertrautes, Anziehendes, Beruhigendes. Einſt werde die Menſchheit Feſte feiern und weiße Lichtkleider anlegen, wenn einer ihrer Brüder ſich hinübergeträumt hat. ‚Ich kann mich oft eines innern Aufjauchzens nicht enthalten,‘ geſteht er, ‚wenn ich über den Tod hinausdenke. Beſonders die Geheimniſſe der Natur entzücken mich zu unausſprechlichem Vorgefühle. Wenn ich bei den Sternen weile, iſt mir oft, als ſei ich ſchon geſtorben und eben auf dem Wege zum Verſtändnis.‘

In Zeiten ſolcher Verſenktheit, Entzückungen, Schmerzen und Träume lebte Loeben auch in Dresden als ein ‚glücklicher Eremit‘ vergraben in Studien und Arbeiten. Mit wenigen Vertrauten nur hat er Verkehr: die Himmel neuer inniger

und ich arbeite mit angeſtrengten Kräften an meiner eignen Sinnesänderung, um meinen Brüdern Buße und Frieden und Freude predigen zu können.‘ (Brief an die Chézy vom 7. April 1815.)

[1]) Helmina v. Chézy (im II. Bande ihres ‚Unvergeſſenen‘, herausgegeben von Bertha Borngräber S. 99 f.) behauptet L.s Zugehörigkeit zur Herrnhuter Kirche; deſſen bin ich doch nicht ſicher.

Freundschaften haben sich aufgetan; die alten schrumpfen — aus Nahrungsmangel — zusammen. Nach und nach! Ganz allmählich divergierten die Lebenswege der Eichendorff und Fouqué von dem Loebens. Es muß noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, daß auch bei Eichendorff diese Entwicklung des einst so intimen Freundschaftsverhältnisses eingetreten ist. Die — immer wieder ausgeschriebene — Biographie des Sohnes steht hier durchaus im Banne des Vorurteils, ja (beschämten) Widerwillens seines greisen Vaters gegen den einstigen Jugendfreund. Ein andauernder freundlicher brieflicher Verkehr ist bis 1814 durch Loebens Tagebücher belegt. Jedenfalls ist ein hochmütig-kühler, ganz plötzlicher Abschied nicht erfolgt; und die Erzählung vollends von der Indignation Loebens über ‚Ahnung und Gegenwart' und dessen scharfsatirische Schilderung einer (Berliner) Teegesellschaft ist unzutreffend. Am 12. Oktober 1814 erhielt er einen herzlichen Brief von Florens zusammen mit dem Roman, in dem er während der nächsten Tage ‚ganz entzückt' liest. ‚Florens' Roman ist eine Romanze des Frühlings, der ewig währt.' Eine Woche darauf schreibt er an Florens (der Brief ist leider nicht erhalten) und am 22. Oktober an Fouqué, dem er den Roman übersendet ... ‚Gott seegne und geleite diesen Brief', sagt herzlich teilnehmend[1]) sein Tagebuch.

Aus der Übersendung des Eichendorffschen Romans, um dessen Veröffentlichung zu vermitteln, an Fouqué ersehen wir, daß das Verhältnis Loebens zu dem einst so hoch verehrten Meister immer noch leidlich gut ist. Aber gerade in dieser Zeit ward die Entfremdung zwischen den beiden Dichtern schärfer offenbar, der Fouqué zuerst und schon Ende 1812 Ausdruck verliehen hatte[2]), indem er Loeben Abfall von ihm selbst und seiner

[1]) Vgl. dazu Loebens Urteil über den Roman im Brief an Kerner (a. a. O. I. Bd.) vom 30. Dezember 14: ‚Die Gedichte von Florens stehen in einem reichen, lieblichen Roman von ihm, der bald erscheinen wird.'

[2]) Daß ‚Arkadien', im ‚Preußischen Hausfreund' in Nr. 44 — Juni 1811 — von F. (ich bezweifle, ob von seiner Frau), noch so wohlwollend besprochen, der Stein des Anstoßes war, ist wahrscheinlich. Die Fouqués

neueren Poesie vorwarf. Sie wollten, schlug er vor, auch ferner mit einander in Briefwechsel stehen, aber über Poesie und ihre Ansichten von ihr gegenseitig schweigen. Das lehnt Loeben, schmerzlich berührt ab, (12. Dez. 1814), aber in Worten herzlicher Zuneigung. Der Brief beginnt: ‚Die Versicherungen Deiner fortdauernden Liebe sind das Tröstlichste, was Du mir bieten konntest.' — Fouqué scheint nun — einige Briefe sind verloren gegangen[1]) — in freundlich entgegenkommendem Sinne geantwortet zu haben, denn Loebens Antwort vom 31. März 1815 bemerkt: ‚Dein letzter Brief hat mir unbeschreiblich wolgetan.' Aber die Näherung war nicht von Dauer. Noch einmal, im Mai, schrieb Loeben, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Da gab er den einseitigen Briefwechsel auf, um ‚in Demuth und Stille ... zu erwarten, wie sich der Nebel, der uns einander zu verhüllen schien, vor der Sonne des Friedens und des Lichts, die von oben kommt, zertheilen, und der Stral des Lichtes, zu dem wir beide beten, alles verklären und versöhnen würde.' So heißt es in einem langen, liebevollen Brief, zu dem ihn nach einjähriger Pause eine zufällige erneute Beschäftigung mit Fouqués alten Briefen gedrängt hatte. Dieser Herzenserguß schließt mit rührenden Worten;[2]) aber das Band zwischen den einstigen Freunden ward nicht wieder geknüpft: Fouqué scheint die dargebotene Hand des nach Liebe Dürstenden nicht an-

---

neigten bald mehr zu der Ansicht Dorothea Schlegels, die über diesen ‚Skandal von einem Roman' so hart aburteilte. Vgl. auch Steig, ‚Neue Kunde zu Kleist', S. 43ff.

[1]) Am 16. Januar 1815 schreibt Loeben der Chézy: ‚Mit Fouqué habe ich mehrere Male hin- und hergeschrieben und stehe gerade wieder an dem Flecke, wo ich beim ersten dieser Briefe war. Er stellt mich noch mehr zufrieden, sie aber spricht in einem Tone eines absprechenden Anteils, für den ich ihr schon gelegentlich etwas wiedergeben will.' — Kurz vorher gibt er Frau von Hellwig die Schuld, daß F. ihm nicht schreibe. Am 6. März erklärt er, das Vertrauen auf seine Gaben könne ihm niemand schwächen; er stehe z. B. freudig da, wenn F. über ihn abspräche; ‚ich weiß, daß er mich nicht begreift.'

[2]) Briefe an Fouqué, 1848 S. 252.

genommen zu haben. — Daß Loeben die Freundschaft des Menschen, nicht des Dichters sich zu erhalten suchte, beweist ein geistreiches Gleichnis, das er sich Ende Mai 1815 notierte: Fouqués in ihrer Tendenz so sehr monotone Poesien seien eine Art Wachtparade, ‚wo die Ehre auf und nieder geht und ruft: Richt't euch! Nichts freies, fröhliches, frisches. Alles gedrechselt nach der einen fixen Idee; viel Verwandschaft mit Don Quixote, nur Sancho fehlt, und leider wird ihn das Publikum einst ersetzen — ich meine den Geist der Parodie.'

Fouqué hatte die Bekanntschaft Loebens mit Helmina von Chézy vermittelt.[1]) Die Herzensfreundschaft und der Seelenkult dieser beiden hingebend-weichen Naturen ist typisch für romantische Freundschaften zwischen Mann und Weib. Ihr umfangreicher Briefwechsel[2]) enthüllt alle Falten dieser gefühlschwelgenden Seelen. — Diese schwärmerisch-begeisterten, poetisch-phantasiereichen, religiösen Natur zogen sich unwiderstehlich an, als sie sich persönlich noch gar nicht kannten, nur durch Briefe sich ihr Fühlen mitgeteilt hatten. Von ihrer ersten Begegnung im Frühling 1814, von den herrlichen Wochen, die sie überselig im paradiesischen Heidelberg zugebracht, schwärmt ihre Erinnerung

---

[1]) Sie mochte Fouqué übrigens nicht leiden; er war ihr ‚zu gemacht'. Und wenn sie ihren Spott auch nicht so weit trieb wie Tieck, der ihn grimmig haßte, so verglich sie ihn doch gern mit einer fetten weißen Maus, nach der Erzählung ihres Sohnes Wilhelm (s. dessen ‚Erinnerungen' I, 258), der — ein scharfer, wenn auch zuweilen etwas kleinlicher Beobachter — selbst angibt: er war auch dem Aussehen nach ein weiches Stück Menschenfleisch.

[2]) Ein kleiner Teil von ihm, den ganz das Berliner Literatur-Archiv besitzt, ist 1898 in dessen ‚Mitteilungen' veröffentlicht. Ihr Herausgeber wähnte, der Jahrgang 1814 dieses Briefwechsels sei vollzählig: ein Blick auf die Varnhagensche Sammlung der Handschr.-Abt. der Berl. Kgl. Bibl. hätte ihn belehrt, daß sich an dieser Stelle Ergänzungen zu den Briefjahrgängen 1814—1825 befinden. — Die Datierungen der ‚Mitteilungen' sind mehrfach unrichtig; evident z. B. der Brief vom 12. II. ‚1814', der die ‚Deutschen Worte' u. a. nennt, also in das folgende Jahr gehört; — das Monats-Datum ist, weil Fouqués Geburtstag (12. Febr.) erwähnt wird, richtig.

immer wieder.[1]) Ein Schreiben des Freundes gleicht Helmina den Tränen, die sie zum erstenmal an seiner Brust geweint. Loeben ist glücklich, Helmina, da die Sterne der ersten Jugend im Verbleichen sind, als Stern der höchsten Freundschaft an seinem Himmel zu haben. Und die Freundin, durch seine Briefe beseligt, legt das Geständnis ab: ‚Sie haben mein Wesen erquickt, geläutert, gehoben, haben dem Leben seine Blüthe wieder gegeben und mir eine Glückseligkeit gewährt, die nicht enden, immer nur süßer werden kann, weil die Erde keinen Einfluß auf Sie hat, weil Ihr Ziel der Himmel ist, wo ich Sie wieder finde.‘ Angesichts ihres Briefes ruft der Freund aus: ‚Was er meinem Herzen ist, welchen Himmelstrost seine Liebe, Andacht, Huld und Zartheit meiner Freundschaft, meiner brüderlichen Zärtlichkeit für dich, liebes gutes Wesen, gebracht, sagen keine Worte.‘ Ewig wohne sie um ihn, sein Bild sei ihr Leuchtturm in der dunklen Lebensnacht. Auch Loebens Phantasie gestaltet an diesem Bilde vom Dunkel um uns, das die Liebe erhellt: sie ist der Edelstein, der heilige Karfunkel, der mit seinem Lichte Nacht und Klüfte durchbricht.

Die Menschen brauchen nur wahrhaft zu lieben, so werden sie selig, sagt Loeben; Liebe aber wird geboren aus der Sehnsucht, die der Schlüssel zu allem Verständnis ist. Himmlische Seligkeit erstreben beide; als eine Fügung des Himmels betrachten sie ihre Begegnung, ihre reine Freundschaft, Liebe und Treue.[2]) Inbrünstig dankt der Fromme dem Herrn für diese Gnade.

[1]) ‚Ich freue mich, daß meine Liebe Sie gesucht, ehe ich Sie kannte, Sie errathen, ehe ich Sie erkannte. Nie werde ich die Nacht nach Ihrem ersten Gruße, den Morgen darauf vergessen! — — Ich war heilig durchglüht und verwandelt, oder vielmehr entfesselt und gereinigt, ein neues wiedergeborenes Wesen; hinter mir mein ganzes Leben weit versunken, vor mir Welt und Himmel erfüllt und überstrahlt von Ihrem Licht.‘ So Helmina. Und Loeben, als er später einmal ‚jener süßen Zeiten‘ gedenkt, weiß nicht, womit er seine himmlische Freude an ihnen vergleichen möchte, als die Erinnerungen aus Kinderzeit.

[2]) ‚Und wenn ich körperlos und unsichtbar über der Erde schwebte, meine Freundschaft könnte nicht reiner seyn als sie ist‘, beteuert sie.

Ekstatisch-priesterhaft fährt er fort: ‚Christus mein Heiland und Seligmacher! Sei du das Siegel des Bundes, den ich mit ihr schließe, nimm sie und mich zu deinem Eigenthum an und gieb mir deinen Segen, daß ich dieser teuren, sehnenden Seele den Segen bringe, der hinschwebt über die weite Welt!‘

Sanfter, geliebtester Bruder redet Helmina den Freund an; doch mit der eifernden Liebe einer Gattin fleht sie ihn immer wieder an, geängstet durch seine Klagen oder die veränderte Schrift, welche die Herzbeklemmungen verrät, sich zu schonen, für seine Erhaltung besorgt zu sein, daß er nicht hinschwinde wie Novalis ... Daß so hochgespannte Zuneigung Möglichkeiten stürmischer Entladungen in Menge enthielt, war nur zu klar. Und so stellt sich denn wohl auch ein Mißverständnis ein; die Liebe ist erschüttert; todtraurige Worte werden hingeschrieben. Aber ein aufklärender Brief, stündlich mit Sehnsucht erwartet, löst die Seelenangst, den Teuren zu verlieren, in tränenreiche, Hymnen auf den Milden, Treuen, Edlen und erleichtert die gepreßte Brust. In solchen Augenblicken bietet die nervöse Hast der Frau in etwas den Anblick einer Katze, jetzt gereizt, jetzt schmeichelnd, immer in leise zitternder Erregung.

Die Eifersucht vermag auch der beste Wille nicht ganz zu meistern. Sie ward ernstlich bei Helminen rege, als Loeben die ersten Andeutungen von seiner Absicht sich zu verheiraten machte.[1])

[1]) ‚Ich bin .. überzeugt, daß .. sich durch meine Ehe mein Wirkungskreis fürs innere Leben erweitern und schon fester und klarer begründen soll.‘ — Über die verschiedenen Werbungen Loebens zwischen Ende 1814 und 1816 liegt ein Dunkel, aus dem nur das eine klar wird, daß er im Mai 1815 zum ersten Male und vergeblich um seine spätere Frau, Johanna Viktoria Gottliebe Gräfin Breßler, warb. Dem Vermerk der Ablehnung fügt sein Tagebuch mit ergreifender Kürze hinzu: Vater, dein Wille geschehe. — Nun schreibt er gleich danach, am 15. Juni, an die Chézy: ‚Wie denn überhaupt der Verbindung, auf die ich denke, keine Leidenschaft, sondern innige und einfache Herzensverwandschaft zum Grunde liegt.‘ Denkt er — wie ich annehme — bei diesen Worten immer noch an die Gr. Breßler, entschlossen zu gelegener Zeit den Versuch zu wiederholen, oder hat er einen neuen Plan gefaßt?

Helmina ist betroffen und rät aus allgemeinen und besondern Gründen dringend ab. Meinungsäußerungen über das Projekt werden bald zwei Jahre hindurch gewechselt. Loeben muß der Freundin recht geben: ‚In der Idee mich zu verheiraten, liegt für mich allerdings immer ein Opfer; schon im Heraustritt aus der Art Kinderleben, das ich bisher so selig und in mich versenkt und in alles Liebliche und Freie und Liebende führte.‘ Er beruhigt sie, aufkeimende Eifersucht zu ersticken, daß er ihr gehöre für das ganze Leben. ‚Halten Sie sich an dies innere Wort, was auch im Äußeren, — was auch bald vielleicht sich dazwischen stelle.‘ Dann teilt er ihr mit, er werde ‚doch wohl wahrscheinlich den Bund schließen‘, von dem er ihr geschrieben. Aber wieder besänftigend klingt die Mitteilung in den resignierenden Nachsatz aus: ‚Glauben Sie mir, es ist mit der Ehe so ganz anders wie mit der ersten Jugendliebe.‘ — Er warb zum zweitenmal um Jeanette Breßler, und dieses Mal versagte sich ihm die Gräfin nicht.[1]) Im Herbst 1817 führte er sie heim. Seine Wahl beruhte auf ‚kindlicher Harmonie der Herzen, auf dem Glück, das er darin fand, in die Schönheit eines recht kindlichen Herzens zu blicken, dem noch vieles fremd war, und das so gern das Gute und Hohe erfahren wollte‘. So — beichtet er, möchte man sagen, der Freundin; und dieses schlichte Bekenntnis schon, das eine herzliche Verehrung für die schöne Menschlichkeit seiner Frau eint mit liebevoller Freude an ihrer Lernbegierde, ist starke Bürgschaft, daß er einen guten Grund für eine ersprießliche Gemeinschaft gelegt hat. Eigene Briefe der Gräfin,[2]) das Urteil des Kranken und von ihr aufopfernd

[1]) Loeben war von früher Kindheit an mit den Breßlers befreundet; schon mit seinem Hofmeister hatte der Knabe Schloß Laußke, den Breßlerschen Familiensitz, besucht. Der freundschaftliche Verkehr von Schloß zu Schloß war später gern gepflegt worden; als beide schon erwachsen waren, schrieb Jeanette — oder wie sie, wohl dem Manne zuliebe später sich unterzeichnete: Johanna — liebevoll teilnehmende und vertrauende Briefe an Loeben.

[2]) Die Varnhagensche Sammlung (Kgl. Bibl. Berl.) enthält einen Brief an Helmina vom 26. Jan. 1819, der — zum Geburtstag Glück wünschend —

gepflegten Gemahls — ‚meine Unpäßlichkeit, die in der Treusten der Frauen die Treuste der Pflegerinnen findet' — dazu Urteile der Freunde verstärken den Eindruck, daß Loebens Wahl im ganzen richtig war; — auch Helmina, nach anfänglichen Reibungen, gesteht es zu. Nur daß der Dichter kaum Gelegenheit hatte, des Glückes recht froh zu werden; da traf ihn, im Winter 1822, der Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

* * *

Von 1816 an fließen Nachrichten über die Lebensumstände des Dichters aus Selbstzeugnissen nur spärlich; wir sind auf lückenhafte mittelbare Berichte von Zeitgenossen angewiesen. Im großen Ganzen sind uns aber die wichtigen Tendenzen wie die bedeutsamen Wendungen dieses früh beschlossenen Lebens vertraut. Auch seine Umwelt, die Gesellschaft des Dresdner ‚Liederkreises', bringt jetzt die ‚Pseudoromantik' von H. A. Krüger[1]) — wenngleich oberflächlich und unzulänglich — allgemeiner Kenntnis näher. Gerade Loeben ist in dem Krügerschen Versuch besonders schlecht fortgekommen: völlig schief an und für sich betrachtet, falsch in seinem Verhältnis zu den andern sogenannten Pseudoromantikern. In meiner Anzeige des Werkes in der ‚Zs. f. deutsches Altertum' (Anz. Bd. 31) sind diese Fehler an der Hand der Quellen aufgezeigt, vor allem darauf hingewiesen, daß von den Trivialromantikern gesondert die Fünfergruppe echt romantischen Gepräges zu betrachten ist: Loeben, Malsburg, Förster,

beginnt: ‚Mein Herz, das keinen Groll kennt, und auch das Ihrige in der Dauer dessen nicht fähig hält, bittet Sie die mitfolgende Tasse freundlich anzunehmen . . .' Der Brief, von einfach-entschiedenem Stil, läßt auf einen ausgezeichneten Charakter schließen. Davon scheint auch Frau von Chézy sich bald überzeugt zu haben. In ihrem ‚Unvergessenen' macht sie bei dem Loeben gewidmeten Abschnitt die Bemerkung: Seine vortreffliche Gemahlin verschönte durch klaren Verstand und aufrichtige Güte unsern Dresdner Kreis... Andere heben die starke Gegensätzlichkeit der beiden Naturen hervor, in der Tat scheinen sehr heftige Schwankungen dem spätern Gleichgewicht vorangegangen zu sein.

[1]) Leipzig, H. Haessels Verlag, 1904.

Kalkreuth und ihr geistiger Führer Tieck. — Tieck siedelte erst 1819 nach Dresden über, wo er nun den romantischen Mittelpunkt bildete. Wie er zunächst in stiller, dann lauter Ironie dem einheimischen ‚Dichterkreis' gegenüberstand, schildert Krüger ausführlich. Die Bildung dieses Zirkels, vier Jahre zuvor, erlebte Loeben schon mit: die unmittelbaren Eindrücke spiegeln sich charakteristisch sowohl im Tagebuch wie in den Briefen an Helmina. Fast regelmäßig Freitags — Loeben gebraucht für die Gruppe einmal den Namen ‚Freitagskreis' — treffen sich eine Anzahl Dresdner Künstler abwechselnd bei einzelnen Teilnehmern, bei Therese a. d. Winkel[1]), Minister Nostiz, Kind, Böttiger, Kuhn u. a. Der Wirt sorgt für eine einfache ‚Kollation'; eigne und fremde Dichtungen werden verlesen, man sagt seine Meinung und pflegt der Unterhaltung; oft sind Gäste anwesend, Maler oder Gelehrte. So lernt Loeben z. B. den alten Kügelgen kennen, mit dem er herrliche Stunden verlebt: ‚man wird wahrhaft besser und lauterer und wahrer, wenn man K. sieht und hört', notiert er sich. Seinen Geburtstag, den 18. August, 1815, zufällig einen Freitag, begeht die treue ‚Theorosa' durch Festons, die alles umwanden, Lampions usw. besonders festlich. Anfang September wird eine Elbfahrt unternommen und ein ‚Dichterfest' in Pillnitz gefeiert, und so geht es weiter. Loeben gefällt sich ganz gut in diesem Treiben der ästhetisch-literarischen Zirkel; ‚es sind wirklich manche brave Künstler hier'. Im einzelnen aber sagen ihm viele Teilnehmer wenig zu: hat Kuhn, sonst ein ‚artiger Mann, gar nicht ohne Gaben', eine störende Selbstgefälligkeit, so stößt bei Kind, ‚einem übrigens talentvollen, nur poetisch unreif gebliebenen Menschen', die gemeine Gestalt ab. ‚Seine Gedichte im Frauentaschenbuch sind so abominable, daß sie das ganze liebliche Werkchen entstellen.' Böttiger, der in

[1]) Das Frl. v. W. habe in allen gesellschaftlichen Bewegungen und im ganzen Wesen und Benehmen sehr große Ähnlichkeit mit Helmina: ‚Sie ist mir sehr teuer mit ihrer sanften, liebevollen Andacht und Innigkeit ... Mit welcher Treue umschließt sie das Bessere in einem!'

seinen Kompilationen keine Seele zeige, sei durchaus platt; der einstige Lehrer ist ihm ‚in der Seele fatal‘ geworden, wie er selbst ihm ein Dorn im Auge sein mag. — So ist das Resultat: Zurückhaltung; mit wenigen Vertrauten, wie Therese, Malsburg, später der Chézy, dann im Verein mit der Gattin, pflegt er Geselligkeit, an der einige Gesinnungsverwandte wie Förster und Graf Kalkreuth gelegentlich teilnehmen. Natürlich schließt er sich nicht völlig ab: Rücksichten seien in Dresden viele zu nehmen, ‚wo man von Haus aus keiner poetischen Natur wohl will und alles Geniale eigentlich verfolgt‘.

Es sei, in Ergänzung des Krügerschen Versuchs, ein Bild dieses intim-romantischen Lebens und Treibens leicht skizziert, wie es die Freundschaft Malsburgs[1]) mit Loeben etwa in und auf Escheberg,[2]) dem Malsburgischen Stammsitz, zeitigte, ein Idyll gleichsam aus der Spätzeit der verfallenden Romantik. In Eisenach lernten sich Loeben und Malsburg im August 1816 kennen, nachdem sie brieflich schon geraume Zeit verkehrt hatten. Das gastliche Haus der ‚von ihnen allen so innig verehrten Dichterin‘ Julie von Bechtholsheim war dort der Mittelpunkt. — Von 1817 an weilte Malsburg als kurhessischer Geschäftsträger in Dresden. Er lebte sich rasch ein in den kleinen Kreis, der um Loeben sich gebildet hatte, diesem selbst stand er bald so nahe, daß er im September 1817 den brüderlichen Freund nach Laußke begleitete. Bald fühlte er sich in Liebe und Achtung zu derjenigen hingeneigt, wie Ph. Calenberg sagt, die er so ganz würdig hielt, seinen Freund zu beglücken. Jeder Blick, den er in ihr schönes Herz tat, überzeugte ihn mehr hiervon, und die

[1]) Ernst Friedr. Ge. Otto v. d. Malsburg. (23. Juni 1786 bis 19. Sept. 1824.) Die Skizze ist in Anlehnung an die Einleitung entworfen, die P. C. (Philippine Calenberg) Malsburgs ‚poetischem Nachlaß‘ voransetzt, (Kassel 1825); die hs. Briefe besitzt das ‚Literatur-Archiv‘ zu Berlin.

[2]) K. Th. Gaedertz bringt in seinem Buche ‚Was ich am Wege fand‘ (1902) S. 219 bei Gelegenheit des Aufsatzes über Marschner und Familie Malsburg ein Bild von Escheberg bei Kassel.

hohe Verehrung, die er für weiblichen Wert hatte, bestätigte sich ihm in manchem erhebenden Gespräch. — In (handschriftl.) Briefen an die Chézy spricht er von seinem Isidorus, den er gleichsam wie ein Traumbild mit einer fast religiösen Liebe umfasse. In eben diesen Briefen schildert er nun, wie er in dem wundervollen Sommer 1822 auf Eschеberg seinen Geburtstag feierte. Aus Berlin, von der Teilnahme an einer Hochzeit, zurückkehrend, kam er mit seinem geliebten Loeben am Abend des 23. Juni in dem reizenden Tal von Eschеberg an, wo ein allgemeines Fest ihm zu Ehren schon in lebhaftestem Gange war. Ein paar Minuten vorher waren sie aus dem Wagen gestiegen und mischten sich zu Fuß unter die Schwärme fröhlicher Bauern aus der ganzen Umgegend, die alle Gänge der Gärten und Bosketts erfüllten. Das Tal strahlte in feenhafter Beleuchtung. Ihre plötzliche Ankunft trieb den Jubel der Freunde und Verwandten auf die Spitze. Feuerwerk, Festmahl und Tanz hielt alle bis an den hellen Morgen aufrecht. An diesen Ring der Lust reihte sich eine ganze Kette. Durch Wochen hallten die gastlichen Räume des Eschеberger Schlosses von frohem Lärm wider, und das rege gesellige Leben währte bis zum Geburtstage Loebens, 18. August, dem Schlußstein dieser Zeit. Eine Beleuchtung des Sees und der Insel beschloß diesen Tag, dann ging es in die Residenz zurück. Ein Schwelgen in der Schönheit der Natur, der Frische der Buchenwälder, dem ‚märchenhaften' Anblick der Malsburg-Ruine, dem Diefenberg gegenüber, hatte sie gestärkt und Schaffenslust geweckt. ‚Daß Loeben froh, gesund und ein gutes Kind ist, werden Sie seinem Briefe abempfunden haben, wenn er in Ihre Hände gekommen ist, und ich bin alles zugleich mit und in ihm.'[1]) — Noch durchlebte der Dichter in Erinnerung das liebliche Idyll und war zu neuer Arbeit gerüstet, als ihn, gegen Ende dieses sonnigen Jahres, der Schlag traf. Wie gefährlich seine Lage war, ist Malsburgs Brief an

[1]) ‚Er hatte den Geist eines Mannes und das Herz eines Kindes', ward an Malsburgs Grabe gesagt.

Helmina zum 26. Januar 1823 (ihrem Geburtstag) zu entnehmen: der Freund gab ihn völlig auf. Aber noch einmal ward er dem Leben wiedergeſchenkt, ‚zwar immer noch bald ſchwach, bald aufgereizt, immer auf eine Weiſe, die ihn faſt nur wie einen geliehenen Schatz in dem bangen Herzensſchrein liegen läßt; ... ſchreiben kann er noch gar nicht'. So muß auch einige Monate ſpäter (11. Mai) Johanna der Chézy berichten, — ‚als ſein Sekretär'. Er war ſoweit hergeſtellt, daß er an Beſuche denken konnte: dann verſchlimmerte ſich mit einem Male ſein Zuſtand wieder.[1]) Krämpfe peinigten ihn; immer mehr offenbarte ſich die epileptiſche Natur ſeines Leidens.

So ſchleppte er ſich etwa ein Jahr hin. Da faßte er, auf lebhaftes Zureden ſeines Dresdner Arztes, des bekannten Hofrats Weigel, den Entſchluß, ſich von Juſtinus Kerner magnetiſieren zu laſſen. Die eigne Zuneigung[2]) zu dieſem Manne machte ihn wohl Weigels Rat raſch gefügig. — ‚Die Fahrt von Dresden nach Weinsberg war für Loeben bei ſeinem geſchwächten Zuſtande lang und beſchwerlich.[3]) Er brachte eigenen Wagen und Pferde mit, ſeine Frau und ein Bedienter begleitete ihn; ſie ſtiegen im Gaſthauſe ab. Der Graf war ſichtbar erfreut, bei meinem Vater zu ſein, doch ſah er unendlich leidend und bleich aus, und wir Kinder erblickten ihn viele Tage nicht, wie er auch ſpäter immer nur die größte Stille und Einſamkeit um ſich liebte. Er litt an peinlichen Nervenaufregungen, epileptiſchen

---

[1]) ‚Des Gebetes und der Teilnahme ſeiner Freunde iſt er gewiß, und beydes erquickt ihn oft, wenn die Langwierigkeit ſeines Übels ihm manchmal den Muth ſchwächen will.'

[2]) Seine Briefe an Juſtinus atmen eine beſondere feierliche Herzlichkeit, in der er auch das poetiſche Du anwendet. Er hatte in früheren Jahren oft Sehnſucht nach ihm. — Übrigens iſt der veröffentlichte Briefwechſel nicht vollſtändig; es ſind Briefe ausgelaſſen (wie aus einigen Stellen des I. Bandes ſicher hervorgeht), die nach einer gütigen Mitteilung des greiſen Theobald Kerner in den gewaltigen, noch nicht geordneten Briefkonvoluten ſeines Vaters auch vorhanden ſein ſollen.

[3]) Dieſer Bericht iſt entnommen dem Buche Theob. Kerners ‚Das Kernerhaus und ſeine Gäſte, (1894). S. 51—53..

Anfällen, die sich oftmals des Tages wiederholten. Mein Vater magnetisierte ihn. Die Gräfin war eine geistreiche, liebenswürdige Frau und eine für ihren kranken Mann treubesorgte Gattin. Dem Bedienten, in seiner hellblauen Livree mit den hohen Gamaschen, waren wir bloße Luft ... Was den Dienst bei dem kranken Grafen betraf, kannte seine Pflichttreue und Aufopferung keine Grenzen, ... dem Grafen war er unentbehrlich. Er fuhr mit ihm täglich aus, meist in geschlossenem Wagen, da sich auch während der Fahrt, wenigstens im Anfang, die Anfälle öfters wiederholten; später beschränkten sie sich mehr auf die Nacht, und der Patient zeigte auffallende Besserung.'[1])

In der Tat war der Patient unheilbar. Justinus Kerner hat darüber so bündig wie lehrreich Therese Huber, die ernsthaften Anteil an Loebens traurigem Schicksal nahm, und dem

[1]) Wenn Theobald berichtet, Loeben habe eine anmutige Rittergeschichte gedichtet (‚Der Pilger und die Pfalzgräfin') und sie seinem Vater gewidmet, so ist dieses richtig, jenes wird durch den Briefwechsel mit Brockhaus berichtigt, aus dem hervorgeht, daß Loeben die Dichtung dem Verleger am 13. August 1822 anbot, der sie aber verbindlich dankend ablehnte. — Loeben teilt Helmina dann am 26. Jan. 1825 mit, seine getreue Frau habe das Gedicht zu seiner Weihnachtsüberraschung in Heilbronn drucken lassen. Er widmet es dann dem ärztlichen Freunde mit herzlichen Worten, die der Nachlaß aufbewahrt hat: ‚Wohl bedarf es unter uns, mein getreuer Freund! keines äußeren Andenkens an die gehaltreichen Tage, die wir Hand in Hand auf unserer Lebensbahn dahinpilgerten. Aber je näher wir dem Zeitpunkte rücken, wo die Tage sich zu Ende neigen und die Vertauschung Ihres Wohnortes im sagenreichen Schwaben mit dem an den Ufern meiner heimatlichen Elbe mir bevorsteht, desto tröstender ist mir der Gedanke, daß sie eben im eigentlichen Sinne kein äußeres Andenken hinterlassen werden, weil sie ja ganz dem inneren, und also dem unvergänglichen Leben angehören. Diese Zuversicht meiner beständigen Nähe ist es also, welche diese Zueignung Ihnen bedeuten will, so oft Ihr Auge mich sucht, und hier in diesem Liede mich wiederfindet, das unter allem, was ich Ihnen mitteilte, am meisten, am innigsten Ihr eigen ward und Ihr Eigentum zu bleiben wünscht.' Er würde es daher bei der stillen Weihnachtsgabe bewenden lassen, wenn er nicht durch die öffentliche Zueignung ‚dem Drange des Innersten genügen möchte, vor der ganzen Welt die hohe Achtung und die innige Erkenntlichkeit auszusprechen', die ihn unzertrennlich mit ihm verknüpfen.

Frhrn. v. d. Malsburg Auskunft erteilt.[1]) Jene redigierte damals das, Morgenblatt', und ihr sandte Loeben — durch Kerners Vermittlung — jene 18 Gedichte zu, die sogleich in den Nr. 179 ff.; 185 f. des ‚Morgenblatts' als ‚Lyrische Mittheilungen' abgedruckt wurden. Kerner bittet herzlich, dem kranken Dichter diese Gefälligkeit zu erweisen. ‚Der arme Mensch leidet unsäglich und macht mir umsomehr Schmerz, da ich zu seiner eigentlichen Heilung ja keine Hoffnung habe.' Thereſe Huber antwortet, das seien die Folgen der romantischen Bildung dieser Schule! Die Ärzte könnten die Folgen sinnlicher Unmäßigkeit pünktlich definieren, ‚aber die intellektuelle Unmäßigkeit und ihre Folgen laßt ihr aus der Acht, weil ihr nur Doktoren der Heilkunde, nicht mehr Priester der Heilkunde seid'. Dieser scharfsinnigen Bemerkung pflichtet Kerner in seiner Antwort bei, möchte nur hinzufügen, ‚daß das körperliche Leiden solcher Schriftsteller nicht so sehr aus ihrem Intellektuellen, als ihr Intellektuelles aus ihrem Körperlichen hervorging. Loebens Körper wurde schon in früher Jugend zerrüttet, und die Art seines schriftstellerischen Strebens ging grade daraus hervor; das ist zwar arg, aber gewiß so. Über diesen Punkt mag ich nicht viel weiter reden'. Höchst bedauerlich, daß diese Geheimniskrämerei den Grund zu einer bleibenden Unklarheit legt.[2]) Soviel geht jedenfalls aus dem Briefe an Malsburg hervor, daß Loebens Gesundheit völlig und über alles Erwarten zerrüttet war. ‚Sein

[1]) Kerner schreibt an Frau Huber am 24. Juli 1824, diese antwortet am 10. Aug. und Kerner repliziert am 24. Aug. Am 12. Aug. richtet Malsburg eine rührende Anfrage an K. nach dem Ergehen seines heißgeliebten Freundes. Fünf Wochen später stirbt er selbst plötzlich, in Escheberg (am 19. Sept.), während Kerners Antwort an ihn erst am 11. Okt. abgeht. Sie ist abgedruckt unter den ‚300 Briefen', die K. v. Holtei herausgab, Hannover 1872.

[2]) K. überschätzt doch die Tragweite seiner Behauptung: Sollte Körperliches seinen jungen Leib zerrüttet haben, was kann es in so jugendlichem Alter anderes als (natürliche oder unnatürliche) Übertreibung sexueller Funktionen sein? Und falls dieser Befund richtig ist, was ich auf das entschiedenste bezweifle: sollte das in der Tat ein dichterisches Streben lebenslänglich bestimmen?

Leiden ist eine völlig ausgebildete im Gehirn fixierte Epilepsie, die ihn besonders bei nicht wachem Gehirne Nachts im Schlaf befällt, und in der er dann stundenlang ohne irgend einen Funken von Bewußtsein mit blutigem Schaum vor dem Munde röchelnd liegt. — Bei Tage, bei wachem Gehirne, scheint die Epilepsie sich seines Gehirnes weniger bemächtigen zu können, und die Anfälle erscheinen dann nur — aber sehr häufig — in Form von Krämpfen. — Nach der magnetischen Kur hob sich eine Schwäche seines Intellekts, besonders Gedächtnisschwäche, auffallend.' Eine Zerrüttung der Nerven, schon in früherer Jugend entstanden, liege seinem Zustand zugrunde. Mit solchen schon gereizten Nerven gab er sich unausgesetzt einem heftigen Phantasie- und Gefühlsleben hin, setzt Kerner weiter auseinander. Kein Ballast — ein Amt oder Feldbau z. B. — tauchte ihn ins wirkliche, gemeine Leben und kühlte so die heißen Nerven. ‚Sie blieben in steter Spannung, bis sie zuletzt erschöpft in Krämpfe ausbrachen. Das Nervöse in seiner Maschine war durch unausgesetzten Gebrauch das Vorherrschendste, aber nun auch das Erschöpfteste.'

Falls er sich an ein weniger verweichlichtes, selbständiges Leben gewöhnen könnte, wenn auch nur nach und nach, ohne das Gängelband von Diener und Gattin, — es könnte vielleicht besser werden. ‚Man sollte (Sie werden mich verstehen) eigentlich etwas kalt, ja anscheinend grausam gegen ihn sein; aber.. das kann ich nicht und Sie wohl auch nicht. Ich verzieh' ihn selbst, er ist zu gut, und man muß ihn selbst zu sehr lieben. — — Ein schreckliches Hindernis ist auch, daß sobald er sich besser fühlt, er auch sogleich wieder seinen Phantasiearbeiten obliegt, weil ihn durchaus nichts Anderes freut. Kein Gartenbau, was ihm so heilend wäre, kein mechanisches Geschäft, kein Spiel der Art.' Es war nichts auszurichten, weil er, wie ein verzognes Kind, auch etwas eigensinnig war.

So der Arzt! Der arme Kranke aber schreibt in hoffnungsfreudiger Stimmung noch der Freundin Chézy zum Ge-

burtstage: ‚Obwohl mein Aufenthalt.. die bald mehr bald minder sich erweisende Wirkung nicht hat: so würde es Undank gegen die geheimnisvollen Liebeskräfte der Natur sein, wenn ich allen stärkenden Einfluß auf mich ableugnete, die hergestellte Möglichkeit einer anhaltenden inneren Thätigkeit nicht zugeben wollte; und so sehr mich diese anhaltenden, alleraugenblicklich wiederkommenden, ebenso augenblicklich, einem auftauchenden Grubenlichte der Berggnomen gleichend, wieder verglimmenden Anfälle beunruhigen und gefangen halten, so würde Sie mein Aussehen dennoch vielleicht nicht so besorgt machen, als ich von Ihrer treuen Theilnahme wohl aus der Ferne mir erwarten darf.‘ — Er hofft, später wieder seine ‚volle Thätigkeit‘ aufnehmen zu können; er freut sich vor allem darauf unter des Himmels Führung und Schutz sein großes Gedicht ‚Karl und Hildegard‘ zu beenden.

So beschäftigen ihn ältere Pläne und neue Absichten, als er — etwa Mitte Februar 1825, nach einem Aufenthalt von ungefähr acht Monaten — die Rückreise nach Dresden antritt. — Er hat nur noch wenige Wochen auszuhalten; Ostern ist vor der Tür, da hebt ihn, den ganz Entkräfteten, der Tod sanft von dieser Welt hinweg, am 3. April 1825; drei Wochen danach auch seine greise Mutter, der ihres Lebens Mittelpunkt genommen war.

* * *

Er war nicht der einzige Romantiker, der so jung dahinging; der des Meisters Goethe Ruhm erst recht verkünden wollte, wenn er dahingeschieden, der muß nun selbst früher Abschied nehmen. Nur wenige von all diesen Dichtern überschritten die Schwelle des Greisenalters. Die aber ragen einsam und fremd in die veränderte Umgebung hinein ... Blättern wir fort in den stattlichen Bänden des Kernerschen Briefwechsels, so stoßen wir im Jahre 1853, Frühling, noch auf Tiecks Namen. Der lebt sehr einsam in Berlin, schon seit zwei Jahren bettlägerig und krank. Viele seiner Freunde sind gestorben; da denkt er auch

Loebens wieder und Kerners, der ihn einst behandelte. ‚Sie schrieben damals den herzlichen, rührenden Brief an den Herrn von Malsburg, seinen Freund, den ich noch besitze und als teures Andenken von Ihnen aufhebe.‘ — Noch einmal zieht, ein blasser Schatten, Isidorus vorüber, und wieder vernehmen wir einen Nachklang romantischer Zeiten, wenn wir einige Jahre weiter forschen: Helmina von Chézy, arm und erblindet in Genf sitzend, feiert ihren Geburtstag. Sie muß weit in ihrer Erinnerung zurückgehen, 34 Jahre, bis sie ein wirklich schönes Fest ihrem Geburtstage zu Ehren findet. Da schreibt sie an Kerner: ‚1821 an diesem Tage war es schön bei mir. Tieck, Loeben, Malsburg, Kalkreuth ... und noch viele andre Freunde und Freundinnen umgaben mich mit Liedern, Blumen und sinnigen Geschenken!‘ Jetzt ist sie verlassen und voll ‚Sehnsucht nach der Heimat‘, dem Tode. — So gedenkt noch im Norden und im Süden vereinsamte Treue des lange Verstorbenen. Ihre Mitwelt hat den Dichter vergessen.

* * *

‚Lebensabend‘ nannte ich dieses letzte Jahrzehnt Loebens; es klingt wie Ironie und ist doch nichts als schlichte Feststellung des vom Lebensende her auf seinen Weg Zurückblickenden. Er selbst hat die Ahnung seines frühen Todes schon als Jüngling gehabt, er hat sie zuzeiten mit mystischer Tiefe erfaßt und sich der kommenden seligen Befreiung von der Erdenschwere innig gefreut. Er kam immer mehr dazu, dieses Leben als Vorbereitung nicht nur aufzufassen, auch zu leben, an seiner Selbstvernichtung arbeitend, — die nur zu vollkommen gelang. Das Bildchen[1]) des Dreißigers, das Wilhelm Hensel mit treuem Stift entworfen, zeigt ein durchgeistigtes Antlitz, an dem — neben der schönen Stirn — der schwärmerisch-visionäre Ausdruck der Augen sogleich auffallend ist, den ihre große Kurzsichtigkeit wohl noch erhöht.

[1]) Die Handzeichnung ist im Besitz des Geheimrats Prof. Dr. Leo.

Ein anderer Lebensabend stand vor seinen Augen, da er Dionysius seine ‚Deutschen Worte‘ als Unterpfand ‚schönerer Verheißungen‘ widmete. Er erhoffte sich Anerkennung zu erringen; er träumte von einer starken Wirkung auf die Menge. So ist denn charakteristisch, daß er seit 1815 anfängt, sich selbst historisch zu betrachten. Die Veröffentlichung der schon besprochenen Auswahl von Jugendgedichten, ‚Der Schwan‘ (1816) gehört dahin; die Zusammenstellung der ‚Lotosblätter‘, die 1815—16 erfolgt, beruht ebenfalls auf älteren Papieren. Wir haben den genauen Zusammenhang dieser Aphorismen und Fragmente mit der Heidelberger Zeit bereits gewürdigt. Zwischen diese beiden Dokumente seines künstlerischen und philosophischen Werdens fällt die endlich, nach langen Verhandlungen und Zögerungen, bewerkstelligte Herausgabe der ‚Hesperiden‘, die den Meister auf der Höhe zeigen soll, der eine kleine Schar poetischer Talente einzuführen, aufzustellen weiß. Die weitläufige Entstehungsgeschichte dieses Almanachs im Briefwechsel Loebens mit der Chézy zu verfolgen ist ganz lehrreich; im Sommer 1814 schon entstand den beiden in Heidelberg der Plan, gemeinsam ein Taschenbuch herauszugeben. Ihm ist wie einem Kinde ‚weihnachtswohl‘ bei dieser Idee, für die nun beide denken und wirken wollen. Von Radmeritz und Dresden nach Heidelberg und Darmstadt und umgekehrt gehen nun Vorschläge und Berichte. Schon die Wahl des Namens verursacht die umständlichsten Überlegungen. ‚Perlenkranz‘ war der erste Gedanke, nachdem die ‚Altarfunken‘ gleich erloschen waren. Bald erscheint ihm der Titel aber etwas steif. Vielleicht ‚Sancta Cäcilia?‘ Doch ein Kranz soll es ja sein, — ‚des Friedens und der Liebe‘, Des zum Zeichen soll der Almanach ‚Regenbogen‘ heißen. Hatte sich Helmina die Streichung ihres ‚Perlenkranzes‘ nicht ohne leise Indignation gefallen lassen, so ist sie um so entschiedener bereit, den papiernen Regenbogen zu opfern. Sie läßt vom Kranz nicht und ist, für den sinnigen Titel ‚Frühlingskranz‘ eingenommen. Auch Loeben würde ihn billigen, wenn nicht unter-

dessen die Würzburger Dichter um J. P. von Hornthal ihre ‚Deutschen Frühlingskränze' herausbrächten, denen Loeben zahlreiche Beiträge widmete. Um in der Stimmung des Frühlings zu bleiben, schlägt er vor — es ist Frühling 1815 — dem Taschenbuch den wohllautenden Namen, Freier deutscher Frühlingsgarten' zu geben, in Erinnerung vielleicht jenes Gedichtes, das ursprünglich zur Eröffnung des Almanachs gedacht war:

In dem alten stillen Garten
Hat sich Frühling eingefunden.

Mittlerweile waren Mitarbeiter von allen Seiten gewonnen worden, alle Verbindungen benutzt und ein gut Teil Lyrik eingebracht. Nur noch ein Verleger war zu finden; Hitzig hatte den Antrag abgelehnt. Da machte, Mitte 1815, Göschen, mit dem Loeben ja in mehrfache Verbindung getreten war, dem Dichter den Vorschlag, halbjährlich eine ‚Poetische Herausgabe' zu veranstalten; Loeben ging darauf ein, ließ die alten Pläne fallen und verwandte den angesammelten Stoff zum größeren Teil zur Durchführung des neuen Unternehmens, der ‚Hesperiden', der ‚Blüthen und Früchte' aus dem uneröffnet gebliebenen ‚Frühlingsgarten', ‚der Heimath der Poesie und des Gemüths'.

Ein Blick über den Inhalt gleicht einer Rückschau über die Epochen dieser Dichterlaufbahn, über die Gruppen seiner Freunde. In frühste Jugend führt der Zyklus ‚Bergmannsmärchen'; sein drittes Lied, ‚Des Alten Klage' bringt Klänge, wie sie des jungen Uhland Leyer tönt. Aber Stimmungen und Motive des Novalis[1]) tauchen schon in diesen Stücken, vornehmlich im vierten, dem ‚Märchen vom Karfunkel', auf. Dem

[1]) An die Hymnenpoesie des größeren Bruders gemahnt Karl von Hardenbergs (Rostorfs) ‚Unendliche Liebe', an dessen patriotische Begeisterung das ‚Lied', einst für den ‚Dichtergarten' bestimmt, aber in jener Zeit der Demütigung deutschen Wesens (1806/7) unterdrückt. Loeben liebte den ‚Dichtergarten', den er in Heidelberg und Berlin eifrig studierte; er hat, wie schon erwähnt, 1816 Rostorf Worte liebevollen Gedenkens gewidmet. (Im 3. Band der Kindschen ‚Harfe'.)

Grabe des gemeinsamen großen Anregers der Romantiker, Jacob Böhmes, widmet Max von Schenkendorf, der früh Verschiedene, (Loeben ein trauter Freund), Strophen frommer Verehrung:

In Quellen wollt' ich tauchen
Mein glühend Angesicht,
Da kam zu mir dein Hauchen,
Da winkte mir dein Licht.

Der Klang von Waldhörnern durchzieht manches der Lieder; Goldmann erregen sie Seufzer der Sehnsucht. Das Bild der frühlingsprächtigen, begeisterungsfreudigen, weinseligen Neckarstadt steigt auf mit der Freiherren Joseph und Wilhelm von Eichendorff Gedichten. Wir fühlen, wenn Joseph in den Stanzen ‚An die Freunde‘ die Befreiung des Rheins schmetternd kündet und von der Heldenlust, in solchem Lenz zu leben, der die Welt reinigt, wir fühlen bei diesen rücksichtslos-harten, frischmutigen Tönen, wie weit sich der einstigen Freunde Art geschieden hat, wie ihre Wege ins Entgegengesetzte führen. Mit einem Lied aus früher Zeit noch tritt der Ältere der Brüder, Wilhelm, auf, von der ‚Zauberischen Venus‘[1]). Verwandter Loebens Stimmung zeigt sich sein Liebling Wilhelm von Schütz, der den ‚Balsam der Einsamkeit genossen‘, der die ‚Abgeschiedenheit‘ besiegt.

Er leitet über zur jüngsten Vergangenheit; auch sie schon überwunden: in ihr herrschte Fouqué.[2]) Wie in Vorahnung

---

[1]) Wilh. v. Eichendorff mag sein Motiv aus Brentanos ‚Romanzen vom Rosenkranz‘ geschöpft haben: ich erinnere daran, wie Kosmos seinen Ring an den Finger eines Venusbildes steckt, der ihn durch sein Krümmen festhält. (Ges. Schr. III, 466.) Hat doch auch Loeben wohl aus Brentanos Werk, das die drei in Berlin entstehen sahen, die Anregung zu seiner weißen und roten Rose (Gedichte 1810). Wilhelm hat Loeben dann möglicherweise das Motiv zu seiner Novelle ‚Leda‘ vermittelt; vielleicht auch Joseph das Motiv des ‚Marmorbildes‘.

[2]) Wir werden recht daran erinnert, wie sich eine Zeitlang alle Sehnsucht nach dem Mittelalter, nach Einfachheit und Größe für Loeben in

eignen Schicksals nahm Loeben seine ‚Todesahnnng' auf: fiel Loeben auch nicht auf dem Felde der Ehre, da er ‚aus Traumesnacht' ans Licht der Schlachten flog, so empfing er doch im Krieg den Keim der Schwäche, die sein Herz vorzeitig lähmte. — Daß in kriegerischer Zeit diese lyrische Sammlung entstanden, bezeugt manch Beitrag: Schenkendorfs prachtvoller ‚Andreas Hofer'; ‚Der Reiter und sein Roß auf der Feldwache' (von Fr. Giesebrecht); ‚Jägerlied' (von Frisius); ‚Einquartierungslast'. Dessen Verfasser C. N. (Karl Ad. Näke) ein bewundernder Freund Loebens, ist mit seinen Dilettantismen mehr als zuträglich vertreten; — wir nähern uns der letzten Dresdner Epoche: ‚Rücksichten' zu nehmen empfiehlt sich; warum sollte man Friedr. Laun ausschließen? Den einst mit Spott bedachten Redakteur der ältern Dresdner Abendzeitung. Es ist nur klugfreundliches Entgegenkommen, die Musenzahl der phrasenschäumenden Sonette Friedr. Aug. Schulzes aufzunehmen.

Waltet hier mehr Höflichkeit des Wirtes, so wählt er aus inniger Überzeugung gleichen Sinnes die Beiträge des Frhrn. v. d. Malsburg; wenn der etwa mit einem

Der Tod ist unser Leben!

kühn sein Gedicht ‚Das Leben' schließt und so die Frage, was das Leben sei, beantwortet. So sind die treuesten Freundinnen, Helmina und Theorosa, aufgenommen, so meldet sich die jüngere Generation zum Wort; so wird verehrtem Älteren diese ‚Heimath der Poesie' geöffnet. Als ihm Zacharias Werner aus Wien die erbetenen Beiträge sendet, spricht er — der Priester — sein Verwundern aus, daß Loeben noch nicht katholisch geworden sei, und hofft, daß er bald das Versäumte nachhole.[1]) Sein ‚lohnreiches' Sonett ‚Luftschiffahrt' schließt er:

Fouqués Schaffen verdichtete, wenn wir Loebens, Weihnachtsandacht' lesen, nach einem Altarblatt Dürers, und daran denken, wie er einst den Freund mit einem Dürerblatte als Zeichen gleicher Gesinnungen beschenkte.

[1]) Er unterzeichnet als ‚Ihr Sie innig liebender, treuer Freund und künftiger Fürbitter Werner'. Dieser Brief, der in grimmer Nervosität an-

Geflogen nicht, zur Sonne wird geflüchtet;
Kann euer Nichts zur Demuth sich erheben,
Dann wird die Sonne selbst euch zu sich treiben.

Der Proselyt hat auch einen ‚Christlichen Hochzeitsreigen' beigesteuert ‚als Pröbchen von „Beiträgen zum Christlichen Hausbedarf", die der Vf., so Gott will, gelegentlich einmal herauszugeben gedenkt'. Die Mahnung: ‚Bleibt nüchtern! — Rausch, selbst edler, endigt!' klingt wunderlich genug aus diesem Munde. Wenn aber der ‚Vorsänger' zum Schluß sagt: ‚Zieht hin zum heil'gen Lager! — Schlaft süß, wir wollen beten geh'n, daß Engel euch zur Seite steh'n!' so scheint aus frommen Falten ein geiles Frätzchen zu lugen.

Merkwürdig, auch wie eine Ahnung kommender Ereignisse, mutet Koreffs Sonett ‚Beim Beginnen einer magnetischen Behandlung' an; und ebenso Justinus Kerners Beiträge: sein ‚Halbgenesener' fleht den Arzt an, ‚sein schmerzlich Heilen zu lassen. Er sehne sich hinüber!' Schon war er frei der Qual, als er, ein Vogel, im Fieber hoch über dieses Jammertal flog. Nur ein Kraut heile seine Wunden: Leichentuch und Grabesmos.]

* * *

Eben in den Jahren, da Loeben so sich die Etappen seiner eigenen Entwicklung aufbaut und gleichsam von der Höhe — denn die ‚Lotosblätter' sind seine wertvollste Prosaschrift — zurückblickt, wird diese Höhe von den Zeitgenossen auch äußerlich in etwas anerkannt: man überhäuft ihn mit Anträgen zur Mitarbeiterschaft an allen möglichen kritischen, belletristischen Zeitschriften, Almanachen, Anthologien. Und — der Dichter sagte überall zu: für lyrische Beiträge hatte er einen fast unerschöpflichen Vorrat in den Dichtungen seiner fruchtbarsten Zeit, zwischen 1806 und 1811, auch quoll ihm der Vers immer noch leicht;

hebt: ‚Um Gotteswillen keinen Druckfehler; bald hätte ich keinen Taschenbüchern mehr geschrieben. Indessen dies mag bleiben, bis uns Gott Allen aus dem Duodezformat hilft.'

für seine Prosa aber hatte er den behenden und gefälligen Stil, und weiterer Kunst, wenn er einen Plan gemacht, ein Motiv überlegt, bedurfte es für ihn nicht. Es ist hart, aber nicht zu hart, was über seine Prosadichtungen hier geäußert wird: denn es wird jetzt — in der besten Meinung, das sei zugegeben, Kunst zu liefern — irgend ein Novellenmotiv, ein Romanthema mit schönen Worten umkleidet; dann ergießt sich die allgemeine weich-begeisterte, herzlich-gesetzte Stimmung über alle Gestalten gleichermaßen; Leidenschaft und Spannung ertrinken durchweg in sentimentaler Weichheit oder salzloser Länge, — wovon etwa ein recht besonders abschreckendes Beispiel die ‚altdeutsche Familienchronik in 36 Bildern', ‚Das weiße Roß' ist.[1]) Das ist Belletristik unerfreulicher Art, so lieblich auf kleinen Strecken die Sprache klingt, so herzlich Loebens Blick (sozusagen) gelegentlich anmutet.

Es erübrigt sich, auf die ganze stattliche Reihe dieser Unterhaltungsschriften näher einzugehen. Sie sind — unbeschadet ihrer ausgezeichneten Gesinnung, ihrer moralischen Trefflichkeit usw. — dichterisch wertlos; recht eigentlich Dilettantismen. Sie sind unselbständige Anlehnungen an zeitgenössische oder frühere Muster; sie bieten weder nach Entstehung noch Gehalt noch Form etwas typisch Interessantes.

---

[1]) ‚Das weiße Roß' eröffnet den I. Bd. des ‚Rosengartens', der 1817 bei Brockhaus erschien. — Dem erwähnten hs. Briefwechsel mit dem Verleger ist zu entnehmen, daß im Dezember 1816 Loeben den ‚Rosengarten, Blätter des Glaubens und der Liebe in romantischer Darstellung' Brockhaus anbot. Er verlangte als Honorar 3 Karolin pro Bogen; man setzte dann für die zwei Bände mit 7 Erzählungen — die ‚Zaubernächte am Bosporus' wurden erst im Juli 1817 begonnen — 250 Taler fest, obwohl Loeben auf das entschiedenste 300 erbat. — Unterm 22. Juni 1818 schlug L. Brockhaus eine Fortsetzung des ‚Rosengartens' vor, gleich zwei Teile, einen 3. und 4. — Es kam aber nicht dazu; nur die 7 Dichtungen wurden im ‚Rosengarten' veröffentlicht: 4 Prosa-Erzählungen, außer dem ‚weißen Roß' die ‚Sonnenkinder', ‚Perle und Maiblume', ‚Persiens Ritter'; ein Gedicht in (ca. 220) Stanzen, die ‚Zaubernächte'; ein Gedicht im vierhebig-trochäischen Maß ‚Firdusi'; endlich das völlig mißlungene ‚romantisch-musikalische' Drama ‚Cephalus und Procris.'

In den Briefen an die Chézy kommt ein nachdenkliches Wort vor: ‚Sie sind bekannt und geehrt. Man muß dem Volk imponieren, die Meinung beherrscht's; hat man es einmal getroffen, so unterscheiden sie später wenig . . .' Klingt das nicht wie gemünzt auf das belletristische Schaffen eines Anerkannten? Nicht wie Berechnung, wenn er solche Art des Schaffens auch sich ersehnt? — Dann scheint es wieder, als gehe Loeben Kritik doch nicht ganz ab: wenn er immer zweifelt, daß jemand seine Werke lieben könne; er wisse, wie vieles man supplieren müsse, was in ihm liege, aber in seinem Werke sich nicht ausgesprochen habe.[1]) Darin eben ist das Kennzeichen des Dilettanten zu erblicken. In der Tat ist Loeben ohne jede Fähigkeit der Selbstkritik. Die Jahre von 1808—1812 nennt er gegen Fouqué einmal die ‚fünf mageren Jahre', denen nach 1814 etwa die fetten folgen sollten! So den einzigen Anlauf zur Eigenart zu verkennen, den die Gedichte von 1810 nahmen, in deren Sinne er — auf Goethes Spuren, dann als ein Selbständiger hätte wandeln können!

Wir haben diesen Weg verfolgt und die Überzeugung gewonnen, daß Loeben als Lyriker Gutes, ja dauernd Wertvolles geleistet hat, daß seine Begabung, durchgebildet, Ausgezeichnetes hätte liefern können. So aber verwendete er sie, jetzt, einige Motive des Boccaccio novellistisch auszugestalten (in ‚Ritterehr' und Minnedienst'), jetzt, Cervantes' ‚Drangsale des Persiles und der Sigismunda' in einer — wie er später selbst erkannte — zu hastigen Weise ins Romantisch-deutsche zu transponieren (‚Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda'). So verlockte ihn die tiefgehende Begeisterung für E. T. A. Hoffmann und die Bewunderung seiner ‚Fantasiestücke',[2]) auch das Gebiet des Schaurig-

[1]) Es fehlt seinen epischen Arbeiten jedes Gefühl für das notwendige Verhältnis des Stoffs zur Form, ein Verständnis, das Loeben als Lyriker instinktiv hat und feiner ausbildete.

[2]) Er zeigt sie in der Jen. Allg. Lit.-Ztg. begeistert an, er nennt das ‚göttliche Werk' Helmina gegenüber ‚eines der gewaltigsten und entzückendsten

Übernatürlichen zu betreten, in Novellen wie der ‚Todtenmahnung', dem ‚Brillantenschmuck' in den ‚Erzählungen' Bd. 1 und Bd. 2.

Es ist charakteristisch, daß, wenn er die Gelegenheit zur Durcharbeitung hat und benutzt (z. B. bei der ‚Todtenmahnung' die zuerst im Beckerschen Taschenbuch 1819 erschien; bei der erst in der ‚Urania' 1817 veröffentlichten Novelle ‚Der Liebe Selbstvernichtung'[1]) = dem ‚Sklavenring' im 2. Bd. der ‚Erzählungen' 1824) daß er dann die Verbesserungen lediglich mit Rücksicht auf den Wohlklang vornimmt. Eigenart und Feinheit des Klanges wie des Rhythmus, dazu Reife des Fühlens zeichnen z. T. jene ‚Lyrischen Mittheilungen' des ‚Morgenblatts' aus, die recht zu guterletzt noch einmal zeigen, welch begabten Lyriker unheilbares Siechtum verzehrte.

Drei bis vier Dutzend wirklich gelungener Lieder aus der großen Menge der Loebenschen Produktion auszuscheiden ist kein aussichtsloses Beginnen, und um weniger denn ein halbes Hundert guter Gedichte hätte man dem Dichter seine ganze Belletristik zu verzeihen. Einen — bescheidenen — Platz auf dem Parnaß hat er zu beanspruchen.[2])

Bücher, die es giebt; wie das Räthsel der Poesie selbst liegt es vor einem da, und die originellste helle Musik ist die Sprache dieser Sfinx (ich spiele auf das Titelkupfer an)'. Brief vom 3. 2. 1815.

[1]) In dieser Novelle, die schon 1814 in Heidelberg entstand, die vielleicht seine gelungenste überhaupt ist, wird der schließliche Verzicht eines Mädchens auf ihre Liebe geschildert. Giannina ist ein weiblicher Creuzer; mir ist der Gedanke nicht unwahrscheinlich, daß die in Heidelberg sehr lebendige Tradition von der Günderode und ihrem Schicksal Loeben die Konzeption dieser Novelle brachte.

[2]) Eine demnächst in den ‚Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrh.' (Berlin, B. Behr) erscheinende kleine Auswahl Loebenscher Lyrik wird diesen Eindruck, hoffe ich, zugleich verstärken und verallgemeinern.

Chronologisches Verzeichnis

der Werke Loebens und der wichtigsten Zeitschriften, an denen er mitarbeitete.

Bei seltneren Exemplaren ist ein Fundort angegeben. — Zu vgl. sind die „Zeitschriften der Romantik", herausgegeben von Heinr. Hub Houben (Berlin, 1904).

	Fundort.
Die Geschwister von Neapolis. 1803.	Handschr. im Besitz des Grafen Lippe.
(Ältere) **Dresdner Abend-Zeitung.** 1805/6. Herausg. F. Laun.	Dresdner Kgl. Bibl. usw.
Georgia oder der Mensch im Leben und im Staate. 1806/7. Hrsg. Medizinalrat K. J. Kilian (Leipzig; Bamberg).	Bibl. zu Bamberg.
W. G. Beckers Erholungen. 1807. 8. Bändchen.	
Morgenblatt Nr. 164. 172. 176. 263. 285. 307. 1807.	
do. Nr. 1 (55. 107/8.) 139/40. 165/6. 1808.	
Phöbus. Ein Journal für die Kunst 1808. Hrsg. Kleist und Müller, I. Jahrg. (Dresden).	
Taschenb. d. Grazien. 1808. (Mannh., Kaufmann u. Friedrich).	
Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 1808. 1810. Herausg. Prof. Ast (Landshut).	Hof- und Staats-Bibl. München.
Guido. Von Isidorus Orientalis. 1808. (Mannheim, Schwan und Götz).	Univ.-Bibl. Leipzig, Heidelberg, Freiburg. Alfred Graf zur Lippe (München).
(= **Romantische Darstellungen.** Von Isidorus. Mannheim 1817).	
W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 1808. (Leipzig, Niemann). 18. Jahrg.	
Musen-Almanach für 1808. Herausg. A. Kuhn und Fr. Treitschke (Wien).	
Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. 1808. (Mannheim, Schwan und Götz).	Univ.-Bibl. Straßburg, Heidelberg. Graf Lippe.
(Cottas) Taschenbuch für Damen auf 1809.	
W. G. Beckers Taschenbuch. 1809.	
Heidelbergisches Taschenbuch auf 1809. Herausg. Aloys Schreiber. (Heidelberg, Engelmann).	

	Fundort.
Gedichte. (Berlin, Sander.) 1810.	Kgl. Bibl. Berlin. Prof. Roethe-Berlin.
Neuer Teutscher Mercur vom Jahre [1806? 3. Stück] 1810. Herausg. C. M. Wieland.	
Heidelberg. Taschenbuch auf 1810 und 1811. (Mannheim, Löffler.)	
Preußischer Vaterlandsfreund. 1811.	
Berliner Abendblätter. 1811. Herausg. Heinr. v. Kleist.	Kgl. Bibl. Berlin.
Arkadien. Ein Schäfer- u. Ritterroman. I. II. Teil. 1811, 1812. (Berlin, Schoene).	Kgl. Bibl. Berlin. Prof. Roethe.
J. Kerners **Poetischer Almanach** für 1812. (Heidelberg, Braun.)	Göritz-Bibl. Berlin.
Deutscher Dichterwald, von Kerner, Fouqué, Uhland u. a. 1813. (Tübingen, J. F. Heerbrandt.)	
Dresdner **Landwehr-Blätter.** 1813—14.	Kgl. öff. Bibl. Dresden.
Deutsche Blätter. (Leipzig, Brockhaus). 1813—14.	
Erholungen. Thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. (Erfurt, Keyser). 1812—14.	
Zeit-Blüthen. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt. (Breslau.) 1814—15. Herausg. Friedr. Gleich und Karl Wunster.	Univ.-Bibliothek Breslau.
Musen-Almanach für 1814. Herausg. Joh. Erichson. (Wien, Carl Gerold).	
Deutsche Worte über die Ansichten d. Fr. v. Staël von unserer poëtischen Litteratur in ihrem Werk über Deutschland. 1814. (Heidelberg, Mohr und Zimmer.)	Univ.-Bibl. Gießen, Heidelberg, München, Wien; Großh. Weim. Bibl.
Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815. Herausg. J. G. Seegemund (Gottwalt). (Stettin, C. W. Struck).	Kgl. zu Berlin, Dresden.
Urania, Taschenbuch für Damen auf 1815. (Brockhaus.)	
Rheinischer Mercur. 1815.	
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 136. 160. 1815.	
do. Nr. 198—200. 1816.	
Die Harfe. III.—V. Bändchen. 1816. Herausg. Fr. Kind (Leipzig, Göschen).	
Deutsche Frühlingskränze für 1816. Herausg. von Joh. Peter v. Hornthal. (Bamberg und Würzburg Göbhardtsche Buchhdlg.).	
Die Hesperiden. Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths. 1816. (Leipzig, Göschen.)	Hannov. Pro. Bib. Graf Lippe, Frhr. v. d. Malsburg-Escheberg. Dr. med. Leop. Hirschberg, Berlin.
Lebenskranz um eine theuere Todtenurne. 1816. (O. O. Druck bei Göschen.)	Kgl. Bibl. Berlin, Dresden. Prof. Roethe.

Fundort.

Der Schwan. Poesieen aus dichterischer Jugend, mitgetheilt von Isidorus. 1816. (Leipzig, Göschen). — Straßb. Univ. Dresdn. Stadt-Bibl. Graf Lippe, Prof. Karl Siegen.

Sonette der Deutschen, III, 143—162. 1817.
Herausg. Fr. Raßmann (Braunschweig).

Urania (Brockhaus) 1817.

Fr. Raßmanns Sammlung **triolettischer Spiele.** 1817. (Leipzig.)

Fr. Raßmanns Blumenlese südl. Spiele im Garten deutscher Poesie. 1817. (Berlin, Nicolai.)

Thusnelda. Eine Zeitschrift für Deutsche. III. Heft. 1817.
Herausg. C. W. Grote und Fr. Raßmann.

Rosengarten. Dichtungen von O. H. Grafen v. Loeben. II. 1817. (Altenburg und Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Un.-Bbl. Erlangen, München. Staats- Dresdn. öff., Fürstl. Werning. Gr. Lippe.

Daraus: **Cephalus und Procris.** Ein romantisch-musikalisches Drama von O. H. Grafen v. Loeben. 1817. (Brockhaus.) — Univ.-Bibliothek Erlangen.

W. G. Beckers Taschenbuch 1817.

Lotosblätter. Fragmente von Isidorus. II. 1817. (Bamberg und Leipzig, Carl Friedr. Kunz.) — Erlangen; Hofbibl. Wien; Darmstadt; Harmoniegesellsch. Mannheim Graf Lippe, Dr. L. Hirschberg.

Gaben der Milde. 1817.
Herausg. Gubitz. II. Bd.

Wünschelruthe. Jan.—Juni 1818.
Herausg. H. Straube und J. P. v. Hornthal (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht).

Urania. 1818, 1819, 1821.

Zeitung für die elegante Welt. 1818.

Morgenblatt. 1818.

Der Gesellschafter. 1817 und 1818.
Herausg. F. W. Gubitz (Berlin).

Ritterehr und Minnedienst. Alte romantische Geschichten. 1819. (Berlin, Sander.) — Loge z. d. drei Weltkugeln. Berlin. Frh. v. d. Malsburg.

Morgenröthe im Aufgang 1819 und 1821.
Herausg. A. Gebauer. (Elberfeld, H. Büschler).

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1819, 1820.
Herausg. Joh. Schickh. (Wien, Anton Strauß).

Dresdner Abend-Zeitung, passim, z. B. 1815, 1817, 1819 u. ö.
Herausg. Th. Hell u. Fr. Kind. (Arnoldische Buchhdlg.).

Askania. Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst. 1820.
Herausg. Wilh. Müller. (Dessau, C. G. Ackermann).

Neuer Kranz deutscher Sonette. S. 106—123. 1820.
Herausg. Raßmann. (Nürnberg, Schrag).

Cornelia. Taschenbuch für Frauen. 1820.
Herausg. Aloys Schreiber. (Heidelberg, Josef Engelmann).

	Fundort.
Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda. Eine romantische Geschichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. 1821. (Altenburg, Christian Hahn.)	Berliner Kgl. Bibl. Graf Lippe; Frhr. v. d. Malsburg.
(Der gleiche Titel. 1831.) (Ronneburg, Friedr. Weber.)	
Literarisches **Conversations-Blatt.** (Brockhaus.) 1820—23.	
Die Muse. Monatsschr. f. Freunde der Poesie usw. 1822. Herausg. Fr. Kind. (Leipzig, Göschen).	
Frauentaschenbuch für das Jahr 1822. Herausg. Fr. Rückert. (Nürnberg, Schrag).	
W. G. Beckers Taschenbuch 1820 und 1822.	
Erzählungen von Otto Heinrich Grafen v. Loeben. 1822—24. (Dresden, Paul Gottlob Hilscher).	Dresdner öffentl., Wiener Hof- und Univ.- Bibliothek. Frhr. v. d. Malsburg. Gr. Lippe.
(= Klass. Kabinetts Bibl. Nr. 143, 144).	
Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. 1823.	
Frühlingstaschenbuch. 1823.	
W. G. Beckers Taschenbuch. 1823, 1824.	
Hesperische Nachklänge in deutschen Weisen. 1824. Herausg. Fr. Raßmann. (Köln, L. Chr. W. Schmidt.)	
Frauentaschenbuch. (Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag). 1824.	
Morgenblatt. 1824.	
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ein Ritterlied. 1825. (Heilbronn.)	Berl. Kgl.-Straßb. Bibl., Graf Lippe, Prof. Karl Siegen.
Dresdner Morgenzeitung. 1827, Nr. 205.	

* * *

Ignaz **Hub**, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter (Karlsruhe) S. 355/8 = Nr. 310—13.

Die fünf genannten Sammlungen **Fr. Raßmanns**, die neben Erstdrucken nach der Handschrift zahlreich Zweitdrucke bringen, erleichtern, als häufiger vorkommende Anthologien, die Kenntnis der Loebenschen Lyrik.

Versuch

einer chronologischen Zusammenstellung

der Briefe Loebens

nach den gedruckten und handschriftlichen Quellen.

Es bedeutet: B. Berol. = Kgl. Bibl. Berl., Br. Arch. = Verlagsarchiv von F. A. Brockhaus, B. Dresd. = Kgl. Bibl. Dresden, Fou. = Briefe an Fouqué, 1848, Ke. = J. Kerners Briefwechsel 1897, II., Lit.-Arch. = Literatur-Archiv Berlin, Mitt. = Mitteilungen a. d. Berl. Lit. Arch. 1898, Ra. = Fr. Raßmanns Nachlaß, Münster 1833, Ti. = Briefe an Tieck, hg. Holtei.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1804	2. X.	Dresden	C. A. Böttiger	B. Dresd.
1806		"	"	do. Sendung von
1807	19. II.	Wittenberg	"	fünf Gedichten.
1808	22. XI.	N.-Rudelsdorf	L. Tieck	Ti.
	25. III.	Radmeritz	Böttiger	B. Dresd.
1810	24. IV.	"	"	"
	n. dem 18. VI.	Wien	Varnhagen v. Ense	B. Berol.
	5. VII.	Radmeritz	"	"
1811	13. I.	Wittenberg	Justinus Kerner	Ke.
1812	6. IX.	Joachimstein	Fouqué	Fou.
"	27. XI.	Radmeritz	"	"
"	29. VI.	"	Kerner	Ke.
1814	30. I.	Dresden	F. A. Brockhaus	Br. Arch.
"	22. IV.	Groß-Göhrau	Chézy	Mitt.
"	22. V.	Bodenheim	"	Lit.-Arch.
"	3. VI.	Heidelberg	Kerner	Ke.
"	14. VI.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	9. VII.	Elberfeld	"	Mitt.
"	30. VII.	Radmeritz	"	B. Berol.
"	8./9. VIII.	"	"	Mitt.
"	11. VIII.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	15. 17./18. VIII.	"	"	"
"	29. VIII.	"	Kerner	Ke.
"	16. IX.	"	Chézy	Mitt.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1814	6. X.	Radmeritz	Chézy	B. Berol.
"	26. X.	Gerlachsheim	"	Mitt.
"	29. XI.—2. XII.	"	"	"
"	12. XII.	Radmeritz	Fouqué	Fou.
"	15./18. XII.	"	Chézy	Mitt.
"	21. XII.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	30. XII.	"	Kerner	Ke.
1815	10. I.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	12. I.	"	"	"
"	16. I.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	2. II.	Dresden	Brockhaus	Br. Arch.
"	3. II.	"	Chézy	B. Berol.
"	3. II.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	6. II.	"	"	"
"	6. III.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	23. III.	"	"	B. Berol.
"	31. III.	Radmeritz	Fouqué	Fou.
"	3. IV.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	7. IV.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	26./28. IV.	"	"	"
"	3. V.	"	"	B. Berol.
"	13. V.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	14. V	"	Chézy	B. Berol.
"	15. VI.	Dresden	"	Lit.-Arch.
"	28. VI.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	28. VII.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	5. IX.	"	Fr. Raßmann	Ra.
"	23. IX.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	9. X.	Joachimstein	Raßmann	Ra.
"	4. XI.	"	Chézy	Lit.-Arch.
1816	18. XII.	"	Raßmann	Ra.
"	6. II.	Dresden	"	"
"	13. II.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	14. II.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	14. II.	"	Kerner	Ke.
"	17. II.	"	Raßmann	Ra.
"	17. II.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	28. II.	"	"	"
"	10. III.	Dresden	Raßmann	Ra.
"	13. IV.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	21. IV.	Joachimstein	"	B. Berol.
"	5. V.	Gerlachsheim	Raßmann	Ra.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1816	17. V.	Joachimſtein	Fouqué	Fou.
„	14. VI.	Dresden	„	„
„	22./23. VI.	„	Kerner	Ke.
„	11. VII.	„	Raßmann	Ra.
„	29. VII.	„	„	„
„	18. IX.	„	„	„
„	14. XI.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	4. XII.	„	„	„
1817	2. I.	Gr.-Neuhauſen (Thüringen)	Chézy	B. Berol.
„	10. I.	„	„	„
„	16. I.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	22. V.	Dresden	Raßmann	Ra.
„	25. II.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	7. III.	„	„	„
„	19. IV.	„	„	„
„	8. VII.	„	„	„
„	14. VII.	„	„	„
„	19. VIII.	„	„	„
„	20. XII.	„	„	„
1818	26. I.	„	Chézy	B. Berol.
„	5. III.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	10. IV.	„	„	„
„	22. VI.	„	„	„
„	16. IX.	„	„	„
„	18. X.	Radmeritz (?)	Chézy	B. Berol.
„	13. VII.	„	Böttiger	B. Dresd.
1819	15. I.	„	„	„
„	26. I.	„	Chézy	B. Berol.
„	16. IX.	Schwalbach (i. Naſſau)	Raßmann	Ra.
[„	4. V.	Laußke		Dat. hſ. Gedicht.]
1820	8. IV.	Dresden	„	Ra.
„	15. V.	Joachimſtein	L. Tieck	Ti.
„	24. VII.	Nieder-Rudelsdorf	Brockhaus	Br. Arch.
„	7. IX.	„	L. Tieck	Ti.
„	24. X.	Dresden	Raßmann	Ra.
„	31. X.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	14. XI.	„	Tieck	Ti.
„	5. XII.	„	Brockhaus	Br. Arch.
1821	8. I.	„	„	„

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1821	14. V.	Joachimstein	Tieck	Ti.
„	23. V.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	4. VII.	Laußke	„	„
1822	25. II.	Dresden	„	„
„	23. VII.	Escheberg (b. Kassel)	„	„
„	13. VIII.	„	„	„
„	8. X.	Dresden	„	„
„	16. XI.	„	„	„
1823	27. III.	„	„	„
„	23. X.	Laußke	„	„
„	11. V.		Chézy	B. Berol (Gräf. L.).
1824	20. X.	Weinsberg	Brockhaus	„
„	30. X.	„	Raßmann	Ra.
1825	26. I.	„	Chézy	B. Berol.

Namen- und Sachregiſter.

Abendzeitung, Dresdner, d. ä., 26.
Abſchatz, Hans Aßmann von 220.
Anakreon 24, 30, 179.
Anakreontiker 30.
Anakreontiſches 208 ff.
Arkadien 121, 232 ff.
Arnim, Achim von 149, 159, 229.
Aſſiſi, Franziscus von 107.
Aſt, Friedrich 71, 154, 158, 182, 270.

Baggeſen, Jens 169, 207.
‚Banner‘, Der 268 ff., 275 ff.
Bechtoldsheim, Julie von 285.
Berlin 185 ff.
Bernhardi 190 ff.
Blomberg, von 169.
Blücher 273.
Blumauer 15.
Boccaccio 313.
Bodmer 77.
Boehme, Jacob 28, 51, 107 ff., 140, 149.
Boſen, Graf 7.
Boettiger, C. A. 14, 24, 33, 44, 53, 147, 187, 285, 298.
Bouterwek 183.
Brentano, Clemens 136, 186 f., 223, 309.
Breßler, Johanna Gräfin von 295.
Broſſe, Fr. Chr. 30.
Budde 67, 173, 181.
Bürger, Auguſt 13.
Burgsdorf, Henriette von 7.
Büſching 192.

Carlowitz, von 7, 278.
Chamiſſo, Adalbert von 136, 187.
Chézy, Helmina von 278 ff., 293 ff., 306.
Claus 169.
‚Codrus‘ 15.
Cotta 73.
Creuzer 53, 162, 314.

Dionyſius ſ. Strauß.

Eichendorff, Joſeph von 153 ff., 185 ff. 229, 269, 291 f., 299, 309.
— Hermann von 163.
Einſiedel, Graf von 7.
Eliſium und Tartarus 26.

Falk, Joh. Dan. 26.
Fichte 186, 192.
Fleming, Paul 51, 148, 185, 220.
Florens ſ. Eichendorff 158.
Fontane, Theodor 125.
Förſter 299.
Fouqué, Friedr. Baron de la Motte 81, 125, 131, 187, 236, 282, 291 f.
Freimund Raimar ſ. Rückert.
Friedrich, C. D. 106.
Fries 53.
Friſen, von 7.
Friſius 310.
Fugger 110.

Gellert 15.
Geßner 15.
Gerhardt, Paul 142.

Georgia 26, 30, 42, 92.
Gieſebrecht, Karl 136.
— Fr. 310.
Gleim 13, 30.
Goethe 28, 102, 126, 131, 136, 185, 197, 213, 277.
Goldmann 269, 295.
Görres, Joſeph von 55, 66, 159, 285.
Greiffenheim, M. C. geb. von 5.
Gries 53.
Grimmſches Wb. 121.
Groß-Hennersdorf 7.
Grote 326.
Grübel, Konrad 34.
Guido 54 ff.
Günderode 314.

Hagedorn 15.
Hagen, v. d. 192.
Haller, von 15.
Hardenberg, Fr. von 37 ff., 45 ff., 90 f.
— Carl von 131.
Haug 146.
Heidelberg 43, 52 ff., 279 ff.
Heinſe 127.
Herder 25, 35.
Henſel, Wilh. 306, 326.
Hitzig 192.
Hoffmann, E. T. A. 131, 313 f.
Hölty, L. Heinr. Chr. 34.
Hornthal, J. P. von 308, 326.
Horſtig 53.
Hoyen, Graf von 7.
Huber, Thereſe 169, 302 f.

Joachimſtein 176, 272 f.
Iſidorus Orientalis ſ. Loeben 46, 208.
Julius, Nik. Heinr. 155.

Kalkreuth, Graf von 299.
Karfunkelmotiv 99 f., 208.
Kauer, Ferdinand 157.
Kaufmann, Ferd. 55.
Kerner, Juſtinus 268 f., 301 ff., 311.
Keutgen 74.
Kilian, K. J. 26.
Kind, Fr. 170, 268, 298.
Kleiſt, Heinr. von 187, 282.
Klopſtock 15.
Köhler, Joh. Gottl. Leberecht 6.
Komet, Beſſelſcher 69 f.
Koreff 311.
Körner, Th. 43, 52, 273.
Koſegarten, Theobul 35.
Kotzebue 15.
Krug, Prof. 276.
Kuhn, Auguſt 47, 298.
Kügelgen 298.

Landshut 208.
Laun ſ. F. A. Schulze 26.
Laußke 296.
Leſſing 15.
Loë 208.
Loeben, Albrecht 7.
— Ferdinand 6, 231 f., 235.
— Otto Heinrich Graf von
Eltern 5; inoculation 8; In Wittenberg 25 ff., 43, 229 f.; Heidelberg 52 ff.; Berlin 185 ff.; Patriotismus 147 f.; Teilnahme am Feldzug 1814 268 ff., 275 ff.; Heirat 295 f.; Katholiſieren 143 f.; Pietismus 288 ff.
Anakreontiſche Neigungen 208 ff.; Arkadiſche Epoche 229 ff., 239 ff.; Balſora, tragédie Jugendverſuch 9; Deutſche Worte 279 ff.; Einfluß Goethes 213 ff.; Erzählungen 314; Gedichte 1810 193 ff.; Geiſtl. Lieder 48; Geſchwiſter v. Neapolis 15 ff., 123; Guido 45, 75 ff., 114 ff.; Heſperiden 307 ff.; Hieroglyphen 52, 55; Lotosblätter 84 f., 93 ff., 147, 307; Lyrik 132 f., 213 ff.; Maria, Epos 14 f., 34 ff.; Erſte Proſa 9 ff.; Pilger und Pfalzgräfin 302; Reiſebüchlein 132 ff.; Roſengarten 312; Der Schwan 38 f., 48, 131; Sonette: die erſten 41, Zyklus 1810 204 ff.; Veilchenblätter, hs. Journal 11.
— Sofie von, Stiefſchweſter 9.
— Wilhelmine von 272.
‚Lovell‘ 128, 130.
Loew 208.

Malsburg, Ernſt Frhr. v. d. 287, 299, 310.

Manessische Handschrift 77, 148.
Matthison 15.
Michaelis, Prof. in Heidelb. 71f., 166.
Miltitz, Oberst im ‚Banner' 279.
Morgenblatt, Das 73, 145f., 171, 303.
Müller, Adam H. 37, 40, 186.

Näke, Karl Ad. 310.
Napoleon 146.
Neapolis, Geschwister von 15ff., 123.
Neumann, W. 189.
Nieder-Rudelsdorf 5, 175ff.
Nostitz, von 7.
Novalis s. Hardenberg 45ff.
Nürnberg 175.

Ober-Gerlachsheim 5.
Osterdingen, Heinrich von 55ff., 75ff.
Opitz, Martin 50, 262.
— Magister, L.s Hauslehrer 6.

Paris 278f.
Pfeffel 15.
Poelitz, K. H. Ludw. 49, 101.

Radmeritz 176.
Raßmann, Friedr. 47, 144, 318, 326.
Reichsanzeiger, Der 26.
Reinbeck, G. 142.
Ringseis 208.
Rochow, von 192.
Romantik 36ff.
Sehnsucht 105ff., 139f., 202, 266f.; Regenbogen 103; Waldhorn 104; Mittelalter 203.
Rostorf s. Carl v. Hardenberg.
Rottmanner 208.
Rückert, Fr. (Freimund Raimar) 286.
Rudolphi 161.

Sachs, Hans 148f.
Sander, Joh. Dan. 186ff.
Schelling 49, 101f.
Schelmuffsky 269.
Schenkendorf, Max von 309.
Schiller 15ff., 23, 27f., 39, 212.
— Einfluß s. Dramen 15f.
Schlegel, A. W. 37, 39, 162.
— Dorothea 282.
— Friedrich 50, 129, 149, 180f., 267.
Schleiermacher 96.
Schreiber, Aloys 73.
Schröckh, Prof. 28.
Schulze, F. A. (Laun) 26, 188, 310.
Schütz, Wilh. von 178, 181, 224.
Schwan und Götz 71f.
Schwarz 53.
Senfft, von 7.
Staël, Frau von 279f.
Sternbald 127.
Stolle, Chr. Gotthelf, 6.
Strauß, Friedr. 29, 47, 66ff., 284.

Tieck, Ludwig 127f., 130f, 149f., 164, 176f., 287f., 305.
Tolkwitz 25, 277.

Uhland, Ludwig 267f., 308.
Unruh, Frau von 176.
Urania, Tiedges 10.

Varnhagen von Ense 213, 232ff.
Vitalis s. Keutgen.
Voß 13f., 34f., 159.

Wackenroder 127, 151, 165.
Watzdorf, von 7.
Weigel, Hofarzt 301.
Werner, Zacharias 38, 146, 310f.
Werthern, Graf von 7.
Wickram 64.
Wieland 9, 15.
Wilhelmine, Jugendgeliebte L.s 205f.
Wilken 53.
Winkel, Therese a. d. 287, 298.
Wolfart 192.
Wunderhorn, Des Knaben 50, 64.
Wunster, Karl 269.

Zeit-Blüthen 269.
Zeitung f. d. eleg. Welt 26.
Zesen, Philipp von 263.
Zinzendorf 7, 290.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 131 Z. 14 v. u. lies Fouqué statt Fonqué.
„ 144 „ 10 „ „ „ Münster „ München.
„ 169 Überschrift „ Guido „ Guiodo.
„ 286 Z. 5 v. u. „ Raimar „ Reimar.
„ 308 Anm. [1]) füge hinzu: Vgl. S. 170, Anm. [1]).

Zu dem auf S. 267 mitgeteilten Briefe Uhlands an Loeben vom 18. März 1812 hat mir der ‚Schwäbische Schillerverein' aus dem in seiner Bewahrung befindlichen handschriftlichen Nachlaß des Dichters eine Reihe von Varianten und Stellen freundlich mitgeteilt, welche die Witwe U.s in ihrer Schilderung seines Lebens unbeachtet gelassen hat. Ich zitiere hier einen längeren von ihr ausgelassenen Passus: ‚Die Schäfer des Südens können nach meinem Gefühl nur zuweilen, in Maientagen, flüchtig über unsere Weide treiben, nimmermehr aber sich bei uns ansiedeln. Wir haben einmal keinen dauernden Frühling, und unsere kräftige Winterepoche wollen wir niemals verläugnen. Darum hat mich auch in Ihrem Arkadien das Ritter- und Jägerleben ungleich mehr als die Schäferwelt angesprochen.' — Am Schluß steht noch: ‚Hier [Tübingen] befindet sich Schwab, der mir aufgiebt, Ihnen die herzlichsten Grüße zu melden.'

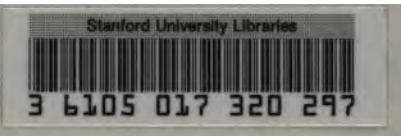
Zu S. 311: Die äußere Anerkennung der literarischen Wirksamkeit Loebens beleuchten u. a. gut zwei (hs.) Schreiben an ihn aus dem Anfang und Ende des Jahres 1815: in jenem erhofft J. P. von Hornthal für seine ‚Deutschen Frühlingskränze', daß L.s ‚Dichterglanz' die Beiträge anderer ‚Meister der heiligen Kunst des Gesanges' überstrahlen werde; in diesem bittet Grote, der mit Raßmann die ‚Thusnelda' herausgibt, um einige ‚prosaische Beiträge' und fügt hinzu: ‚Sie würden dadurch sehr zur Förderung des Gedeihens derselben beitragen, indem bei der Celebrität Ihres Namens und bei der Menge von Verehrern Ihrer Muse, die gleich anfängliche Mittheilung einiger sowohl prosaischer als poetischer Beiträge von Ihnen derselben zu einer herrlichen Aegide gereichen würde.'

Zum ‚Chronologischen Verzeichnis der Werke' sei noch nachgetragen, daß als Vorwort für die ‚Auserlesenen Schriften' Helmina von Chézys (1817) Loeben ein Gedicht von zehn Stanzen lieferte.

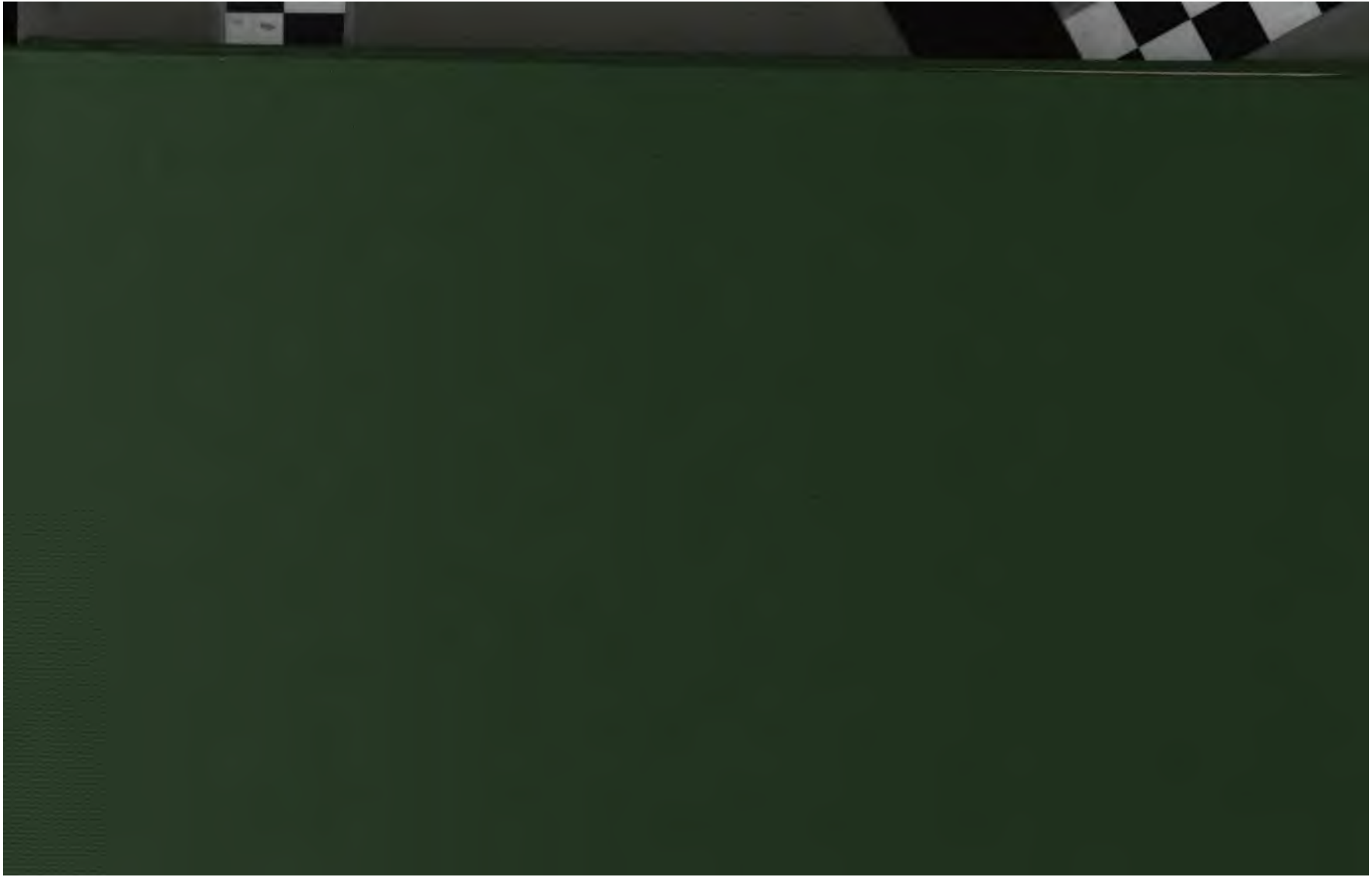
Die Reproduktion des (einzigen bekannten) Loebenbildes von Hensel hat Herr Geheimrat Leo gütigst gestattet.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

7 145ST 5231
04/96 BR6
53-005-00 GBC



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE